This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~UHS. 161 f. 20~~

Vet. Ger. II A. 137

4 tome en 2 vol
4 folio org. gr.

La force de l'amour

9 378

900

15 b

153

Die
Gewalt der Liebe,

in Erzählungen

von

Auguſt Lafontaine.

Erſter Theil.

Zweite mit neuen Erzählungen vermehrte Auflage.

Berlin 1799.

Vorbericht.

Ich übergebe dem Publikum eine neue Auflage der Gewalt der Liebe. Die öffentliche Stimme hat sich nie gegen Romane und Romanlesen so erhoben als jezt, und nie hat eben sie lauter nach Romanen gerufen als gerade jezt. Es giebt Romane, die jedes Mädchen mit Erröthen verbirgt, wenn ein Mann sie damit ertappt. Von denen kann wohl die Rede nicht sein: ihre Schändlichkeit ist anerkannt. Es giebt Romane, die nichts als die seltsamsten, unwahrscheinlichsten Mährchen enthalten, welche die Phantasie der Leser und Leserinnen mit riesenhaften Bildern, das Herz mit unmöglichen Hoffnungen und Wünschen füllen, welche die Wünsche über die Erde weg in das Reich einer fieberhaften Phantasie führen, und nach und nach den Kopf mit Widerwillen gegen das wirkliche Leben erfüllen: da thue die Kritik ihr Amt, und belehre Mütter und Erzieher über den Schaden dieser Lektüre.

Der Roman ist der Spiegel des wirklichen Lebens, eine bürgerliche Epopee, eine Fabel, wo Menschen reden und handeln mit der hinzugefügten Moral, ein lebendiger Unterricht über das menschliche Leben, über die Leidenschaften, die es treiben, über die Schwierigkeiten, die jedes Geschlecht, jedes Alter, jeder Stand in den tausendfachen Verwikelungen vorfindet, eine Schule der Selbstkenntniß, eine Moral in Beispielen, und wie die Sachen jezt liegen, beinahe die einzige Schule wenigstens für das weibliche Geschlecht.

Das ist der Roman, oder er sollte es seyn. Und so betrachtet, wer will den Roman ganz verwerfen?

Das Mädchen wird mit dem zehnten Jahre, oft noch früher in die Welt eingeführt. Der Umgang mit dem männlichen Geschlecht wird von nun an Sitte, Gewohnheit. Alle Leidenschaften werden gereizt: Eitelkeit, Gefallsucht werden durch ewige Gesellschaften in Bewegung gesezt. Die Sinnlichkeit erwacht von den Schmeicheleien der Jünglinge, von ihren Huldigungen, Liebkosungen, von Eifersucht, Tanz und Freude

erwekt. Welche Selbſtkenntniß, welche genaue Bekanntſchaft mit dem menſchlichen Herzen, mit dem Werthe des Mannes, mit den Masken des Werths, welche die Jünglinge vornehmen, muß nicht das junge Mädchen haben, um den Schlingen zu entgehen, die ihnen die Jünglinge und ihre eigenen Empfindungen legen.

Sie würden die Liebe nicht kennen lernen ohne Romane! deſto ſchlimmer! Sie werden der Raub dieſer furchtbaren Leidenſchaft deſto ſchwerer ſein, je weniger ſie ihr Daſein ahnen.

Das Mädchen wird Frau. Sie ſoll nun ihrem Hausweſen vorſtehen, Ordnung halten und zwar mit Geſchmak, mit Leichtigkeit, die nirgend ſich feſt hängt, nie mürriſch iſt. Sie ſoll des Mannes Geſellin, ſeine heitere unterhaltende Freundin ſein, die ihm das Haus zum Eliſium macht. Sie ſoll die Liebe des Mannes feſſeln. Wie ſoll ſie das alles, was unſere Art zu leben jezt ſo wichtig macht, ohne Unterricht?

Die Liebe iſt eine Poſſe, die mit den Jahren ohnehin vergeht: das mag ſie, aber ſie iſt in dem Zeitraume gewiſſer Jahre keine Poſſe.

und für diese gefährlichen Jahre, (und wann ist die Gefahr vorüber?) dient der Unterricht, den der Roman giebt.

Diese Erzählungen beleuchten nur Eine Empfindung des menschlichen Herzens, die Liebe, und diese nur von ein Paar Seiten, und wenn dieses Buch nur Ein Herz gegen die süße Gefahr dieser mächtigen Leidenschaft sicherte, oder ihm in der Gefahr selbst die Stärke gäbe die Gefahr zu überwinden, so hielt ich mich für belohnt genug.

Die Erzählung Natur und Buhlerei im vierten Bande ist ganz neu hinzugekommen und statt deren Kunigunde aus dem ersten Bande, auf die Forderung der Kritik, weggelassen. Die erste im ersten Bande Liebe und Eifersucht ist nach dem Französischen bearbeitet, und die Samnitischen Hochzeiten im zweiten Bande sind die Uebersezung von les mariages samnites von Marmontel. Ich wünsche dieser Auflage die Aufnahme der erstern. Im Marz 1797.

Liebe und Eifersucht.

Il crudo amore
Si pasce ben, ma non si sazia mai
Di lagrime e dolore.

Guarini.

An dem Ufer der Meluë, ein Stündchen Weges von einander, liegen die beiden Landsize Riant und Sirey. Schon ein Jahrhundert lebten die beiden Familien dieser Landsize in der ungestörtesten Freundschaft, und die Bande der Verwandschaft hatten die Freundschaft noch inniger gemacht; so lange man sich erinnern konnte, hatte immer ein Riant eine Sirey, oder ein Sirey eine Riant geheirathet.

In dem Hölzchen zwischen Riant und Sirey hatte die Liebe ihren Wohnplaz aufgeschlagen; denn hieher kamen die Knaben und Mädchen beider Familien, lernten und lehrten sich einander in den frohen Spielen lieben, und die Alten sassen umher auf Bänken in dem Wäldchen, und berechneten mit geschäftiger Freude, wie lang es noch hin sei, ehe wieder eine neue Verbindung ihre Freundschaft noch inniger machen würde.

An dieses Wäldchen waren alle Glieder der beiden Familien gebannt; der ganze unzerstörbare Zau-

der ihrer Jugendfreuden ſchwebte hell unter dieſen ſchattigten Bäumen.

Der Greis fand hier ſeinen Namen in einer Buche, zeigte ihn lächelnd ſeiner Gattin, und der ſchöne Tag, da er eingeſchnitten wurde, erneuerte ſich.

Dieſen Baum, liebe Süzon, pflanzte ich, ruft ein Mann, und drükt ein reizendes Weib an ſeine Bruſt; weißt du den Tag noch? Süzon erröthet, bedekt den verrätheriſchen Mund mit Küſſen, und ſieht mit frohlichen Bliken den Baum an, wie er jezt mit ſeinen hohen Zweigen ſchwankt. Franz, ein ſchöner Jüngling, drükt Nanetten verſtohlen die Hand, und Nanette ſucht mit leiſen Bliken nach einem heimlichen Plätzchen, ein Bäumchen zu pflanzen, den ſtummen Verräther und Zeugen des ſüſſen Geſtändniſſes, das ſie heute Franzen mit Thränen im Auge that.

So war's mit dieſen beiden Familien, und ſo blieb es. Die Namen änderten ſich, die Menſchen blieben dieſelben. Eben die Freuden, eben die zarten Gefühle der Wonne giengen vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel, wie ein Erbtheil über. Nanette ſaß mit eben dem leichten Herzen, mit eben der lieblichen Einfalt im Wäldchen, mit welcher zwanzig Jahre zuvor Süzon da geſeſſen hatte, und Luzie ſpielte achtzehn Jahre darauf Nanettens Rolle.

Der jezige Beſizer von Miant hatte zwei Töchter, und Sirey einen Sohn. Die älteſte Miant, Luzie, war ein ſchönes Geſchöpf und ſo ſanft und gut als ſie ſchön war. Minon, die jüngſte, war nicht

ſo ſchön als ihre Schweſter; allein ein ganz eigener Reiz breitete ſich über ſie aus. Man konnte ſein Auge nur mit Mühe wieder von ihr abwenden, wenn man ſie erſt einmal betrachtet hatte. Ein muthwilliges Lächeln auf ihren ſchönen, ſanft gebogenen Lippen, und eine verborgene ſtille Majeſtät auf der hohen Stirn brachten ein ums andere Vertrauen und Ehrfurcht hervor; ihre Blike drangen gewaltig ins Herz, wenn ſie aus den hellen braunen Augen wie Flammen hervorbrachen, und ſie zerſchmolz es in ſüſſe Sehnſucht, wenn ſie ihr Auge halb bedekt auf einen wandte. Ihr Gang war raſch, tanzend, oder fliegend. Kurz, ſie breitete über alles, was ſie that, einen Zauber, der unwiderſtehlich anzog. Sie war ſchon als Kind der Liebling der Eltern, des ganzen Hauſes, ſelbſt ihrer Schweſter, der ſie doch weit vorgezogen wurde. Sie ſpielte ihr tauſend Streiche, und wenn Luzie voll Verdruß weinte, ſo durfte nur Minon einmal mit ihrer hellen Stimme rufen: meine gute Luzie, und die beiden Schweſtern lagen einander am Buſen. Luzie vergab, und Minon bedurfte den Augenblik darauf neuer Vergebung.

Sie war heftig und ſanft, aufbrauſend und tiefſinnig, beſonders ſehr ſtarrkopfig und wiederum nachgebend in einem hohen Grad; ſie konnte bei großen Unglüksfällen, die das Vermögen trafen, ſchäkern, und bei einem kleinen Unfalle, der das Herz eines Menſchen getroffen hatte, blieb ſie Tage-lang verſchloſſen, tiefſinnig und finſter. Minon iſt die Büchſe

der Pandora! ſagte Riant oft, und er ſchien recht zu haben. Und das alles hob ein ſpottender Muthwille bis zum Uebermaaß, vor dem Niemand ſicher war. Beſonders war Robert, der Sohn des alten Strey der Gegenſtand ihres Muthwillens.

Robert hatte eine ſchöne Geſichtsbildung, nur war er ohne Farbe. Sein Auge hatte Feuer, nur brach es ſelten hervor. Finſter, nicht ſelten mürriſch ſuchte er die Einſamkeit, und erwarb ſich dadurch den Namen: Einſiedler. Er war tiefverſchloſſen auch gegen die, welche er liebte. Er war einfältig, aber was er ſagte, war allemal die reinſte Wahrheit, die er auch nie im Scherz verſtellte. Er gieng Tage lang mit einem Entſchluſſe kämpfend umher, und hatte er ihn endlich gefaßt, ſo hätte man ihm eher das Leben, als den Willen, den Entſchluß auszuführen, entreiſſen können. Man hatte ihn nie zornig geſehen; aber wohl, daß er heimlich die Hände zuſammen krampfte, und ſich ſelbſt in die Haare fiel. Er lächelte höchſt ſelten, nur zuweilen, wenn er böſe gemacht war. Ohne Sprache war pathetiſch, ſeine Bewegung langſam und bedächtig. Hüpfte er einmal, oder trieb als Kind kindiſche Poſſen, ſo ließ es ihm wie einem Greiſe, der kindiſch geworden iſt. Er gab das liebſte, was er hatte, kalt weg; aber er war nicht zu bewegen, etwas von einem andern Kinde anzunehmen. Hatte eins ſeiner Bekannten etwas, das ihm gefiel, und er erhielt es von ſeinen Eltern, ſo gebrauchte er es nie. Er wollte alles allein, oder gar nicht beſitzen.

Das sind die beiden Helden der Geschichte, doch ihr Charakter muß sich ja, hoff' ich, durch die Geschichte selbst entwikeln.

Diese drei Kinder waren alle Tage in Riant oder Sirey beisammen. Robert und Luzie bildeten Blumenbeete in künstlichen Figuren, und pflanzten Blumen hinein, und Minon, in dem Augenblike, da es fertig war, faßte den armen Robert von hinten an, warf ihn auf das Beet nieder, und Beet und Blumen waren verdorben. Luzie zankte mit ihr, Robert stand auf, gieng kalt, ohne den Schaden nur anzusehen, davon, Minon lachte, und am Abend in vollem Regen brachte sie mit Hülfe des Gärtners das Beet wieder in Ordnung und verzog die Namen Robert und Luzie mit buntem Sande darauf. Luzie hatte eine unmäßige Freude darüber, wie Minon sie am andern Tage hinführte. Robert war nicht zu bewegen es zu sehen. Er blieb dabei: ich will nicht!

Robert hat einen Staar, und lehrt ihn mit unglaublicher Geduld den Namen Luzie! reden, um Luzien an ihrem Geburtstage mit dieser Galanterie zu überraschen. Minon merkt es, lernt für sich mit eben so viel Mühe die Stimme des Staars nachäffen, versteckt am Geburtstage den Staar, und zieht mit seiner Stimme den suchenden Robert von dem Hause in den Garten, vom Garten ins Wäldchen, vom Wäldchen zurük durch den Garten in allen Zimmern umher. Robert ausser Athem folgt, sucht, hört hier den Staar schreien, dort, ertappt Minon, sieht ihr kalt

ins Geſicht, dreht ſich ab, und verſchenkt den Staar, den er wiedernimmt, in eben der Stunde an einen Bauerknaben aus einem benachbarten Dorfe, ohne weiter ein Wort darüber zu reden.

Beim Anfang aller Spiele mit den Kindern beider Landſize, war die ſanfte Luzie die angebetete Königin. Man fragte: Mamſel Luzie, was wollen wir ſpielen? Man hob an. Nach einigen Augenblicken ſtörte Minon das Spiel mit einem neuen Einfalle. Man widerſprach, man wollte fortſpielen. Minon zog lachend dieſen Knaben bei Seit', jenen. Man trennte ſich. Wo Minon ſpielte, tönte Lachen, Freude und Vergnügen; wo Luzie ſpielte, gähnte man und ſpielte fort, um gefällig zu ſein. Eins ſtahl ſich nach dem andern zu Minon hinüber. Robert nicht, er blieb bei Luzien, und wenn Luzie ſich mit dem Haufen vereinigte, ſo ſtampfte er mit dem Fuße, und gieng, um von einer andern Seite durch die Büſche zu lauſchen. Minon fragte nach ihm, ſchimpfte und hieß ihn ſuchen. Man fand ihn aus. Spiele mit uns, Robert! rief Minon: wir müſſen einen haſchen, den wir neken können. Robert antwortete troken: ſo? und gieng, und bei jedem zwanzigſten Schritte lauſchte er, ob Minon ihn nicht ſuchen würde. Er hörte ihr lautes Lachen, ſtampfte mit dem Fuße, und verſchwand. Minon endigte mürriſch das Spiel. Sie flog den Weg nach Sirey, ſah ihn nach Hauſe eilen, wollte eben Robert! rufen, Robert, guter Robert, komm doch zurük! Eben ſah er ſich um. Sie lachte laut, und

Robert lobte ſichs glühend, morgen weg zu bleiben, und gieng am andern Morgen nach Riant, weil er — etwas vergeſſen hatte oder Luzien ein Bouquet bringen wollte, das ihm Minon lachend zerriß.

So gieng es fort. Alle Tage Nekereien zwiſchen Minon und Robert. Robert iſt ein zänkiſcher Bube, ſagte Minons Vater. Nein, das nicht, Vater! ich kann ihn nur nicht leiden, rief Minon. Gut, er mag zu Sirey bleiben, liebe Minon!

Ums Himmels willen nicht, Vater! Robert muß kommen, ſonſt weinte meine gute Luzie ſich zu Tode.

Luzie und Robert ſind ein Herz und eine Seele, ſagte der Vater am Kamine der Mutter. Das ſagen die Sireys auch, ſagte die Mutter. Sie vertragen ſich, als ob ſie ſchon Mann und Frau wären. Nun, die Zeit kommt auch.

Minon dreht ſich um, geht finſter in den Saal, findet Robert und Luzien beiſammen, zankt mit Robert, zankt mit Luzien. Robert ſchweigt wie gewöhnlich, Luzie vergießt Thränen. Robert knieet vor Luzien und tröſtet ſie. Minon fährt zu, ſtößt ihn fort, fängt an zu ſchluchzen, läuft davon und iſt den Tag unerträglich. Robert bleibt bei Luzien, tröſtet, und frägt jeden Domeſtiken, der herein tritt, mit Haſt: haſt du Minon geſehn? wo iſt ſie? was macht ſie?

Der Tiſch iſt gedekt, es fehlt ein ſilberner Leuchter. Man ſucht und ſucht. Man beſchuldigt den Bedienten. Minon wird blaß. Der Bediente vertheidigt

sich schlecht, stokt. Der Vater ruft nach dem Gerichtsdiener.

Minon springt hervor: ich habe den Leuchter, Vater!

Du?

Ich, lieber Vater!

Wo?

Das kann ich nie sagen!

Minon!

Ich kann es nicht sagen! gewiß nicht, Vater!

Das werden wir sehen! Er ergreift Minon.

Robert erblaßt, läuft hinzu, umarmt Minon schmerzlich: Minon! Minon!

Wo ist der Leuchter? gesteh! Der Vater ergreift das Werkzeug der Strafe.

Minon! ruft Robert voll Wuth, entreißt dem Vater die Tochter, und führt sie laut schreiend davon.

Hier ist der Leuchter! ruft ein Domestik. Ein Bauer bringt ihn. Minon hat ihn entwandt und ihn selbst den Kindern des Bauers gebracht, der durch Unordnung in Armuth gerathen war, und den Rinat nicht unterstüzen wollte. Der Leuchter ist da, der Bauer belohnt, Minon erhält Vergebung, und Robert stellt sich troken bei Luzien, als ob nichts vorgefallen wäre.

Robert hat dich von Schlägen gerettet, sagt lachend der Vater, und streichelt Minon die Wangen. Minon öfnet den Mund zu spotten. Robert sagt kalt: ich habe sehr unrecht gethan. Minon sieht ihn

an, ruft: Wasserweicht! und hebt ein Glas auf, um Roberten das Wasser ins Gesicht zu gießen.

Unter dergleichen Begebenheiten war Robert achtzehn Jahre und Minon fünfzehn alt geworden. Minon, die muthwillige Minon nekte Robert stündlich, Robert ertrug ihre Nekereien still. Nur wenn Minon am Arme eines Sirey von der Nebenlinie, die sich hier oft versammlete, hieng, und mit ihren unwiderstehlichen Liebkosungen dem fremden Jünglinge den Strahl einer freudigen Ahnung ins Auge lokte: so stahl sich Robert fort und blieb Tage lang weg.

Robert, guter Robert, wo bist du gewesen? fragte Minon schmeichelnd, wenn er dann wieder erschien. Zu Hause, wo ich noch oft bleiben werde! antwortete er kalt, drehte ihr den Rüken zu und sezte sich zu der sanften Luzie, ohne Minon wieder anzusehen.

Minon gieng hinab in den Garten, verstekte sich eine halbe Stunde. Robert erschien nicht. Sie gieng hinauf, suchte im Zimmer nach ihrem Huke, gieng und sagte im Abgehen, im Bosquet ist's heute herrlich!

Sie gieng ins Bosquet. Robert erschien nicht. Sie schlich in die Allee, die zum Hause führte, sah verstohlen hinab, flog beim ersten Geräusch ins Bosquet zurük und war unruhig. Er kommt nicht! rief sie endlich halb laut, und schalt mit sich selbst darüber, gieng auf die Wiese, bestieg den Hügel, von dem man das Haus sehen konnte.

Robert saß bei Luzien und jähnte. Luzie arbei-

tete und war zufrieden. Robert stand auf, gieng bis zur Thüre. Nein! sagte er, sich schnell umdrehend und sezte sich wieder zu Luzien.

Minon kam nach einigen Stunden zurük, sah sehr, sehr freundlich und heiter, tanzte im Zimmer umher. Robert stellte sich ans Fenster und pfiff ein Liedchen, und Minon sezte sich endlich, glühend wie eine Fakel, mit rothen Augen, still und mürrisch hin und arbeitete.

Luzie fragte: was fehlt dir, Minon? Mir? nichts! Was fehlt denn dir, Robert? Mir in der Welt nichts!

Luzie schüttelte den Kopf, und sezte lachend hinzu: ihr seid beide nicht wohl geschemt. Man antwortete nichts.

Die Familie war beisammen, Henri Sirey Minons Anbeter. Minon tändelte mit Henri und lauschte nach Robert hin. Robert stand in einem Winkel, die Hände in den Taschen fest und krampfartig gebaut, den Fuß fest aufgestemmt, daß die Wade so hart wie Marmor war, in der kältesten Stellung und lächelte, wie Minon dem Henri die schönen Wangen klopfte, oder ihm den Arm über die Schulter legte, und mit den weißen Fingern an seiner Krause spielte.

Minon hieß Henri niederknieen, nahm ein Band von ihrem schönen braunen Haar, und knüpfte es in ein Knopfloch von seinem Kleide, und sagte: so erkläre ich dich zu meinem Ritter, Henri!

Robert sprang hinzu, hob den Ritter gewaltsam auf: Bursche! rief er mit funkelnden Augen, entriß ihm das Band, und nahm die Stellung an, als ob er es zerreissen wollte; er ließ es aber nach einigen Sekunden fallen, stekte die Hände frostig in die Taschen, drehte sich um, und gieng, ohne weiter etwas zur Erklärung dieser Sonderbarkeit hinzuzufügen, ans Fenster.

Henri war erschroken, Minon auch, die Alten lachten.

Wahrhaftig er träumt, rief Riant. Er glaubte, es wäre Luzie, rief seine Mutter.

Minon rannte in den Garten, umarmte Luzien, die sie antraf, mit glühender Heftigkeit, und rief einmal übers andre: Luzie, liebe, beste Luzie! ich bin glüklich! nun bin ich glüklich! und damit durch alle Gänge getanzt, bis sie in einer Laube nachdenkend sizen blieb, den Kopf in die Hand stüzte, die Lippen bewegte, vorstehende Zweige an ihr Herz drükte und Thränen vergoß.

Robert saß indeß mit Henri am Schachbrett, spielte und spielte noch, da Minon hineintrat und sich mit einem sanften, ungewöhnlich sanften Blik an das Schachbrett stellte.

Robert verlor einen Läufer und einen Springer in den ersten fünf Minuten, da Minon dem Spiel zusah. Minon sagte einige Worte darüber. Robert überflog das Spiel mit weitgeöfneten Augen, rieb

die Stirne unmuthig, summte halb eine Melodie, und Henri gerieth in die Enge. Minon rief: du sollst gewinnen, Henri! und legte die Hand auf Roberts Schulter und drükte ihm von Zeit zu Zeit sanft mit den Fingern dieser Hand.

Allein Robert gewann einen vollkommenen Sieg, stand auf, sah Minon schäkernd an, und sagte leise und ruhig: nun spiele du einmal mit ihm. Er spielt lieber mit dir als mit. Hier gieng er, dem Mädchen Luziens einige Scherze vorschäkernd, singend die Treppe hinab, in den Garten, schlug in der lezten Laube die Hände zusammen und sagte zähneknirschend: bei Gott, Minon! du sollst nicht triumphiren! und nach drei Tagen saß Luzie bei ihrer Schwester, und sah sie sich die Stirn reiben. Minon, fragte sie: bist du nicht mehr glüklich?

Glüklich, liebe Luzie? Er hat es geschworen, mich noch zu Tode zu ärgern. —

Wer, Minon?

Minon küßte ihre Schwester, zerdrükte mit dem kleinen Finger eine Thräne in ihrem Auge und gieng.

Minon gieng jedesmal um acht Uhr Morgens den Weg nach Sirey; zufällig zwar, denn sie gieng häufig den ganz entgegengesezten Weg und traf sich dann, ohne selbst zu wissen wie? auf dem Wege nach Sirey, und sezte sich dann auf einen Weidenstamm an der Meluë, und zählte die Glokenschläge in beiden Gütern. Kam Robert, so hatte sie Laune, oder sie nekte ihn so anhaltend, so spöttisch, bis er böse ward;

dann wollte sie einlenken: jemehr sie nachgab, desto kälter und gleichgültiger ward Robert.

Vergieb mir, lieber Robert! sagte sie, mit einem finstern Gesicht.

Recht gern, Kusine! sagte er lachend: nur halte mich nicht auf, ich will noch auf die Jagd. Er ließ sie stehn und sprach, einen Büchsenschuß von ihr entfernt, eine ganze halbe Stunde mit einem Förster oder Bauer so ruhig, so angelegentlich, daß Minon Thränen darüber vergoß, fort wollte und nicht konnte.

Kam er nicht, so rief sie: bis neun Uhr will ich hier bleiben. Es schlug. Noch ein paar Augenblike. Es schlug zehn Uhr. Sie stand auf, gieng zwanzig Schritte, hörte ein Geräusch, verbarg sich in ein Gebüsch, und vergebens, und kaum war sie in Riant, wenn zu Tische geläutet wurde.

Wer mich lieber hat! rief Minon Amelien, einem Mädchen von der Nebenlinie der Riants, auf der Wiese zu, und wand sich die beiden prophetischen Kränze, jeden von vier langen Grashalmen zusammengeknüpft um die Arme. Robert kam langsam herzu. Wer sind sie? fragte Amelie.

Der Kranz auf dem rechten Arm, sagte Minon: ist Henri Riant, und auf dem linken — Robert. Gieb Acht, der rechte Kranz wird länger halten, Amelie, als der linke.

Du hast meinen gewiß lokerer gebunden! sagte

Robert, und betrachtete den Kranz. Wie du solche Kinderpossen treiben kannst!

Minon fängt an ihre tausend Schritte zu gehen und laut zu zählen, und Roberts Blik hängt unverwandt auf ihrem linken Arme.

Hundert Schritte kaum, und Roberts Kranz plazt. Robert springt einen Schritt vorwärts, hebt den Kranz langsam auf und betrachtet die Knoten. Minon geht die gehörigen tausend Schritte, und Henri's Kranz ist unverlezt. Robert betrachtet noch immer den zerplazten Kranz, und Minon spottet seiner mit Wiz und Laune.

Nun, wer dich lieber hat, Amelie. Amelie windet die Kränze und geht ihre tausend Schritte.

Nun Robert! ruft Minon. Ich will nicht! sagte Robert.

Warum nicht, lieber Sirey? frägt Amelie.

Wenn Sie wollen, liebe Amelie. Robert bindet zwei Kränze. Wer sind sie, frägt Minon. Der linke ist Nannette! Der rechte! — Sag ich nicht! — Das müssen wir wissen. — Nein! nein! ich sag es nicht! Nun so geh deine tausend Schritte.

Robert hebt an, Minon begleitet ihn rechts, Amelie links.

Du schonst den linken, ruft Minon, darf man das nicht? frägt Robert: Nannetten schonte ich gern.

Er geht weiter, der linke plazt. Minon klatscht in die Hände. Robert sieht: das ist Schade! Nun so mag der rechte auch plazen! da! er zerriß ihn.

Man quält ihn um den Namen des linken Kranzes, und er will ihn nicht nennen. Minon flehet Luzien, Amelien und Henri herauszubringen, wem der linke Kranz habe gelten ſollen. Robert nennt den Namen Minon. Minon hört's. Ich? alſo ich? ſagt ſie mit einem bittern Geſicht: das hab' ich gedacht! und drei langer Tage iſt ſie ernſt, ſtill und einſam. Bei der nächſten Verſammlung hängt ihr Blik voll Unwillen auf Nannetten, die freundlich zu Minon geht und ſpize, kurze und bittere Antworten von ihr bekommt.

Minon ſah, daß ſich Robert verſtellte, ſie fühlte, daß Robert ſie liebte, und gerieth in Wuth, daß ihm ſeine Verſtellung beſſer gelang als ihr die ihrige. Sie ſeufzte, er ſeufzte, ſie ſaßen ſtundenlang neben einander, ohne etwas zu reden. Sie triumphirten beide. Robert hofte, morgen würde ſie ihm ihre Liebe geſtehen. Minon hofte dasſelbe und beide hofften Vergebens. Roberts Triumph war vollſtändiger. Er ballte die Fauſt, ſtampfte mit den Füßen, ſchwieg und ſang zwiſchen den Zähnen ein Liedchen. Minon war weniger Herr über ſich.

Die Familie war verſammlet. Die jungen Leute im Garten. Minon ſchäkerte mit Henri, Robert ſprach mit Nannetten: Minon anfangs ſo natürlich, daß Henri voll Feuersbrunſt ihr die Hände küßte, und Robert mit den Zähnen knirſchte. Minon triumphirte und trieb es wie immer zu weit. Robert ward mit jeder Minute kälter und beſchäftigte ſich ſo ange-

legentlich und ruhig mit Nanetten, vergaß so ganz und gar Minon darüber, daß diese nach zwei Stunden unbeschreiblicher Geduld und Selbstüberwindung mit einer heimlichen Wuth aufsprang, sich Roberten näherte, der eben mit Nannetten in einem gleichgültigen Gespräche am Teiche des Gartens stand, und nachdem sie ihn zehn Sekunden lang betrachtet hatte, warf sie ihn schnell mit einem heftigen Stoße in den Teich; und nun verließ sie mit einem lauten Geschrei den Garten.

Robert kam naß wie ein Schwamm aus seinem Bade. Man umringte ihn, man schrie und schalt durch einander. Die Alten eilten herzu, und hörten. Robert umarmte, so naß er war, den alten Riant, Tanten und Muhmen, die ganze Sippschaft voll Entzüken.

Man frägt Robert, man holt Minon. Minon antwortet nicht, und Thränen des Verdrusses stehen in ihren Augen, und Robert sagt eben so wenig und ist vergnügt wie ein König.

Die Begebenheit war ein Räthsel, blieb ein Räthsel und ward noch räthselhafter, da Robert vor Minon, die ihn unter heftigem Weinen, Bösewicht! hieß, auf den Knieen angetroffen wurde. Minon reichte Roberten nur ihre Hand auf Befehl ihres Vaters, und Robert küßte die Hand mit Inbrunst.

Sich in den Teich werfen lassen, und toll sein vor Freuden, und dann noch Vergebung bitten, das begreife der heilige Denys, murmelte der Vater kopfschüttelnd.

Vier Wochen darauf ward seine Verwunderung noch größer. Robert hatte nach seinem Bade alle Tage auf eine Erklärung gehofft und vergebens. Seine Kälte nahm also wieder gradweise zu, wie Minons Spöttereien zunahmen, die eben auch eine Erklärung von Robert erwartet hatte.

Robert geht im Garten mit einem Buche in der Hand, war schon seit einer Stunde so gegangen, ohne einen Buchstaben zu lesen. Minon ist im Salon, erwartet von Minute zu Minute, daß Robert herauf kommen soll. Sie will vor seinen Augen die kleinen Briefe, die sie von Henri erhalten hat, lesen. Die fröhliche Miene, die sie dabei machen will, ist schon einstudirt, die Zärtlichkeit, mit der sie den lezten Brief an das Herz drüken will, auch. Es fehlt nur am Robert zu dieser Komödie. Robert kommt nicht. Sie fliegt ans Fenster, Robert geht im Garten und liest ungestört. Er vermuthet sie am Fenster.

Nach langem Warten fährt Minon die Treppe hinab in den Garten und trift ihn gerade unten am Hause. Der alte Riant liegt im Fenster, ohne daß sie ihn sehen.

Guten Tag, Robert! sagt Minon so lustig sie kann und schlägt ihm das Buch aus der Hand.

Nun, was hat dir das Buch gethan? sagt er lächelnd und hebt das Buch ruhig wieder auf.

Ein wunderliches Vergnügen, immer in deinen einfältigen Romanen zu lesen!

Nun, doch besser, als die Zeit mit unbedeuten-

den Dingen zu perſcherzen! Was ſprichſt man immer zuſammen?

Minon drükte die Lippen zuſammen und fühlte ihre Wangen heiß werden: wir, Luzie und ich, werden doch wohl ſo gut ſein, als deine faden Romanenheldinnen?

Das kommt auf den Geſchmak an. Ich mag nun die faden Romanenheldinnen einmal leiden.

Du biſt heute ſehr höflich, Robert!

Höflich? O mein Gott, nein Couſine! Aus Höflichkeit ſage ich das eben nicht; allein in der wirklichen Welt, und das wirſt du beſonders recht gern zugeben, iſt doch kein Mädchen einer wahren Liebe fähig, — denn —

Kaum hatte der arme Robert dies geſagt, ſo bekam er von Minon eine ſo heftige Maulſchelle, als je eines Mädchens Hand eine ausgetheilt hatte, und in demſelben Augenblike erſchrak ſie ſelbſt ſo heftig, daß ſie zitterte. Sie lief davon um ihre Thränen zu verbergen.

Verdammtes Mädchen! rief der alte Riant, und fieng herzlich an zu lachen, da er Roberten mit blutender Naſe, mit verbreiteten Armen und voll fröhlichen Entzükens ausrufen hörte: o Minon, meine Minon!

Noch größer wurde ſein Erſtaunen, da eben die erſte Scene wiederholt wurde, Robert um Verzeihung bat und Minon der beleidigte Theil war. Indeß hütete ſich Robert doch der raſchen Minon ſehr

nahe zu kommen. Sie merkte es mit Scham, ohne daß ſie es merken ließ.

Robert ſah den wohllüſtigen Augenblik ſich nähern, wo Minon, von dem Kampfe gegen die Liebe ermüdet, in ſeine Arme, ganz hingebende Liebe, ſinken würde. Noch einen Augenblik Standhaftigkeit und die reizende Minon iſt mein, und mehr mein als je ein Weib eines Mannes war!

Allein Minon, die nun genug gethan zu haben glaubte, um Robert zu ihren Füßen zu ſehen, und immer noch nicht den erharreten Augenblik kommen ſah, erſchrak vor ſich ſelbſt. Sie glaubte jezt zu viel gethan zu haben. Ich bin ſein Spott! — Verachtete Liebe, Scham, Verdruß ſtürmten auf ſie ein. Sie erlag, und ſchwieg jezt hartnäkig. Sie verlor ihre Heiterkeit, die Roſen verſchwanden von ihren Wangen, das Feuer verloſch in ihren Augen, ſie ward nach und nach ſo hager und bleich, daß ſie Mitleiden erregte.

Nun kam Robert nicht oft mehr vom Schloſſe Riant, er ſchlief ſogar oft da unter mancherlei Vorwande, und litt und nahm ſo gut ab als Minon, ſo daß nun die ganze Sippſchaft das Räthſel enträthſeln konnte.

Minon blieb nicht in ihrem Zimmer, Robert nicht in ſeinem. Man ließ ſie allein zuſammen, ſie ſahen ſich an, ſeufzten, drükten ſich heimlich die Finger, das war alles. Sie waren jezt beide zu ſcheu oder zu ſtolz ſich ohne Veranlaſſung zu erklären.

Man ſprach mit Minon von Robert: Ein

Menſch ohne alles Gefühl antwortete ſie ſeufzend; und fragte man Robert: iſt nicht Minon das beſte Mädchen der Riants? Ja! ſagte er: nur wird ſie nie geliebt werden, denn ſie ſelbſt hat kein Herz. Die Verwandten erſtaunten aufs neue.

Endlich konnte Robert nicht länger ſchweigen. Er war allein mit Minon. Nach einigen gleichgültigen Fragen, mit welchen er einleiten wollte, die aber Minon mit ja und nein abfertigte, hob er an:

Heute biſt du ſehr reizend, Minon!

O Robert! wann wirſt du aufhören zu ſpotten, gut! ich bin ſo wenig reizend, wie du mit deinem Geſpenſtergeſicht.

Du findeſt mich häßlich, weil du mich haſſeſt.

Gut! du haſt recht, ich haſſe dich wahrhaftig.

Wenn das wäre, ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen.

Da höre eins! ſagte Minon ſeufzend. Gut! ſetzte ſie kalt hinzu: ſo halte dich denn für den glücklichſten der Menſchen!

Schwöre, daß du mich haſſeſt.

O wahrhaftig! ich haſſe dich!

Lege die Hand dabei auf die Bruſt, oder ich glaube es nicht.

Minon legte die beiden Hände gefaltet zuſammen, und ſchlug ſich mit der ſchmerzlichſten Miene heftig auf die Bruſt: ja, bei Gott! rief ſie mit Thränen in den Augen; ich haſſe dich wie — wie —

Minon! liebe Minon! ſagte Robert mit einer

beengten und zärtlichen Stimme: du kannst mich haſſen? er ergriff ihre Hand und benezte ſie mit ſeinen Thränen.

Sie drükte ſeine Hand gegen ihre wallende Bruſt und rief, und ihre Thränen ſtrömten, halb zornig, halb zärtlich: Böſewicht, ſo ſag mir, daß du mich liebſt!

Lächelnd ſagte er, und ſank zu ihren Füßen und verbarg ſein Geſicht von ihrem Schooß: Nein, meine Minon, ich haſſe dich wie immer.

Und ich, rief ſie und umarmte ihn, und benezte ſein Geſicht mit heißen Thränen: ich liebe dich! und nun mache was du willſt.

Sie lagen einer in des andern Armen, weinten laut, ihre Thränen vermiſchten ſich, ihre Seufzer, ihre Lippen und ihre Küſſe. Sie ſanken endlich beinah ohnmächtig nieder. Der Vater trat hinein, und das Räthſel war nun gelöſt.

Eine Liebe ohne Gleichen. Minon blühte wieder, wie eine Roſe, und Robert war wieder Robert. — Sie ſind von Sinnen, ſagte der Vater. Minon und Robert waren todt für alles, was nicht ſie ſelbſt war. Sie lebten nur um ſich zu ſehen, zu ſprechen und ſich zu ſchreiben. Minon ſaß neben Robert Stunden lang, Tage lang, legte ihre Wange von Zeit zu Zeit an ſeine, preßte ſeinen Arm an ihre Bruſt und ſeine Hand an ihre Lippen. Robert ſeufzte, betrachtete ſie mit brennenden Augen, warf ſich ihr zu Füßen, rief ängſtlich: Minon liebſt du mich? — Minon lächelte mit naſſen Augen,

und drängte ihre Lippen auf den Ort, wo sein Herz ihren Küssen entgegenpochte.

Minon erhielt den frohlichen Muthwillen wieder, den sie verlohren hatte, und die Liebe gab ihm noch neue Reize; Robert aber ward ernster und finsterer als er vorher gewesen war.

O Minon, meine Liebe wird mich noch unsinnig machen. Ich bitte dich, verbirg mir, daß noch etwas außer mir ist, was du leiden magst!

Er war auf das Mädchen neidisch, das Minon anziehen half; er sah weg, wenn der alte Riant Minon küßte. Er haßte alle Menschen, weil sie mit ihm Minons Anblik theilten. Ihm war nur wohl, wenn sie allein mit ihm war, und dann zwang er sie zu furchtbaren Schwüren, ihm treu zu sein. Wenn er sie bis vor Riant begleitet hatte, und er sie noch zulezt in seine Arme preßte, so legte er seine Hand auf ihren Busen und sagte ernst und feierlich: Minon, Treue! — Bis ins Grab, Robert! sprach sie, und dann schieden sie beide bis zu Thränen bewegt.

Halbe Nächte schrieb er ihr Briefe voll Unsinn und Klagen, voll eifersüchtiger Vorwürfe und Bitten ihm treu zu sein. Ganze Stunden begingen sie kindische Thorheiten: Minon, ihrem Eifersüchtigen Liebe zuzusichern, und Robert sie sich versichern zu lassen. Er schlang seinen Arm in ihre Loken, schenkte ihr einen Ring von seinem Haar, grub ihren Namen mit Motto's in alle Bäume, und sie den seinigen darunter. Er trug ein blaues Band von ihr auf der Brust, (wie

ſie ein ſolches Kleid, ein Simbol ihrer Treue, tragen mußte) und ſie trug eine welke Blume ganze Monate, ein Geſchenk Roberts, bis ſie in Staub zerfiel.

Der Winter kam, und beide Familien beſchloſſen ihn in der Stadt zuzubringen, wo Luziens Bräutigam Sirey de Valé erwartet wurde. Minon fühlte ihre Liebe gränzenlos, da ſie die Gegend verlaſſen ſollte, wo jeder Ort, jeder Baum, jeder Raſen, ſelbſt die Luft durch ihre Liebe geheiligt und mit ihrer Liebe verbunden war. Robert ſtürzte in Minons Arme, und fand tauſend Gefahren für ihr Herz in der Stadt, in den Geſellſchaften und auf den Bällen. Er klagte es Minon. Du kennſt dieſes Herz nicht! ſagte ſie und ſank an ſeine naſſe Wange.

Sie kamen in der Stadt an. Fremde Geſichter, Mauern, Karoſſengetümmel! Robert ſtand mit Minon am Fenſter. Er zeigte ihr mit einer nachahmenden Bewegung ſeiner Hand den kleinen Raum des Himmels, den ſie zwiſchen den Gaſſen ſehen konnten, und ſchwieg. Ihre Freuden waren vergiftet. Sie ſahen die Sonne nicht mehr auf, nicht mehr untergehen. Sie giengen nicht mehr von Riant nach Sirey einer in des andern Arm. Sie wohnten zwar in einer Gaſſe, ſie ſahen ſich jeden Augenblik. Sie waren noch dieſelben, die Gegenſtände hatten ſich nur verändert; allein dieſen fehlte das Siegel, das lebendige Siegel der Liebe. Robert tobte, Minon war reizend, man ſagte es ihr; ſie beugte ſich kalt, ſah

freundlich nach Robert, flog auf ihn zu, und er stand am Kamine und kauete an den Nägeln.

Minon, die fröhliche Minon, die besonders gern tanzte, fand bald die angenehme Seite des Stadtlebens. Zwar blieb sie bei Robert, und hatte Kopfweh, wenns ein bloßes Souper gab; allein ein Ball? Minon erschien. Robert stand finster an einem Fenster, betrachtete seine Minon mit unersättlichem Auge, fror und glühete, wenn sie am Arme eines jungen Mannes durch die Reihen flog. Nach jedem Tanze kam sie zu ihm, drükte seine Hand an ihr schlagendes Herz und suchte seinen Unmuth durch die lebhaftesten Versicherungen ihrer innigen Liebe, durch die süßesten Namen, die sie ihm gab, zu zerstreuen. Er biß an der Unterlippe und war einsylbig.

Jede folgende Nacht saß er auf, und marterte sich mit erträumenden Bildern von der Untreue seiner Minon. Ein Zettel, den er in einer solchen Nacht an Minon schrieb, mag vielleicht seine Unruhe lebhafter darstellen als eine weitläuftige Beschreibung.

Minon! Minon! du marterst mich als ein böser Geist! — Was hab ich dir gethan? — Undankbare, du kannst dir ein elendes Vergnügen nicht versagen, das mich noch tödten wird! — Du bist ein Weib, du willst gefallen, und mehreren als mir! — — Ist es möglich, Minon, kannst du das Kleid, das meine Liebe geheiligt hat, und dessen Farbe ein Zeichen deiner Treue sein soll, auf einer tobenden Versammlung voll Thorheit anziehen? — ist nicht die Farbe ein

Beweis mehr, daß du geſchworen haſt, dieſer Wuth, die du nur Vergnügen nennſt, weil du mich nicht liebſt, ewig treu zu bleiben? — — Minon, du kenneſt die Liebe nicht; ich allein fühle ſie und das iſt mein Unglük. — Minon, wenn dieſe Liebe mich getödtet hat, dann tanze ſo mit ofnem Buſen auf meinem Grabe! — Ich möchte darüber verzweifeln! Meinſt du, ich habe es nicht geſehen, wie du dem üppigen Thoren, dem Duval zulächelteſt? — Minon, du haſt deine Eide gebrochen, die du in Riant mir ſchworſt! — O mein glükliches Riant! in dir war unſre Liebe ein Heiligthum, jedem verſchloſſen; — und hier — hier iſt das Grab der Liebe. — O laß uns fliehen, meine Minon, ehe du treulos biſt. Die Luft hier iſt Gift. Riant iſt die Freiſtätte der keuſchen Liebe! — Minon, du haſt eine Schlange in dieſen Buſen geworfen, der ſonſt dem reinen Frieden des Himmels geheiligt war! — Minon, du wirſt mich tödten, mich, der dich über alles liebt! —

Minon beruhigte ihn wieder; allein noch eiferſüchtiger, finſterer, menſchenfeindlicher und dem Anſchein nach kälter ward er, da Sirey de Velé, Luziens Bräutigam, ankam. Velé, ein reizender junger Mann, zwei Jahre in der Hauptſtadt, im feinſten Zirkel gebildet, voll Wiz, voll Eitelkeit, beſonders bei Weibern! — Velé kam an und zerſtörte mit dem erſten Schritte im Hauſe den Frieden der Familie.

Velé wurde in der Familie als der künftige Mann Luziens eingeführt; dieſer Titel gab ihm die

Rechte der Vertraulichkeit auch mit Minon. Er schwärmte um beide Mädchen, er lachte mit ihnen. Seine lebhaften, muntern Einfälle, seine satyrischen Beschreibungen der Thorheiten der großen Welt, seine Menschenkenntnisse gaben ihm im Hause ein sichtbares Uebergewicht. Die heitere Minon lachte selbst laut über den angenehmen Schwätzer. Er neckte den armen ernsthaften Robert mit so feiner Laune, und war dabei doch so herzlich, so freundschaftlich gegen ihn, daß Minon sich heimlich an den Neckereien des Velé ergötzte, weil sie glaubte, sie sollten den finstern Groll Roberts zerstreuen.

Robert glühte innerlich, doch verbarg er unter einer gleichgültigen Miene die Wuth, die ihn ängstigte. Er war sogar zuweilen ausgelassen lustig. Minon, die das für unverstellt hielt, war im Himmel, und sagte oft: Velé ist ein liebenswürdiger Mann, nicht wahr, Robert? — Robert lachte und antwortete: warum nicht?

Velé fieng indeß an, in der Freude über die Vorstellung beide Schwestern gefesselt zu haben, sich zu Zeiten zu vergessen; wenigstens wollte er die andern davon überreden, daß beide Schwestern ihn liebten, und das gelang ihm nur zu gut: er gab daher den kleinen liebenswürdigen muthwilligen Schäkereien der Minon durch eine geheimnißvolle zweideutige Ehrerbietung, das Ansehen einer geheimen Neigung und noch mehr eines geheimen Einverständnisses mit sich.

Robert sah es, und trug die Hölle mit sich um

her, und verzweifelte, wenn Velé triumphirte. In Paris würden dieſe kleinen Trakaſſerien Unterhaltung gewährt haben; hier vertilgten ſie einen Himmel und ſchufen die Hölle.

Minon ſah die Eitelkeit des Velé und drükte den Stachel der Eiferſucht noch tiefer in Roberts Herz, indem ſie nun über Velé gegen Robert ſpottete und böſes von ihm ſprach. Robert hörte das kalt an, erwiederte nichts, gieng im Zimmer auf und ab, und rief wüthend wenn er allein war: ſie liebt ihn!

Minon, die manchen Verdruß von Roberts Eiferſucht hatte, haßte jezt Velé von ganzem Herzen, und es fehlte nur an einer Gelegenheit ihren Unwillen über ihn ausbrechen zu laſſen. Dieſe Gelegenheit erſchien zu ihrem Unglük nur zu bald.

Velé hatte einige niedliche Chanſons aus Paris bekommen. Minon bat Robert ſie abzuſchreiben. Robert ſchlug es troken ab, ſezte ſich ans Kamin und murmelte: laß ſie von Velé abſchreiben, und ſie werden dir deſto lieber ſein!

Minon folgte ihm ans Kamin, es kam zu einzelnen bittern Worten von beiden Seiten. Minon ſah verdrießlich in die Flamme, legte Holz nach und weinte heimlich. Robert ſaß mit übergeſchlagenen Armen und mit einer kalten Miene und einem ſpöttiſchen Tone ſprach er von Velé's Liebenswürdigkeit. Minon brannte und verbarg ihren Verdruß. Luzie ſaß am Sekretär und ſchrieb ſich ſelbſt diktirend die Chanſons ab.

Die Thüre öfnete sich leise, Velé trat hinein, schlich sich unbemerkt hinter Luzien und zog ihr die Feder schnell und unvermuthet zwischen den Fingern in die Höh. Luzie erschrikt und schreit laut auf. Minon sieht sich um, sieht ihre Schwester erblaßt, fährt auf und ohne Besinnung giebt sie nach ihrer unglüklichen Gewohnheit dem Velé eine Maulschelle.

Velé erröthet und wird tükisch. Er trat einen Schritt zurük, und nach einer Sekundenlangen Besinnung sagte er mit einem spizen Tone und mit einer tiefen Verbeugung: „wenn man nun unser Verständniß erräth, Mamsel Minon, so ist es wahrhaftig nicht meine Schuld!“

Nach diesem Donnerschlage ging er schnell fort, voll Freude, das muthwillige Mädchen bestraft zu haben. Die drei übrigen glichen drei Bildsäulen. Robert glaubte, Minon sei eifersüchtig über die Schäkerei Velé's mit Luzien geworden; Luzie, Minon und Velé betrogen sie; und Minon, die arme Minon fragte mit einem furchtsamen Blik auf Robert und voll Angst: was hat er denn gesagt? — Du hättest deine Liebe zu ihm verrathen! antwortete Robert und ward bleich wie ein Kalch.

Minon sah ihn an, ein Bliz fuhr durch ihre Seele, sie faßte Roberten an den Kragen seines Ueberrokes und schrie: Robert, mir wird nicht wohl! Sie ward starr, sank nieder, ohne den Kragen des Ueberroks los zu lassen, der endlich einriß. Robert hält Luzien: Luzie! sagte er: Luzie, es ist schrekliche!

doch es ſoll niemand wiſſen als ich und du! Hilf mir, ſie kommt zu ſich!

Minon kam zu ſich, ohne einen zu kennen. Robert gieng zitternd zur Thür hinaus, und Minon hat ihn nicht wieder geſehen.

Die erſten Schritte in die Gaſſe nach ſeines Vaters Hauſe that er wie ein Automate; ſeine Gedanken fielen auf Velé, und nun flog er die Gaſſe wüthend hinab. Er ſtürzt ins Haus, ſucht ſeinen Degen, zerſchlägt was ihm in die Hände fällt. Seine Mutter erſcheint auf den Lärm, was iſt dir, Robert? frägt ſie. Wüthend drükt er den Hut in die Stirn, ſieht ihr mit einem ſtarren Blik in die Augen, ruft mit einer fürchterlichen Lache: Robert? Ha! ha! ha! ha! mit dem iſt es aus. Er hat den Degen, er fliegt fort, die Mutter ruft das Haus zuſammen: Gott! Robert iſt unſinnig! lauft und bringt ihn zurük!

Es war vergebens. Robert traf Velé in der erſten Gaſſe. Geſchwind! ſchreit er: dein Geheimniß iſt verrathen! Er drang auf ihn ein. Sie ſanken beide in erſten Stoße. Velé blieb todt und Robert wurde von den Bedienten nach Hauſe geführt. Man verband ihn, und die Wunde ſchien nicht gefährlich! Er forderte gegen Abend von ſeinem Bedienten, der bei ihm wachte, Papier und ſchrieb:

Minon, der Stoß deines Geliebten war nicht tödtlich; den tödtlichen Stoß habe ich von deiner Hand empfangen. Ich bitte dich, beſuche mich nicht,

wenn ich im Sarge liege, um für mich zu beten; ich würde mich noch im Sarge aufrichten, um dir deine Treuloſigkeit vorzuwerfen. Die Addreſſe war an Mamſel Maria — Anna de Riant.

Er verſiegelte den Zettel, und bat den Bedienten ihn den andern Tag Minon zu übergeben. Darauf redete er leiſe mit ſich, lachte und weinte, und endlich tobte er und raunte den Kopf mit aller Gewalt gegen die Bettſäulen.

Der Bediente rief. Man hielt ihn. Gott! ſchrie er: laßt mich ſterben, laßt mich um Gottes willen ſterben.

Seine Wunden hatten ſich geöfnet, und er verlor viel Blut. Der Verluſt des Blutes machte ihn ſtill; allein er ward nun ſchnell ſo ſchwach, daß man ihn kaum verſtehen konnte.

Ich habe ſie geliebt! o geliebt! ſeufzte er; wem ſoll man trauen? Dann weinte er ſanft, und beugte man ſich an ſeinen Mund, ſo hörte man ihn liſpeln: Minon! geliebte Minon! Gegen Morgen kam ein neuer Anfall von Wuth, und nachher ſank er in einen Schlummer, in dem er die Lippen bewegte und zu lächeln ſchien. Um neun Uhr blikte er hell auf, drükte eine Schleife von Minon an die Lippen. Minon! rief er laut; betet! betet! — Sein Vater fieng ſchluchzend an für ihn zu beten. Nein! rief er: nicht für mich! Ich habe alle meine Schwüre gehalten! Sie allein iſt meineidig, ſie allein in der weiten Welt! Für Minon beten Sie, Vater! Er faltete die Hände und verſchied.

Und Minon — die Unglükliche — sie war einer Furie ähnlich, wie sie ihre Sinne wieder bekam und Roberten nicht sah. Man suchte sie zu beruhigen. Ihr kennt ihn nicht! rief sie: ich kenne ihn! laßt mich zu ihm, oder es ist mit ihm vorbei!

Und wahrscheinlich hätte sie ihn gerettet, wäre man ihr gefolgt. Man ließ sie nicht. Am Abend ward sie nachdenkend, sie gieng oft an die Thüre. Ihr Vater hielt sie auf. Sie sagte kein Wort, allein sie drükte oft die Faust mit einer schmerzlichen Miene auf die Brust, und verschlukte einige Worte, die sie willens war zu sagen.

Ihr Vater ließ, wie er den Abend von Sirey's kam, ein Wort von ihrer Treulosigkeit gegen Robert fallen; sie gerieth darauf in ein tiefes Nachsinnen und fragte nur von Zeit zu Zeit: kommt er noch nicht?

Luzie wachte bei ihr. Sie lag auf einem Ruhebette und las Briefe von Robert. Darauf fragte sie Luzien: Gute Luzie, hältst du mich auch für treulos? Luzie weinte, und Minon sagte mit Heftigkeit: o Robert soll sich meiner Unschuld annehmen!

Diese Idee schien sie die Nacht fortzuspinnen, denn sie ward gegen Morgen ruhig, und die Schnelligkeit, mit der sie den Kopf gegen die Thüre wandte, wann sie geöfnet wurde, ließ vermuthen, daß sie Roberten erwartete. Sie ward nach und nach immer heiterer.

Die Eltern rathschlagten über die Mittel ihr Roberts Tod auf eine gute Art beizubringen. Minon

ſtand auf, ſchrieb, zerriß, ſchrieb wieder, fieng ein paarmal die erſte Zeile von einem Liedchen, das Roberts Lieblingslied war, an zu ſingen.

Nachmittag ſah ſie Roberts Bedienten. Sie riß das Fenſter auf; der Kerl reicht Roberts Billet hinein und geht. Ihr Geſicht glühete, ihre Augen funkelten, ſie drükte den Brief an ihr Herz, an ihre Lippen, eh ſie ihn öfnete. Sie zeigte ihn ihren Eltern mit einer Art von Triumphe, und ſagte: ſehen Sie, er iſt nicht böſe!

Sie erbrach ihn. Bei den erſten Worten ſchrie ſie zwei oder dreimal furchtbar auf, und ſtürzte hinten über. Es war unmöglich ihr den Zettel zu entreiſſen; die Hand, die ihn verbarg, war konvulſiviſch zugeklemmt. Sie ſank aus einer Ohnmacht in die andre, ſchlief die Nacht nicht, war unruhig und heftig ohne jedoch ein Wort zu reden bis den Mittag des andern Tages.

Auf einmal ſchien ſie mit angeſpannten Augen und Geſicht auf etwas zu horchen; ſie zog die Stirn in die Höh und winkte mit der Hand Stille. Es war der Ton der ſchreklichen Todtengloke. Dieſer Ton erwekte ſie. Sie zog den Brief aus ihrem Buſen, und las ihn einmal über das andere. Sie hörte auf zu leſen mit einem troknen Auge und mit einer kalten entſchloſſenen Mine. Sie ſtekte den Brief wieder in ihren Buſen, ſtand auf, ergriff ein Meſſer, winkte mit einer bedeutenden Bewegung der Hand ihren Vater zurük, der auf ſie zuſprang, und ſagte: laßt mich!

Sie gieng, man folgte ihr ohne ſich ihr zu nähern.

— Ein furchtbarer Anblik. Ihre Kleider waren in Unordnung, der Busen offen, ihre Loken flogen wild um die Schultern, ihre Augen standen unbeweglich, ihr Gesicht schien hart und kalt, und war weißer als Kalch; ihr Gang war fest und ihre Mine ernst und entschlossen.

So gieng sie, ohne die zu sehen, die ihr folgten, nach Sirey's Hause. Sie betrachtete starrend die schwarz bekleidete Thüre, und trat endlich furchtsam hinein. Wie sie den Sarg erblikte, schauderte sie zusammen und stürzte dann wie ein Blizstrahl durch die Menge Zuschauer, fiel über den Sarg her, pochte mit beiden Händen heftig auf den Sarg und hörte nicht auf zu schreien: Wirf mir meine Untreue vor! Richte dich auf, Robert! wirf mir meine Untreue vor! — Robert, hier bin ich! ich bin unschuldig! O richte dich auf! —

Man brachte sie wie todt zurük. Sie erhielt ihre Sinne nicht so leicht wieder als die ersten male, oder eigentlich erhielt sie dieselben niemals wieder. So viele Schläge hatten sie zernichtet. Wie sie erwachte, war ihr Verstand dahin.

Sie wurde nach Riant gebracht; eben dahin brachte man auch den Leichnam ihres verstorbenen Freundes, und begrub ihn zu Sirey unter einer Linde an der Kirche.

In dem ersten Jahre gab sie nicht das geringste Zeichen von Vernunft; aber alle ihre Handlungen alle ihre Reden waren nur Zeugen ihres Wahnwizes

oder der allerzärtlichſten Liebe. Man merkte nicht, daß nur die kleinſte Idee von Roberts Tode in ihrem Kopf war, und das war leicht zu erklären, Roberts Tod war ihr nie angekündigt, und ſein Brief konnte leicht in ihrem zerſtörten Kopfe die Idee eines vorſezlichen Schlafes erregen.

Sie beklagte ſich nur über ſeine Ungerechtigkeit und über ſein langes Wegbleiben. Nannte man ſeinen Namen, ſo zerfloß ſie in Thränen. Er ſchläft, ſeufzte ſie, und troknete ſich die Augen mit ihrem Haar; vielleicht wird er morgen erwachen.

Sie kleidet ſich ungern an und aus, und immer ſehr nachläßig. Schönes Wetter, Sturm, Wind, Regen, alle Jahrszeiten, die Beſchäftigungen der Jahrszeiten machen eine erſtaunliche Wirkung auf ſie. Nichts iſt in der ganzen Natur, daß ſie nicht an ihre Liebe und an ihr verlornes Glük erinnert. Bald iſt ſie unbeweglich wie Marmor, bald wüthend zum Erſchreken; am häufigſten ſizt ſie ſtillſchweigend auf einem Steine am Wege nach Sirey oder unter einem Baume und weint.

Das hat man nie hindern können, daß ſie nicht jeden Abend eine Stunde auf Roberts Grab zubringen ſollte. Den Tag über ſchreibt ſie Briefe und am Abend bringt ſie dieſelben zu Roberts Grab. Sie ſezt ſich aufs Grab, wartet geduldig auf die Antwort, horcht mit Aufmerkſamkeit ins Grab, und ſchüttelt betrübt den Kopf. Holt ein Domeſtik ſie ab, ſo folgt ſie ge-

duldig und ſagt gewöhnlich: er will nicht antworten; er iſt noch böſe, aber er liebt mich dennoch!

Wann man ſie zu Tiſche ruft, ſo ſezt ſie ſich, und dann betrachtet ſie langſam, mit einem Blike, der von ihrem gebrochenen Herzen zeugt, alle Perſonen, und erblikt ſie den geliebten Robert nicht, ſo zeigt ſie mit einem langen ſtarren Blike und einem aufgehobenen Finger auf den Ort, wo er ſonſt zu ſizen pflegte. Das Eſſen fällt ihr von den Lippen. Sie darf nur Brühe eſſen, ganze Stüken Fleiſch oder Brod würden ſie erſtiken.

Sie ergreift die Feder, wirft ſie nieder, ergreift ſie wieder, bis irgend eine Vorſtellung ſie zum Lächeln bringt; dann ſchreibt ſie ſchnell einen Brief, den ſie Abends zum Grabe trägt.

Man hat verſchiedene dieſer Briefe gefunden; ſo ungefähr ſind ſie alle:

Du biſt krank, guter Robert, und undankbar dazu. Du haſt mich nun genug beſtraft; deine Rache iſt nun geſättigt. Bei meinem Schöpfer, Robert, ich habe dir nichts gethan, daß du mich ſo lange quälſt. Es iſt Frühling, Robert, und du kommſt nicht, der Winter iſt mir lang geworden und du biſt nicht gekommen. Deine Minon iſt krank, ich bin ſehr krank. Ich freue mich, wenn ich Abends zu dir gehe, ich denke, du ſollſt erwachen, und du erwachſt nicht, ich horche, ich höre deinen Athem; ich habe dich geſtern Abend gerufen, du hörſt nicht; Robert, wann willſt du erwachen? Schlaf ſüß wenn du heute noch nicht erwachen willſt.

Hier iſt ein anderer;

Du bist nicht gekommen, Robert, ich bin im Wäldchen gewesen, ich habe unter der Eiche auf dem Rosenhügel gesessen. Ich habe dich am Bache gesucht, ich bin in den Nußbüschen gewesen, meine Füße habe ich gebadet im Abendthaue. Du bist nicht gekommen, du hast mir nicht geantwortet. Ein Blatt von unserer Weide fiel in den Bach, ich glaubte es wäre dein Fußtritt, eine Eichel fiel mir in den Schoos, ich habe dich gesucht, ich dachte, du sässest auf der Eiche und hättest mich geworfen. Ich rief: Robert! ein Vogel erwachte und flog auf einen andern Zweig, ich dachte, du wärst es, der in den Blättern rauschte; es war der Vogel, den ich erwekt hatte. Willst du nicht auch erwachen? Es kam jemand, ich dachte, du wärst es, und wolltest mich abholen, ich stand auf und gieng dir entgegen. Es war der Bediente, der mich zu Bette rief. Robert komm doch, ich bin matt und krank.

Sonderbar ist es bei diesen Briefen, man trift weder Komma noch Punkt darin an, da doch Minon sonst sehr richtig interpunktirte, ausser bei den Substantiven, als Wäldchen, Eiche, Rosenhügel, stehen zuweilen Kommata.

Wenn sie Morgens die Morgenröthe und Abends den brennenden Abendhimmel sieht, so wird sie betrübt. Der Himmel, so scheint es ihr, will ihrer spotten; und sie möchte, daß die ganze Natur ihren unersättlichen Schmerz mit ihr theilte.

In den ersten Jahren ihres Jammers gieng eine Scene vor, die unbegreiflich aber wörtlich wahr ist.

Minons Verwandte ſuchten ſie durch kleine Spiele zu zerſtreuen. Man ſpielte Blindekuh *), die Strey's und die Riants.

Ein Riant, um nicht an ſeinen Kleidern erkannt zu werden, gieng in das Vorzimmer, und warf den Ueberrok eines Bedienten über und kam ſo hinein. Minon waren die Augen verbunden. Er ſtellte ſich vor ſie, und Minon betaſtete den Ueberrok. Robert! Robert! ſchrie ſie laut auf und ſank in Ohnmacht. Riant legte den Ueberrok ab, und nachdem Minon zu ſich ſelbſt gekommen war, betaſtete ſie aufmerkſam aller Geſichter. Sie beſtand indeß darauf, daß Robert da geweſen ſei: es war ſein Ueberrok! rief ſie heftig.

Unbegreifliche Liebe! es war wirklich Roberts Ueberrok; eben der, deſſen Kragen ſie zerriſſen und den nach Roberts Tode ein Domeſtik erhalten hatte. Dieſe kalte Wolle, vielleicht nur einmal durch die Hand der zärtlichen Liebe berührt, hatte ihren unauslöſchlichen Zauber dadurch erhalten.

Jezt dauert dieſer Wahnwiz ſechs Jahre, Minon iſt ſanft und zärtlich wie ein Lamm. Sie beſucht täglich Roberts Grab und weint, daß er ſo hartnäkig iſt, nicht zu erwachen. Am rührendſten iſt es, ſie auf Roberts Grabe zu ſehen. Sie ſizt unbeweglich und nach-

*) Colin maillard, eine Art Blindekuh, die ſich von unſerer unterſcheidet. Der Blinde muß dem, der vor ihn tritt, die Kleider betaſten, und dann rathen, wer er iſt; daſſelbe habe ich auch noch bei dem Spiele: wer mich lieber hat, qui m'aime le plus, zu bemerken. Wir haben ein ähnliches: man knüpft die Spizen von vier Grashalmen zuſammen, wird es ein Kranz, ſo trift das ein, was man gedacht hat.

ſinnend an dem Leichenſteine, und — erſchütternd iſt es, wenn man ſieht, wie ſie einen Knaben, der auf dem Monumente ſich über die Urne lehnt und weint, wie ſie dieſen Knaben zu tröſten ſucht, ihm die Augen troknet, und dabei das Liedchen *) ſinget, das Robert ſo gern hören mochte. Ich weiß nichts von dieſem Liede, auch nicht von wem es iſt, als die vier Strophen, die ſie ſingt; ſie endigt es nie.

Questo infiammata e ſoſpiroſo core
Di duol trabocca: e gli occhi ognor piú deſti
Sono al piagner: e l'alma i più moleſti
Meſſi introduce, e ſcaccia i lieti fore.

Selten vergißt ſie von Riant nach Sirey zu gehen. Man findet ſie faſt beſtändig auf dieſem Wege. Man kennt und liebt ſie. Wenn ein Mädchen aus dem Dorfe ſie frägt: wo wollen ſie hin, Mamſel Minon? ſo flüſtert ſie ihr heimlich und lächelnd ins Ohr: ich will ihn beſuchen. Ich muß ja wohl, er kommt ja nicht. Ein andermal antwortet ſie: ich will hin und will mich entſchuldigen. — Denn ſiehſt du, er iſt ein wenig eiferſüchtig; und die Männer — man muß wohl ſanft gegen ſie ſein; ſie ſind einmal unſere Herren.

Ich habe ſie geſehen und geſprochen. Yoriks Marie zwingt das Auge zu Thränen; Minon aber zermalmet das Herz, auch des härteſten Mannes, wenn er ſie ſieht. Sie iſt ſicher vor allen Beleidigungen, ſie iſt ein heiliges Denkmahl der Liebe, das auch die gefühlloſeſte Bruſt ehrt. Sie hat nichts zu fürchten, auch die Thiere kennen und lieben ſie.

*) Es iſt ein Sonett von Pietro Bembo, einem wenig bekannten Dichter, der indeß mehr bekannt zu ſein verdiente. A. d. H.

Er liebte ſie mehr wie ſein Leben.

In transports of this Kind, the heart, in ſpite of the unterſtanding, will always ſay to much.

YORICK.

Mehr wie mein Leben liebe ich dich, ſchöne Armgart, rief Ritter Ludwig voll Hize, und legte die Hand dazu feierlich auf die Bruſt.

So ſprecht ihr alle! ſagte Armgart ſanft errdthend: und wehe der, die euch traut. Laßt mich, Ritter Ludwig! ſezte ſie leiſe hinzu, und zog ihre Hand, die er eben ergriffen hatte, aus der ſeinigen. Laßt mich! — Komm Gertrud!

Armgart und Gertrud giengen den Laubengang hinab, Ludwig ſah ihnen nach, ſo lang er noch zwiſchen den Blättern etwas von Armgarts weißem Gewande ſehen konnte, und gieng dann langſam zur Burg zurük.

Mehr wie ſein Leben! flüſterte Armgart noch zweimal im Gehen, und ſah zurük und verneinte zweifelhaft mit der Hand.

Und wenn ich es einem zutraute, fieng Gertrud an, ſo wäre es Ludwig. Nicht Rudolph, nicht der Rheindörfer! die lieben dich, weil du die Erbin von Herdeburg biſt.

Und Ludwig anders?

Ludwig liebt die schöne Armgart.

Und das weißt du, woher?

Wer das nur so sagen könnte! Aus tausend Kleinigkeiten, die sich fühlen, aber nicht sagen lassen, und in denen eben die Liebe sich unverkenntlich zeigt. Da nimm den Rudolph und den Rheindörfer — dein Vater hält sie für eben so verliebt in dich als den Ludwig, weil sie um dich her schwärmen, deine Farbe bei Turnieren tragen, und so weiter thun, was sie die Verliebten im allgemeinen thun sehen. Dagegen betrachte den Ludwig, wie dem die Liebe aus den Fingerspizen herausathmet. Berührt er dein Kleid, so springt ein Bliz in sein Auge; gestern fiel bei einer Wendung, die du machtest, eine deiner Loken auf seine Hand; er fieng an zu zittern, und hielt seine Hand in der allerunbequemsten Stellung, so still, als ob es eine Wohllust wäre dein Haar auf seiner Hand zu wiegen. Das sind Possen, willst du sagen; allein es sind die Possen der Liebe, die zum Glük für uns Mädchen die Klugheit und Verstellung nicht bemerkt und nicht nachahmen kann. Es ist die Schellenkappe der Liebe, die Klugheit schämt sich sie zu tragen, und verräth dadurch, daß sie nicht Liebe ist.

Armgart machte noch einige Einwürfe, und hörte mit verstekter Freude die Versicherungen von Ludwigs Liebe aus den Lippen ihrer Freundin. Allein dem: mehr wie mein Leben wollte sie nicht trauen. Sie hielt es für unmöglich, und doch wünsch-

te sie, daß es sein könnte. Sie fand es so süß, mehr wie das Leben geliebt zu sein, daß sie sich in der Hize fest vornahm, ihre Hand keinem andern zu geben, als dem, der sie mehr, wie sein Leben liebte.

Und wie willst du das erfahren, wunderliches Mädchen? fragte Gertrud.

Das ist eben das Unglük! sagte Armgart und rieb sich die Stirn. Sie sezte sich auf einen Rasenbank, schloß die Augen und versank in süße Träume, in denen Ludwig sie aus tausend Gefahren mit Aufopferung seines Lebens rettete.

Gertrud kannte ihre Weise, verließ sie, gieng zum Gärtner, und da es dämmerte, kam sie zu Armgart zurük. Sie fand das Mädchen unruhig, hastig und glühend.

Ich muß es wissen! Gertrud! rief ihr Armgart entgegen. Schnell flog sie auf, ergriff die Hand Gertrudens und zog sie eilig aus dem Garten in die Zelle des Schloßkaplans, eines jungen listigen Paters aus dem Orden des heiligen Augustinus.

Ich muß es wissen! rief sie noch einmal mit Heftigkeit, und vertraute dem Pater ihre Wünsche, ihren Zweifel und ihren Entschluß.

Den Schleier, oder einen Mann, der mich wirklich liebt, mein Pater! so endigte sie ihre lange Rede, in der sie dem Mönch bewies, daß es ihre Ruhe, und ihres ganzen Lebens Glükseligkeit betreffe, diesen Punkt vor ihrer Verbindung ins Reine zu bringen. Und nun entdekte sie ihm einen sehr romantischen

Plan, den ſie ſich erträumt hatte, um zu erfahren, ob Ludwig ſie wirklich ſo liebe, als er verſicherte.

Es koſtete Mühe, dieſes Zauberſpiel wahrſcheinlich zu machen, allein was iſt zweien Mädchen unmöglich? beſonders da der junge Pater zu Rathe gezogen wurde, der in einem Kloſter erzogen war, in dem Wunder über Wunder ſogar bei hellem Tage geſchehen waren.

Der zaubervolle Plan wurde ausgeführt, und Armgart betete zur heiligen Jungfrau, den frommen Ritter in der Probe ſtandhaft zu erhalten.

An einem ſchönen Sommerabende, da der Kaplan, Ritter Ludwig und die beiden Mädchen zuſammen in einer Laube des Gartens ſaſſen, Armgart die Laute ſchlug und Gertrud dazu ſang, Ludwig dann Liebesgeſchichten und der Pater Wundergeſchichten erzählte, fiel das Geſpräch, wie es ſchien, ganz natürlich auf das Grabmahl von Armgarts Aeltermutter.

Der Kaplan erzählte ſo viel ſchauerliches von ihrem Tode, von ihrem Grabmahle, von den Wundern, welche bei dieſem Grabmahle vor gegangen waren, daß Ludwig mit ofnen ſtarren Augen da ſaß und horchte, und die beiden Mädchen vor Angſt kaum zu athmen wagten.

Ich bin zuweilen da geweſen, ſprach der Pater mit einem Schauer, und immer habe ich Geſtalten um das Grabmahl ſchweben ſehen. Acht Tage vor dem Tode deiner Mutter, Armgart, war ich im Gewölbe. —. —. Er fuhr fort zu erzählen, wie er Geſtalten

gesehen, Stimmen gehört, die ihm deutlich den Tod von Armgarts Mutter verkündigt hätten. Er sezte noch hinzu, daß immer von dem Tode eines aus der Familie, sich diese Stimmen hörten und diese Gestalten sehen ließen, und seine Erzählung davon war so schauerlich feierlich, daß sie die Neugierde des Ritter Ludwigs gränzenlos erwekten.

Ludwig erbat sich den Schlüssel zum Gewölbe, und da er hörte, daß ihn Armgarts Vater habe, so beschloß er ihn darum zu bitten. Armgart bat ihn: O Ritter Ludwig, geht nicht hinein! Mir zur Liebe geht nicht hinein. Er versprachs, aber schon entschlossen, es nicht zu halten.

Man gieng, die Mädchen dicht an die Männer geschmiegt, in die Burg zurük, und Armgart zeigte noch furchtsam auf den Flügel der Burg, glaubte im Rittersaale noch Licht zu bemerken.

Der Pater beschrieb noch den Eingang ins Gewölbe und die Schönheit des Monuments. Das Licht im Rittersaale ward heller. Der Pater kreuzte sich. Armgart und Gertrud drängten sich an Ludwig, den doch ein kleiner Schauer überlief, da er wußte, daß dieser Flügel der Burg unbewohnt war.

Man kam in der Burg, die drei Verschwornen fröhlich, die Neugierde des Ritters gereizt zu haben, der Ritter bestimmt das Grabmahl zu sehen. Man wünschte sich gute Nacht und schlief gut und übel.

Der Ritter ließ sich am andern Tage vom Pater

hinein, und hinter ihm sein Knappe, beide Erwartung und Furcht auf den Gesichtern.

Ein enger Gang nahm sie auf und führte sie vor eine Thüre, die mit vielen großen Schlössern verwahrt war. Ludwig öfnete die Thüre, und vor ihnen lag eine Treppe, die tief hinab führte. Sie giengen sich schüttelnd die hohen Stufen hinab, die unten in einem hohen Portale endigten, aus dem drei gewölbte steinerne Gänge führten. Die Stille war fürchterlich, die kalte Luft, die aus den engen Gängen ihnen entgegenströmte, schien ihnen Geister mit sich zu führen. Ludwig kreuzte sich und empfahl sich dem heiligen Georg und der Knapp betete.

Sie giengen den mittlern Gang beide so leise und schleichend als möglich. Sie hatten den Gang noch nicht halb vollendet, so hörten sie beide neben sich leise aber deutlich rufen: Ludwig! Ritter Ludwig!

Beide standen, sahen sich erblassend an und schwiegen, beide glaubten sich zu irren. Ludwig hob schon den Fuß auf weiter zu gehen, als es noch einmal: Ritter Ludwig, deutlich neben ihm flüsterte.

Hörst du etwas? fragte Ludwig den Knappen und ergrif ihn bei der Hand.

Mir war es, als ob man euren Namen leise flüsterte.

So war mir's auch. Sie leuchteten umher; allein es war keine Oefnung, keine Spalte in der Mauer, wodurch eine Stimme schallen konnte.

Noch einmal riefs leise: Ritter Ludwig! Ritter

Ludwig! Ritter Ludwig! und ein tiefer und klagender Seufzer tönte jezt so laut, daß sie beide schnell von der Seite der Mauer absprangen wo sie den Seufzer hörten. Sie sahen nichts, und der Knappe zog den Ritter rükwärts und bat ihn mit Zeichen, umzukehren. Ritter Ludwig! seufzte es noch einmal, dein Schikſal führt dich hieher! Folge dem Gange! dein Knappe folge dir bis ans Ende des Gewölbes.

Sie horchten noch lange, aber es ſchwieg jezt, und die Stille war ihnen nun ſo fürchterlich, als die Stimme vorher ihnen geweſen war.

Wir müſſen gehen, flüſterte endlich Ludwig: Ihr müßt! antwortete die Stimme nach einer kurzen Pauſe ſehr deutlich aber immer leiſe und ſeufzend.

Sie giengen zitternd vorwärts, nach und nach erhellte ſich der Gang, wie von einer Feuersbrunſt, und am Ausgange traf ihr Auge ein Anblik, der alles was fürchterlich und ſchreklich iſt, in ſich vereinigte.

Dieſer Gang führte auf einen ſechseekigten Plaz von beträchtlicher Größe und Höhe gewölbt. In jeder von den ſechs Seiten war ein Eingang zu eben einem ſolchen Gange durch den die beiden Helden gekommen waren. Dieſes ganze Portal war von weißem hellpolirten Marmor, und tauſend angezündete Fakeln, deren Licht von dem polirten Marmor auf tauſendfache Art gebrochen wurde, brachten hier eine ſo blendende Helle hervor, daß unſere beiden Ritter beinahe niederſanken.

Sie ſahen ſich einander an, ohne ein Wort zu

ſagen, ſie fielen ſich verſtohlen um den Hals, als ob ſie Zeugen fürchteten. Indeß war es, als ob dieſe Helle nach und nach ihnen einen neuen Muth mittheilte; ja ihre Phantaſie wurde dadurch ſo exaltirt, daß eine Fieberröthe ſich auf ihre Wangen goß, und daß Ludwig mit einer leiſen aber doch feſten Stimme ſprach: Hier bleibſt du! und ich gehe. Die Worte waren noch nicht geendigt, ſo erſcholl eine ſanfte Trauermuſik, aus dem hellſten Gange hervor, ein Duft von den ſchönſten Gerüchen verbreitete ſich in dieſem Augenblik um Beide, und Ludwig gieng ſchon beherzter, quer über das Sechseck in den Gang, woher die Muſik erſcholl.

Die Muſik ſchwieg pauſenweiſe, und in den Pauſen hörte er eben die erſte Stimme flüſtern: Fürchte nichts, Ritter! und geh, und ſieh und höre.

Er gieng dreuſter vorwärts, in dem Gange, der durch ganze Maſſen Feuer, die an der Wand ſchwebten, er wußte nicht wie, erhellt war. Nach und nach ward der Gang dunkeler, doch nie ganz dunkel bis er ſich dem Ausgange näherte. Auf einem runden Plaze von ſchwarzem Marmor, und gewölbt, von drei Reihen ſchwarzer Säulen rings umgeben ſtand mitten das Grabmahl der Aeltermutter Armgarts. Eine ſchwache Dämmerung machte die Gegenſtände ſichtbar und ſchauerlicher.

Des Ritters Auge flog ſogleich, wie er aus dem Gange hervortrat auf das Grabmahl, auf welchem die Aeltermutter Armgarts aus Stein gehauen in Lebensgröße ſtand. Es war eine Todtenſtille, kein Laut,

kein Athem wehte. Eben wollte Ludwig links in die Kolonade beugen, da erblikte er eine weibliche Gestalt am Fuße des Grabmahls, ohne Bewegung zwar, wie aus Stein gehauen, aber doch so natürlich, daß ihm ein kalter Frost durch alle Adern lief; allein wie ward ihm, da diese Gestalt sich erhob, und er Armgarts Aeltermutter, wie sie auf dem Grabmahle stand, in eben der Kleidung, mit eben dem bleichen Gesichte erblikte, und sie langsam einen Schritt näher schweben sahe.

Seine Kniee schwankten, sein Haar stieg empor, sein Athem stokte, er sank auf eine Marmorbank.

Die Gestalt winkte ihm, er schwankte nach einem minutenlangen Schweigen empor und folgte der Gestalt, bis aus der Kolonade heraus. Mit einem Seufzer, der ihn erstarrte, zeigte die schwebende Gestalt, und mit einer aufgehabenen Hand auf einen Sarg, der an der Kolonade stand.

An dem Sarge stand mit großen brennenden Buchstaben:

Armgart!

Und wie entsezte er sich, da er in dem Sarge Armgart, seine geliebte Armgart erblikte, bleich wie eine Lilie, ohne Bewegung, ohne Leben, und doch ihr so sprechend ähnlich.

O barmherziger Gott! rief der Ritter, Armgart? meine Armgart?

Tadle die Schikungen des Ewigen nicht, hauchte ihm die Gestalt entgegen, mit einer Stim-

me, die dem Lispeln des Windes in den Grasspizen glich.

O du Allbarmherziger! rief er noch einmal, meine Armgart?

Die Gestalt legte den Finger auf den Mund und winkte ihm bedeutend zu schweigen. Er schwieg betäubt.

Armgart wird sterben ehe drei Tage um sind! der Sonntag ist ihr Sterbetag! seufzte die Gestalt.

Gnade! Gnade! Mutter Gottes, Gnade! Er sank auf die Kniee nieder. Triff mich, Gott! verschone meine Armgart!

Du kannst sie retten, Ritter Ludwig, sagte die Gestalt: Betrachte den Becher. In diesem Becher ist Armgarts oder dein Tod. Wenn du ihn leerst, so wird sie am Leben bleiben, und leerst du ihn nicht, so stirbt sie. Dein ist die Wahl!

Gieb!

Du wirst ihn sehen in Armgarts Kloset betrachte ihn! Sie reichte ihm den Becher, ein erquikender Wohlgeruch duftete ihm aus demselben entgegen. Rettung! stand groß eingegraben auf dem Rande.

Er betrachtete ihn. Der Becher sank aus seiner Hand.

Ein Bliz, ein Donner! Der Plaz war finster, die Gestalt verschwunden.

Ludwig eilte durch den Gang zurük, traf den Knappen auf dem Sechsek. O laß uns eilen. Ich habe entsezliche Dinge gesehen. Ich will sie retten!

Sie eilten den Gang zurük. Denke an Armgart! lispelte im zweiten Gange noch einmal die Stimme. Sie flogen, lange mußten sie an der verborgenen Thüre verweilen, ehe sie aufgieng. Nun eilten sie über den Rittersaal, durch die Zimmer auf den Hof. Hier athmete der Knappe laut auf, und rief: Gottlob! Ludwig seufzte und sank zitternd dem Knappen in die Arme. Der Knappe legte ihn einen Augenblik auf den Rasen nieder, bis er sich erholt hatte, und dann eilten sie fliegend zur Burg zurük.

Eben als sie die Treppe hinauf zur Burg stiegen, rasselte ein Wagen über die Burgbrüke. Und Gertrud und Armgart sprangen heraus lachend und schäkernd, hielten den Ritter an, und erzählten ihm vom benachbarten Rittersize, wo sie gewesen waren. Ludwig betrachtete Armgart mit einem stillen erbarmenden Blike. Er führte sie bebend die Treppe hinan, und schlich nach seinem Zimmer.

Ein paar Worte zur Erklärung der Zauberei. In den frühern Ritterzeiten waren die Souterrains von der Herdeburg angelegt; die gewölbten Gänge waren so künstlich gebauet, daß man an einem Ende des Ganges das hören konnte, was am andern Ende desselben auch nur leise geflüstert wurde. Drei Tage waren hinreichend gewesen die Fakeln in das Gewölbe zu bringen, Phosphorus hatte das übrige gethan. Gertrud machte Armgarts Aeltermutter, und Armgart sich selbst. Den Eingang von hinten, den Ludwig nicht kannte, hatte Armgart und ihre Gesellschaft ge-

wählt: Einige Mädchen der Armgart machten die Musik und den Witz, und der junge Pater den Donner im hintern Gange mit einer schweren steinernen Kugel auf hohlen Brettern.

Wie Ludwig zurük gieng, so flog Gertrud und Armgart aus dem hintern Eingange, warfen sich in den Wagen und kamen zugleich mit Ludwig auf der Burg an.

Schwerer aber läßt sich der Gemüthszustand der Armgart und des Ritters beschreiben.

Die Worte: tödte mich, Gott, und verschone Armgart! hatten Armgart unaussprechlich gerührt. Es fehlte nicht viel, so hätte sie sich aus dem Sarge in Ludwigs Arme gestürzt; nur die Hofnung eines vollständigen Triumphs hatte sie zurükgehalten. Sie war den Abend unaussprechlich heiter, und hätte sie diesen Abend noch den Ritter gesprochen, sicher hätte sie ihm die ganze Komödie entdekt; denn nichts war ihr gewisser, als daß er den Becher leeren würde.

Ludwig hingegen warf sich in einer pressenden Seelenangst auf sein Lager. Sein Zustand war die Nacht fürchterlich. Wenn du ihn leerst so bleibt sie am Leben, wo nicht, so stirbt sie! Diese Worte standen in feurigen Buchstaben überall, wo er die Augen hinschlug; dachte er an Armgarts Tod, so schwor er mit ringenden Händen, den Becher zu leeren, und die Minute darauf war ihm das Leben so süß, so theuer als es ihm nie gewesen war. Er fühlte alle Schreken des Todes, und die Liebe zum Leben betäubte jede andre

Stimme in ſeiner Seele. Gegen Morgen verſank in einen unruhigen Schlummer, der ihn nicht erqu te, der ſeiner Phantaſie einen hohen Grad von Wi heit gab.

Am Morgen war ſein erſter Gang in Armga Kloſet. Der entſcheidende fürchterliche Becher mit nem ihm unbekannten Weinähnlichen Getränk ſte auf dem Altare vor einem Todtenkopfe. Er ſchaut te zuſammen, da er den Becher erblikte. Er ſezte an die Lippen, und Armgarts Bruſt ſchlug hoch em vor dem wohllüſtigen aller Gefühle, da ſie ſeine St lang durch eine Gardine ſah, hinter der ſie ihn lauſchte. Zitternd ſezte er den Becher wieder hin u verließ mit wilder Hize das Kloſet.

Arme Armgart! deine Arme, die ſich ſchon a breiteten, den liebenden großmüthigen Jüngling deine ſtolze Bruſt zu drüken, ſanken kraftlos nie da er das Zimmer verließ. Tauſend Gedanken jag ſich in ihrem Kopfe, Hofnung und Furcht wechſel beide ſo ſchnell, daß die Hofnung wie die Furcht, u die Furcht wie die Hofnung wirkte. Sie verwünſ ihren Einfall, ihre Neugierde, ſie hatte Kopfweh, klagte über Uebelkeit, ſie wollte ſich niederlegen. E trat Ludwig herein; todtenbleich ward er, da er Klage hörte. Der Vater ſcherzte mit Armgart ü ihr Kopfweh. Sie iſt krank, ſehr krank! rief Lud mit wilder Hize: ach! und nicht zu retten! ſezt halb laut hinzu, und eilte, die Hände ringend, dav

Nicht zu retten? ſeufzte Armgart bitter,

ſie befand ſich in dem Augenblike wirklich ſo krank, daß ſie gehen mußte. Sie legte ſich nieder. Eine wilde unſtäte verzweiflungsvolle Unruhe geißelte den armen Ludwig von einem Orte zum andern. Jezt flog er in den Garten, halb war er den erſten Gang hinauf, ſo kehrte er ſchneller zurük als er hinein gegangen war. Er eilte in ſein Zimmer, warf ſich von einem Stuhl auf den andern, bis er ins Beſuchzimmer ſtürmte. Er redete einen an, brach ab, ohne zu vollenden, ſtarrte einem andern ins Geſicht, oder legte den Kopf mit einem: o Gott, Erbarmen! auf die Schulter des, mit dem er redete, und war er im Kloſet, und erblikte den Becher, ſo hieng ſein Auge ſtarr auf ihn. Er rang die Hände. Er ſtrekte die Hand nach ihm aus und ließ ſie auf dem halben Wege ſchon ſinken.

So trieb er ſich zwei Tage mit der Empfindung eines Vatermörders umher. Mit jeder Stunde wuchs ſeine Unruhe und ſeine Wildheit. Einen jeden fragte er nach Armgarts Krankheit, und wandte ſich mit einem ängſtlichen Blike von ihm, wenn man es für eine Kleinigkeit hielt.

Der fürchterliche Sonntag erſchien. Er eilte hinab und wagte es nicht in Armgarts Zimmer zu gehen, ſondern gieng auf dem Gange auf und nieder, und horchte nur von Zeit zu Zeit. Die Thüre gieng auf, Gertrud trat heraus.

O beſte Gertrud, lebt ſie noch? ſo fragte er haſtig und glühend.

Zum Sterben iſt es wohl nicht, antwortete

Gertrud ruhig; doch heute Nacht hat ſie ſich ein wenig verſchlimmert.

Verſchlimmert? o Gott! dann eilte er ins Kloſet. Der furchtbare Becher! Er betrachtete ihn mit einem Unmuthe, der bis zur Verzweiflung gieng. O Gott! rief er, und ſchlug ſich vor die Stirn, daß es tönte, eilte wüthend hinaus, traf Gertrud und rief ihr fürchterlich entgegen: ſie muß ſterben! ſie muß! und ich bin ihr Mörder!

So ſprang er hinab, warf ſich aufs Pferd und jagte vom Hofe, daß die Leute erſchraken, die ihn erblikten.

Langſam und zögernd kam er am Abend zurük. Iſt Armgart todt? fragte er den erſten, den er ſah, und ärgerte ſich über die Gelaſſenheit, mit der dieſer ſeine Frage mit einer neuen, iſt Armgart krank? bezahlte.

Er eilte in das Haus, und fand Armgart auf und geſund, ein wenig blaß und verdrießlich, aber im Kloſet den fürchterlichen Becher nicht mehr. Unter abwechſelnder Angſt und Hofnung blieb er den Abend bei Armgart bis zwölfe in der Nacht, und da die Gloke zwölfe geſchlagen hatte, ſo ward ſeine Freude ſo tobend, und ſo geräuſchvoll als vorher ſeine Unruhe wild und ſtürmend geweſen war. Selbſt die auffallende Kälte und die ſpize Höflichkeit, mit der Armgart ihn behandelte, blieb ihm allein nur unbemerkt, ſo hatte ihn die Freude betäubt.

Er gieng zu Bett, und ein ſüſſer Schlaf mit ſchö-

nen Träumen erquikte ſeinen Körper und beruhigte ſeinen Geiſt.

Nur von Armgarts ſchönen Augen war der Schlaf geflohen. Sie brachte eine Nacht zu, in der Verdruß, gekränkter Stolz, getäuſchte Hofnung, Liebe und Haß, Betrübniß und Wuth, das bitterſte was ſie haben, wechſelsweiſe in ihre Bruſt goſſen, und wahrhaftig, am andern Morgen hätte man bald Luſt gehabt, der Prophezeihung des Ritter Ludwigs zu glauben, ſo bleich, entſtellt und verweint ſah ſie aus.

Ludwig flog mit dem ganzen triumphirenden Entzüken der belohnten Liebe auf ſie zu, und jezt erſt bemerkte er die kalte gehäſſige Bitterkeit, mit der ſie ihm begegnete.

Ludwig beklagte ſich, flehete, ward böſe, tobte, umſchwebte ſie wie ihr Schatten, um ihre verlorne Gunſt wieder zu erhalten, und alles vergebens. Zwar gab es Stunden, wo ſie gerührt, wo ſie mit mehr Freundlichkeit ihn zu behandeln ſchien; allein er durfte nur das Wort Liebe einmal nennen, ſo verdunkelte ſich zuſehens das Auge der Göttin, Wolken zogen ſich auf ihrer Stirn zuſammen, und Ludwig ſann vergebens viele Tage um die Urſach ihrer feindſeligen Geſinnungen.

In dieſer Zeit erſchien der Ritter George von Wallsdorf in dieſer Gegend. Der Ritter zog die Augen aller Fräulein auf ſich; das kaiſerliche Hoflager, wo er lange gelebt hatte, hatte ihm eine Bildung gegeben, die ihn merklich hervorhob. Er ſah die reizende

Armgart, und Ritter Georgs vermehrte die Anzahl ihrer Anbeter, allein er konnte eben so wenig als die andern die Kälte aufthauen, die seit der lezten Unpäßlichkeit sich so bestimmt als ein Hauptzug in Armgarts Charakter zeigte.

Indeß mußte das arme Mädchen diese angenommene Kälte und den eitlen Wunsch, sich über alles geliebt zu sehen, theuer genug bezahlen. Ihr Herz schlug nach Liebe, und die Neigung zu Ludwig, die sich geheim und unbemerkt in den Haß des Mädchens mischte, und die sie unterdrüken wollte und nicht konnte, bestrafte sie für die Leiden des armen Ritters sehr bitter. Ihr Kloset sah Thränen fliessen, die selten ein Mädchenauge weint. Sie hielt wahre Liebe für einen Traum, der allein in ihrem Herzen, um es zu martern, zur Wirklichkeit geworden wäre. Sie stieß den holden Wahn, mit dem die Liebe des Menschen Leben erquikt, von sich, um einem andern Raum zu geben, der sie marterte. Sie forderte die Liebe vor den Richterstuhl ihrer Vernunft und war unglüklich, durch das Urtheil, das diese fällte; und verweigerte dem Herzen den Urtheilspruch über die Liebe, dem er zum Glüke unsers Lebens allein gehört.

Sie ward mit jedem Tage verschlossener und in sich gekehrter, sie suchte die wildesten Gegenden auf, um sich jedem Auge zu entziehen, nur Ludwigs Bild verfolgte sie auch dahin, und warf ihr die Kälte vor, die sie haßte, von der sie elend gemacht wurde, und die sie dennoch bewahrte.

George von Wallsdorf ſchlich ihr bei ihren geheimen Spaziergängen oft nach, um endlich den glüklichen Augenblik zu finden, ſie zu rühren; allein vergebens. Sie verbot ihm nicht, ſie zu lieben; allein ſie verbot ihm ihr zu folgen und ihr von Liebe zu reden.

An einem ſolchen Tage gieng ſie zwiſchen den Felſen am Rhein hinunter; die wilde Gegend, das tobende Rauſchen des Stroms zwiſchen den Felſen war ihr lieb. Sie ſezte ſich auf eine Klippe, um ihr Auge an dem Schuſſe des Waſſers zu weiden, mit dem der Rhein durch die Steine brach. Sie gieng näher, trat nah am Ufer auf einen Stein, der nicht feſt war, umſchlug und ſeine ſchöne Laſt in die Wellen ſtürzte.

Einen lauten Schrei that Armgart und der Strom riß ſie mit ſich fort. Nach einigen Sekunden fühlte ſie ſich ergriffen und gehalten. Sie kam über das Waſſer in die Höhe, und nach einigen Minuten, in denen der Tod ihr und ihrem Retter fürchterlich nahe war, hatte das Geſchrei des Mannes Leute herbeigezogen, und ſie wurden gerettet.

Gott ſei Dank! rief ihr Retter, indem er ſie noch immer feſt in ſeinen Armen hielt. Gott ſei Dank! und ſie erkannte George von Wallsdorf.

Er führte ſie nach Hauſe. Ihr Auge hieng von Zeit zu Zeit feſt auf ihrem Befreier. Ihr dankbares Herz betrog ſie, ſie glaubte auf einmal ihn zu lieben, und noch mehr, ſie glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, der ſie mehr liebte als ſein Leben.

Ihr ganzes Geſpräch wandte ſich unterwegs um

diesen Punkt. Wie konntet ihr es wagen, euch mir nachzustürzen, Ritter Georg? wie konntet ihr euer Leben so rasch wagen?

Und wie hätte ich leben können, Fräulein, ohne euch? antwortete der Ritter, und drükte ihre Hand an sein Herz.

Sie drükte seine Hand sanft in die ihrige, um sich es selbst zu beweisen, daß sie ihn liebte, und in dem Augenblike entstand der wünschende Gedanke in ihrer Seele: daß es Ludwig gewesen sein möchte, der sie gerettet hätte!

Man kam heim, und ein kleines Fieber fesselte Armgart einige Tage ans Bette. Sie fand bald, daß sie den Ritter Georg eigentlich nicht liebe, daß Ludwig — sie dachte den Gedanken nie aus. Aber, sagte sie zu Gertrud, und pflükte an der Deke, und schlug die Augen nieder: ich will doch lieber einen Mann, von dem ich weiß, daß er mich wirklich liebt als — sie endigte mit einem Seufzer, — und Dankbarkeit muß Liebe werden! sezte sie hinzu und drükte dabei die Faust auf ihr Herz, als ob sie das trozende Herz zum Schweigen bringen wollte.

Armgart war nicht das Mädchen, das mit sich selbst scherzte: Ludwig bekam in der Form seinen Abschied, und Georg war nun der Gegenstand ihres holdesten Lächelns, ihrer freundlichsten Blike, ja sogar auch zuweilen ihrer Träumereien, in denen Ludwig doch noch immer eine sehr glänzende Rolle spielte.

Da nun Ludwig Gedanken nicht errathen konnte, Blike aber und Lächeln sehr deutlich sah, so hielt er sich für völlig gestürzt, und da er einmal Armgart an der Seite Georgs sizen und ihm zulächeln sah, so näherte er sich mit Heftigkeit und einem Auge voll Thränen; leb wohl Armgart! rief er, sah auf den Boden und reichte ihr die Hand hin, die sie ihm ein wenig, — der Himmel weiß wie es zugieng? sie wollte es nicht — drükte, und er verschwand.

Armgart wollte fröhlich sein, und es wollte auf keine Weise gelingen. Ritter Georg schäkerte, Armgart lächelte und hatte Langeweile. Man lief im Garten umher, man spielte, man scherzte, man sprach von Glükseligkeit, und Armgart versicherte oft Gertruden mit einem kummervollen Blike, daß sie glüklich sei und daß sie, sobald ihr Vater zurük wäre, dem Ritter Georg das Geständniß ihrer Liebe und ihre Hand geben wolle; denn er, er liebt mich mehr wie sein Leben! sezte sie allemal hinzu.

Wenige Tage nach diesem Geständnisse kam Armgarts Vater auf den Hof gesprengt und trat mit einem verstörten Gesicht in das Zimmer. Was ist, mein Vater? rief ihm Armgart entgegen.

In die Acht erkläret von Kaiser und Reich! rief der stolze Freiherr von Herdeburg.

Er war mit Theilhaber an einer Verschwörung gegen des Kaisers Macht gewesen. Zu früh war diese Unternehmung entdekt. Die Häupter des Bundes, einige große Fürsten, zogen sich sicher aus dem Spiele,

und des Kaiſers ganzer fürchterlicher Zorn fiel auf die kleinen Edlen, die Theil daran gehabt hatten.

Ritter Georg! rief Herdeburg! die Exekutionstruppen rüken heran. Ich werde meine Vaſallen aufſizen laſſen; Rothenberg wird mir Hülfe ſenden. Ihr habt mein Kind geliebt. Nehmt ihre Hand — Armgart ward bleich wie Kalch, — und leiht mir euren und eurer Vaſallen Arm.

Ritter Georg ſtammelte etwas her, von ſeinen Freunden, die er am kaiſerlichen Hofe habe, welche die Sachen leicht vermitteln würden.

Herdeburg meinte, das wäre nicht übel, und er würde ihre Vermittelungen gern ſehen. Indeß, ſprach er: die Reichsfahnen rüken heran, wir wollen ſie zurükſchlagen, indeß mögen eure Freunde vermitteln. Leiht mir euren Arm!

Georg meinte, daß ſeine Theilnahme an dieſer Fehde leicht die Hülfe vereiteln könnte, die er von ſeinen Freunden erwartete.

Auch das, rief Herdeburg: und es mag ſo leicht beſſer ſein! So geht ihr denn auf eure Güter! ich will mich hier ſchon halten. Indeß, meine Burg iſt bald kein Aufenthalt für Weiber mehr. Ihr liebt meine Armgart, da nehmt ſie! der Pater mag euch heute zuſammengeben, und morgen führt ſie als eure Dame auf eure Schlöſſer. Die Verbindung, ſtammelte Georg, mit der Tochter eines Geächteten würde ihm den Zorn des Kaiſers zuziehen. So groß das Glük auch

wäre, das ihm der Freiherr anbdte, so würde es doch für jezt unrathsam sein, sich durch die beschleunigte Verbindung mit Armgart, alle Hofnung, in der Gnade des Kaisers zu steigen, ja selbst die Hofnung den Freiherrn mit dem Kaiser wieder auszusöhnen, zu rauben.

Hof! und Hoflager! Hofgnade und Hofhund! rief Herdeberg zornig. Sattelt dem Ritter Georg die Pferde! Lebt wohl, Ritter Hofluft, grüßt mir eure Freunde im kaiserlichen Hoflager, und habt die Gnade und bleibt von meinem Hofe so ziemlich eine Meile entfernt, wenn ihr nicht wollt, daß euch der Arm des Geächteten ins Grab schiken soll!

Ritter Georg sagte mit einem kalten spottenden Tone: der Kaiser wird eure Undankbarkeit an mir rächen. Ich habe eurer Armgart Leben gerettet, und ihr heist mich gehen. Euer Drohen verachte ich, Herdeburg. Lebt wohl! und so gieng er stolz zur Thüre hinaus, saß auf und verschwand.

Was heist das? rief Armgart mit Erstaunen, da sie allein war. Dieser Mann opfert sein Leben meines zu retten, und die Gnade eines Mannes, die er entbehren kann, ist ihm mehr als mein Besiz? Was ist das? Hat mich Georg nicht geliebt? oder hat Ludwig — sie versank in tiefe Träumereien, woraus sie kaum das Geräusch der Waffen und der Kriegsanstalten weken konnten.

Die Vasallen Herdeburgs rükten zusammen, man häufte Lebensmittel auf, die Säle waren voll

von Gewapneten, die Burg wurde befeſtigt. Täglich ward es lebhafter und zahlreicher auf und um Herdeburg.

Einen Morgen rükte ein Fähnlein von fünfzig Reiſigen die Anhöhe vor der Burg herauf. Ein Trompeter näherte ſich der Burgbrüke und verlangte den Freiherrn zu ſprechen. Man führte ihn herauf. Armgart war gegenwärtig.

Ritter Ludwig von Eichenloh, hob der Trompeter an, habe vernommen, daß die Herdeburg in Gefahr ſei. Er ſende dem Freiherrn fünfzig Reutersknechte zu Hülfe und er werde bald ſelbſt mit ſeinen Vaſallen da ſein, wenn ſeine Gegenwart dem Fräulein von Herdeburg nicht zuwider ſei.

Zuwider? rief Armgart lebhaft und drehete ſich ab und ſchwieg, glühend wie eine Roſe. Wir erwarten ihn mit Vergnügen! ſagte der Freiherr, und euer Trupp mag herein kommen. Die Zugbrüke wurde niedergelaſſen, die Reiſigen zogen ein, und ſchienen ſich nun ſo ſtark, die Reichsexekution im freien Felde erwarten zu können.

Nach dreien Tagen kam Ludwig ſelbſt an der Spize von fünfzig Reiſigen der Herdeburg zu Hülfe. Armgart war wenig ſichtbar und ſehr unruhig. Allgemach näherte ſich auch das Reichsfähnlein. Die Ritter zogen ihnen entgegen. Hätten ſie ſich alle gehalten wie Ludwig und Herdeburg, es wäre kein Mann von den Reichstruppen übrig geblieben. Sie waren zerſtreut; allein ſie zogen ſich wieder zuſam-

men, und noch mehrere Truppen aus den benachbarten Reichsstädten stießen mit ihnen zusammen. Zugleich erschien kaiserlicher Majestät gnädigstes Mandat, daß alle Ritter, die mit dem Geächteten von Herdeburg sich dem Willen des Kaisers widersezten, und nicht sogleich Herdeburg verließen und ihre Knechte zurükzögen, in die Oberacht erklärte.

Dieser Schlag that seine Wirkung. Sogar der Busenfreund Herdeburgs, Rothenberg, verließ mit seinen Reisigen seinen Freund. Ludwig war der einzige, der auf der Herdeburg blieb, und sich der Gefahr aussezte, seine Güter zerstört und sich geächtet zu sehen.

Herdeburg lag krank an einer empfangenen Wunde, Ludwig allein belebte die Geschäfte, deren nicht wenig waren. Ein Bote erschien, und forderte Ludwig auf, die Herdeburg zu verlassen, oder die Zerstörung seines Schlosses zu gewärtigen. Sie mögen brennen! rief er: ich kann nicht fort!

Gegen Abend schlug die Flamme hoch am Himmel auf. Eichenloh brannte. Ludwig stand am Fenster, sah sein Schloß und seine Dörfer brennen, und schwieg, eine Thräne floß die Wange herab.

Nimm hundert Reuter, rief Herdeburg, und haue die Mordbrenner zusammen! Ludwig wollte fort, sein Blik fiel auf Armgart, die kummervoll da saß. Laß sie brennen, rief er: ich kann nicht fort.

Mächtige Feinde, die Herdeburg am kaiserlichen Hofe hatte, wollten seinen vollen Untergang.

Neue Truppen rükten an, die Herdeburgs Todesurtheil, unterschrieben vom Kaiser, bei sich führten. Die Burg wurde umzingelt. Ludwig that Wunder der Tapferkeit.

Noch einmal bot Ludwigen der Exekutor kaiserliche Gnade, Aufhebung der Acht und Restitution seiner Güter an, wenn er Herdeburg verließe. Der alte Herdeburg redete ihm zu. Nimm die Gnade an, Ludwig; du vermagst mir doch jezt nicht zu helfen. Du siehst, man will meinen Kopf. Du kannst mir vielleicht nachher mehr helfen als jezt. Geh zu ihnen hinaus, goldner Junge!

Ludwig blikte auf Armgart, die zu ihres Vaters Füßen lag. Ich kann nicht, rief er: bei der Königin des Himmels! Ich kann nicht. Ich lebe und sterbe mit euch.

In Armgarts Busen erhob sich ein hohes Entzüken durch den Schmerz. Ihr Auge fiel mit alle dem unbeschreiblich belohnenden Lächeln der Liebe auf Ludwig.

Was ist das, dachte sie, da sie allein war. George opferte mir sein Leben und verläßt mich, da ihm meine Hand gewiß ist? Und Ludwig läßt mich sterben und liebt mich dennoch! Was soll ich glauben?

Die Gefahr der Eroberung der Burg ward mit jedem Tage dringender. Die Belagerten wurden schwürig, die Lebensmittel würden kleiner, Kriegsbedürfnisse fehlten.

Wir können uns nicht mehr halten! erklärte

endlich Ludwig. Herdeburg machte Anſtalt durch die Souterrains zu fliehen. Ludwig ſollte die Burg übergeben und die noch einmal angebotene Gnade annehmen.

Ich fliehe mit euch! ſprach er langſam und feſt: Ich fliehe mit euch. Sie giengen mit Fakeln verſehen in die Souterrains hinein; am Grabmahle der Aeltermutter der Herdeburgs ſank Armgart voll Schmerz nieder und weinte dem Andenken der Zauberbegebenheit eine bereuende Thräne. Ludwig ſtand tiefſinnig am Grabmahle und betrachtete Armgart.

O Ludwig, rief ſie, deine Treue gegen uns hat — alles wieder gut gemacht! wollte ſie ſagen und ſchwieg.

Was ich jezt thue, ſagte Ludwig, und ſenk zu ihren Füßen, iſt noch wenig gegen drei Tage voll unnennbarer Leiden, die ich für dich getragen habe, und woran mich dieſer Ort erinnert. Biſt du mir Dank ſchuldig, Armgart, ſo biſt du es mir für jene drei Tage.

Es war dem Mädchen ein Räthſel.

Sie giengen weiter, und Ludwig führte bald den Alten, bald das Mädchen, und heiterte ihren Trübſinn mit Erzählungen, mit neuen Hofnungen auf. Wie ſie am Ausgange der Souterrains waren, die ſich in wilden, dem Anſchein nach unzugänglichen Ruinen endigten, ſo trafen ſie hinter den Felſen Bewafnete an, die ſogleich über ſie herſtürzten.

Ludwig zog ſein Schwert.

Mit dir nichts, Ritter Ludwig! rief der Anführer. Hier iſt deine Begnadigung vom Kaiſer. Herdeburg und ſeine Tochter ſind unſre Gefangene.

Ich will nicht begnadigt ſein, wenn es nicht dieſe ſind! rief Ludwig wüthend, und ſchleuderte das Pergament zwiſchen die Ruinen. Armgart ſank zwiſchen die Steine vor Angſt.

Wenn du keine Gnade willſt, ſo leide denn den Tod, Majeſtätsbeleidiger! ſchrie der Anführer, und drang auf ihn ein. Ludwig rannte ihm ſein Schwert in die Bruſt, und wie ein ergrimmter Löwe ſtürzte er auf die andern, und jagte ſie nach einem langen Gefecht in die Flucht.

Jezt eilt, rief er den beiden zu, ehe mehrere kommen. Sie eilten an den Rhein, der hinter den Felſen floß. Sie trafen den Kahn, den ſie beſtellt hatten, ſtiegen ein, und waren in Sicherheit.

Nach einigen Tagen Ruhe, wandte ſich Ludwig ſchnell an Armgart, die am Fenſter ſtand und mit naſſen Augen in die verlaßne Gegend blikte. Um wem weint dein Auge, Armgart? — Armgart antwortete nicht, und reichte ihm die Hand.

Um Ritter Georg, der dich verließ?

Nein, Ludwig, ſprach Armgart, und ſank in ſeine Arme; nein Ludwig, ich liebe dich mit meiner ganzen Seele.

Mich? Armgart, mich?

Und habe dich immer geliebt! Ihr Mund lag auf ſeinem. Herdeburg ſegnete den Bund.

Und du liebst mich? fragte die entzükte Armgart den geliebten Ritter?

Mehr wie mein Leben! antwortete Ludwig.

Mehr wie dein Leben? — Ludwig! antwortete Armgart lächelnd, und drohete mit einem aufgehobenen Finger.

Mehr wie mein Leben. Ich habe es im lezten Gefechte bewiesen.

Und warum trankest du den Becher nicht?

Wie, Armgart? — Wie? du weißt? —

Armgart erzählte ihm die Geschichte des Zauberabends.

Ludwig wußte das Räthsel nicht zu lösen.

Wie nun nach zwanzig Jahren der glüklichsten Ehe Armgart ihrer und Ludwigs Tochter den Brautkranz flocht, und die schöne Ildegard ihrer Mutter versicherte, ihr Geliebter liebe sie mehr als sein Leben; so lächelte Armgart und erzählte ihr ihre Geschichte mit Ludwig. Dann fragte sie ihre Tochter: was meinst du, Ildegard, liebte mich dein Vater mehr als sein Leben?

Ich glaube, liebe Mutter —

Und warum leerte er den Becher nicht, liebes Kind?

Weil — weil — ich fühle es wohl, nur kann ich's nicht sagen. Weil —

Weil das Herz in der Leidenschaft mehr verspricht, als es bei Ueberlegung halten kann. Georg liebte mich nicht und stürzte sich mir nach in die Fluthen. Leidenschaft, Eitelkeit oder Mitleiden that es. Mein Ludwig

liebte mich und leerte den Becher nicht, der mich retten ſollte. Er hätte ihn bis auf den lezten Tropfen geleert, hätte er ihn ſogleich im Gewölbe erhalten. Er hatte drei Tage Zeit zum überlegen, und er fand, daß das Leben das erſte der Güter iſt, dem nichts gleicht.

Alſo liebt mich Rodegar nicht wie ſein Leben?

Gott gebe, daß ſein Herz es wahr fühlte, wie er es dir ſagte! Liebe Ildegard, die Vernunft beleuchtet nach und nach jedes Theilchen, woraus die Liebe beſteht, und Schade, daß das meiſte, was das Herz für wirklich hielt, bei dem Lichte der Vernunft als ein verſchwindender Rauch erſcheint. Das Herz ſagt in den meiſten Fällen zu viel, hinterher verbeſſert die Vernunft das Urtheil und wehe dir, wenn deine oder Rodegarts Vernunft dereinſt das Urtheil eurer Herzen ganz durchſtreichen müßte.

Sorge, Ildegard, daß nur die Vernunft die Hälfte von dem wahr findet, was eure Herzen jezt fühlen, und ihr werdet glüklicher ſein, als die ungeheuren Hofnungen der entſtehenden Liebe es ahnen und glauben können.

Sein Leben für die Geliebte wagen, heißt noch nicht, die Geliebte mehr lieben wie ſein Leben. Das Herz hat ſeine eigene Sprache, und du thuſt wohl, wenn du ſie lernſt, damit du als Weib nicht mehr foderſt, als die Vernunft es billigt.

Ildegard befolgte dieſe Regel und ward ein glükliches Weib, glüklich wie ihre Mutter.

Die Harfe.

Du quälst mich, gute Anne, mit deinen Vorwürfen, und vergebens. Was kann ich machen? Harry hat meine höchste Achtung, und was noch mehr, meine ganze Dankbarkeit. Laß mich meinen Weg gehen!

Allein, Emma, du liebst Adelstan.

So gewiß ist das nun auch nicht, und wenn auch, liebe Anna, wenn auch —

Wenn auch? ist das dein Ernst Emma? Es ist das gefährlichste Wagestük. Ich rathe dir noch einmal: Sei Herr über dein dankbares Herz. Das kannst du! Ueber die Liebe Herr zu werden möchte dir unmöglich sein!

Anna, Harry liebt mich, Harry hat mich von Räubern gerettet, Harry's ganze Seele hängt an meiner! Ich bin ihm den innigsten Dank schuldig, er ist ein edler Mann, laß mich meiner Vernunft folgen, die ihm meine Hand wahrhaftig mit allen Stimmen zuspricht.

Wahre Liebe, Emma, kann nicht ohne Achtung sein, aber die gränzenloseste Achtung ist nicht die Mutter der Liebe, so wenig wie Dankbarkeit. Schöne Seelen können die Liebe der Pflicht opfern; allein die Neigung, die dann entsteht, kann nie Liebe werden, es ist

eine Lilie, der man die Blume vom Stamme geſchnitten hat; die Pflanze lebt noch, aber ſie bringt keine Blüthe mehr hervor. Jezt haſt du es noch in deiner Macht, Harryn mit deiner Freundſchaft zu belohnen, ohne undankbar zu ſcheinen. Adelſtan hat dein Herz.

Ich müßte ungerecht ſein, wenn ich nicht Harry's innige Ergebenheit, ſein Beſtreben mir zu gefallen, ſeine Sorgfalt, mit den er meinen entfernteſten Wünſchen zuvorkommt, mehr belohnen ſollte, als Adelſtans — laß mich es geſtehen — Unachtſamkeit auf mich.

Dieſe Rechnung macht die Vernunft; das Herz hingegen rechnet bei weitem anders. Ein Händedruk, ein Blik wiegt auf dieſer Rechnung mehr, als ein gewagtes Leben auf der andern.

Nein, Anne, meine Dankbarkeit wird Liebe werden. Laß uns davon aufhören!

Gut, ſo laß uns davon aufhören! und haſt du Luſt, ſo fahren wir zu jenem Felſen, den du dort hinten am Horizonte ſiehſt. Der Abend wird ſo ſchön werden, die See iſt ſo ſtill. Dort können wir den Himmel ganz überſehen.

Wie du willſt, Anna; nur verſprich mir kein Wort mehr von Adelſtan zu reden.

Hier meine Hand, Emma! laß uns hinüberſegeln.

Die Barke wurde in Stand geſezt; die beiden Mädchen ſprangen hinein, die Ruder erhoben ſich, und

in einer Stunde ſtanden ſie auf dem Strande dieſes Eilandes.

Dort auf der Spize des Felſen iſt die ſchönſte Ausſicht, ſagte Anna! laß uns hinauf ſteigen.

Sie ſtiegen durch Umwege zwiſchen Klippen und hohen Felſen hinan. Als ſie um einen Felſen herumbogen, hörten ſie einen Geſang von einer Flöte begleitet! Sie ſahen von weitem eine Hütte, welche Fiſchern zugehörte, die in der Abendſonne noch ihre Neze zuſammengelegt hatten und nun müßig da ſaßen und ſangen.

Die Stimme des Sängers war natürlich und rein; die beiden Mädchen ſezten ſich auf ein bemooſtes Felsſtük und horchten.

Laß uns Hidallans Lied ſingen, ſagte der eine Fiſcher. Er ſang, und die Flöte ſpielte eine ſehr ſimple Melodie, die durch die rauhe Gegend; durch das Flüſtern des Seewindes in den Klippen, und durch das Gemurmel der Wellen unbeſchreiblich rührend ward.

Dies war das Lied:

Mädchen, wenn ihr auf der falſchen Lippe
Nur die Liebe, nicht im Buſen tragt;
O ſo geht, wo um Hidallans Klippe
Seufzend jede Welle klagt.

Dringt nicht lodernd euch durch die Gebeine
Treuer Liebe ſtille Feuerglut,
O ſo ſezt euch zwiſchen jene Steine,
Wo Hidallans Staub im Grabe ruht.

Hört Hidallans leiſe Klagetöne,
Die die Nachtluft durch die Klippen bringt,
Hört Komala's lautes Angſtgeſtöhne,
Das aus jener blut'gen Welle dringt.

Seht Komala's Schatten, der dort trübe,
Still und blutig auf der Welle ſchwebt!
Laßt euch warnen! lüget keine Liebe,
Die euch nicht im heißen Herzen lebt.

Die beiden Mädchen ſahen ſich befremdet an. Sie horchten noch lange, allein der Geſang war geendigt. Die beiden Fiſcher redeten noch eine Zeitlang fort, und aus dieſem Geſpräche merkten die Mädchen, daß die Fiſcher mehr von Hidallans Geſchichte wiſſen müßten.

Ich bin ſehr neugierig die Geſchichte zu wiſſen, ſagte Emma? laß uns zu den Fiſchern gehen! Ich liebe die alten Volksſagen, beſonders aus dem Munde ſolcher Leute.

Die Mädchen ſtanden auf und giengen den Fiſchern näher, die nicht wenig erſtaunten, zwei ſo ſchön gekleidete Frauenzimmer hier auf dieſen Klippen zu ſehen, und ſie ſchienen anfangs große Luſt zu haben, ſie für die Schatten Komala's und Hidallans zu nehmen. Wenigſtens machten ſie Mine ihre Neze im Stiche zu laſſen und davon zu gehen.

Indeß hielt ſie ein: Guten Abend, liebe Leute! von Emma zurük und nach einigen gleichgültigen Fragen und Antworten wurden ſie ſo vertraut, daß ſie mit der gutherzigſten Geſchwäzigkeit über die Mädchen

herfielen, und tauſend Fragen hatten, die denn bald beantwortet wurden.

Emma rükte endlich mit der Bitte hervor, ihnen doch die Geſchichte Hidallans zu erzählen.

Recht gern, ſagte Jak; bring du indeß das Nez an die Bucht, Tom! wenn ich fertig bin, will ich nachkommen.

Nun kommen Sie, my Lady's, dort auf der Spize des Felſen, da können Sie's ſo recht ſehen, wie's dem armen Hidallan ergangen iſt.

Wie ſo, ſehen? fragte Anna.

Nun, dies iſt das Eiland, wo's ſich alles zugetragen hat, was Sie gleich hören ſollen, und von der Geſchichte heiſt dies Eiland noch immer Harfeneiland, und der Felſen da vor uns Hidallans Grab.

Da fährt des Nachts kein Schiffer ohne Grauen weg, da vor dem Felſen; doch Sie ſollens gleich in der Ordnung hören, und da unten vor dem Felſen kann kein Fiſch dauern. Wir fiſchen auch immer gegen Norden zu.

Jak half den Mädchen über die Steine, einen engen Fußpfad, der ſich in vielen Krümmungen bis auf die Spize des Felſen zog.

Auf der Stirn des Felſen wies er beiden Mädchen ganz bequeme Size an, er ſebſt ſezte ſich zu ihren Füßen, hob eine Hand auf, zeigte mit einem Finger in die See, ſah zu den Mädchen zurük, und hob an:

Dort, gerade an meinem Finger weg, liegt ein Eiland, Mittags, wenn die Sonne gerade darauf

ſcheint, kann mans wie eine Wolke von hierab ſehen; da lebte vor vielen Jahren ein Mädchen, das hieß Komala; eben die Komala, von der das Lied ſagt; die war nun ſo ſchön, daß von nah und fern die großen Herren kamen ſie zu ſehen: und wer ihr ins Auge ſah, es war hell wie die liebe Sonne, der ward wie blind.

Nun, wie das Sprichwort ſagt! je mehr Liebhaber, deſto mehr Stolz und deſto weniger Liebe; ſo gieng es Komalen. Sie wählte und wählte, und liebte nicht. Liebe verträgt ſich nicht mit Wählen und mit Eitelkeit noch weniger; doch zog ſie einen jungen ſchönen Mann, der Kleſſamor hieß, den übrigen vor. Nach einiger Zeit hörte Hidallan der Barde, in Schottland von ihrer Schönheit reden. Er machte ſich auf mit ſeiner Zauberharfe, die in grauen Zeiten einem Zauberer gehört hatte, und die ihm lieber war als ſein Leben.

Wenn Hidallan ſie ſpielte, ſo konnte er von tauſend Feinden umringt ſein, ſobald ſie den Ton der Harfe hörten, waren ſie ſanft wie Lämmer, und thaten ihm nichts, und begleiteten ihn und gaben ihm Geſchenke. Der kam nun mit der Harfe auf Komala's Eilande an, und wie er ſie ſah, ſo liebte er ſie.

Er machte ihr Geſchenke, er begleitete ſie wohin ſie gieng, wie ihr Schatten. Er ertrug ihre Launen ſanft wie ein Lamm, und machte die ſchönſten Lieder auf ſie, ſpielte ſie auf der Zauberharfe, und wohin nun Komala kam, hörte ſie ihre Schönheit von Jung und

Alt beſingen; denn alles lernte Hidallans Lieder, weil ſie ſo ſchön waren.

Das gefiel dem Mädchen, und ſie war gut mit Hidalla'n, aber Liebe fühlte ſie nicht gegen ihn. Sie hatte ihn lieb, wie einen Bruder. Zwar wenn er die ganze Nacht vor ihrer Hütte ſeine Trauerlieder ſang, daß ſeine Liebe zu Komala ihn ins Grab ſtürzen würde, ſo ſtand ſie oft am Fenſter und troknete ſich die Augen; aber war er fort, ſo dachte ſie an Kleſſamor, nicht an Hidallan.

Wirſt du mich noch einmal lieben, Komala? fragte der Barde oft. Sie hielt ihn hin mit freundlichen Worten, mit lieblichem Lächeln, und nährte die Hofnung des Jünglings. Eines Tages lagen ſie beide am Strande des Eilandes unter Blumen, Hidallan zeigte ihr die Griffe auf der Harfe zu einem Liede, das er gemacht hatte.

Sie war den Tag ſo freundlich wie die See in einer ſtillen Sommernacht, und Hidallan ſchwebte im Himmel. Sie wand Kränze um Hidallans Harfe, Hidallan ſtand auf, mehr Blumen zu holen, und während des war Komala mit der Harfe in einen Kahn geſtiegen, der am Ufer ſtand. Lachend rief ſie dem Barden, der ſie im Gebüſch ſuchte, zu: Hidallan! lebe wohl! ich entführe deine Harfe; und ſo ruderte ſie lachend und ſchäkernd vom Ufer abwärts auf die Höhe.

Hidallan wand ſeine Blumen in Kränze, die ſchöne Räuberin zu feſſeln, wenn ſie zurükkäme, und

ſchon ruderte ſie landwärts, als auf einmal ſich ein ſchneller Landwind erhob, der den Kahn ſeitwärts trieb. Hidallan rief ihr zu von der Seite zu rudern; ſie war nicht fern mehr vom Ufer, da trieb ein neuer Windſtoß ſie hinaus. Die See gieng hoch, der Himmel bedekte ſich mit Wolken und nach einigen Minuten raſſelte der Orkan daher.

Hidallan! rief Komala und ward weiß und ſtarr wie ein Kreidefelſen. Rette mich, Hidallan! Das Ruder ſank ihr aus der Hand.

Hidallan ſah das tobende Meer, den finſtern Himmel, das erblaßte zitternde Mädchen, und ſtürzte ſich in die ſchäumenden Fluthen und kämpfte durch Wog' und Sturm ſich zum Nachen. Er erreichte ihn, er ſchwang ſich hinein, und Komala ſank in ſeine ſtarren Arme. Er legte ſie nieder, ergriff das Ruder und arbeitete unermüdet den Kahn im Sturm zu erhalten. Er beugte ſich über ſie, daß der Regen ſie nicht traf, und ſo jagte ihn der Sturm gegen dieſen Felſen an.

Sorgſam leitete er den Kahn durch Brändung und Klippen, hier rechts am Felſen weg, hier gerade unter uns in die Bucht. Er trug das zitternde Mädchen ans Land, zog den Kahn nach und legte ihn ſicher hinter jene Klippen.

Noch immer gieng ein kalter Wind mit Regen und Schloſſen. Er ſchüzte ſie mit ſeinem Kleide, und ſprang nun von Fels zu Fels wie eine Gemſe, bis er

die Grotte fand, die hier seitwärts im Felsen gehöhlt ist, dort wo die Klippe mit den drei Spizen hervorragt.

Im Laufe gieng er zurük, er trug die Klagende in die Grotte, lag vor ihr am Boden, küßte ihre Hände, drükte sie an seine schlagende Brust und frohlokte und jammerte wechselsweise über ihre Rettung und über ihren Zustand. Sie zitterte vor Frost, der Fels in der Grotte ist nakt, und hier der ganze südliche Strand, Fels oder Sand.

Er eilte noch einmal davon Reisholz zu suchen, um seine Geliebte zu erwärmen. Er bestieg hier diesen Felsen, hier wo wir sizen. Hinter sich schroffe Klippen, und dort am ganzen Strande kein Baum, kein Grashalm, nichts als der weiße Sand.

Er flog zur Grotte zurük, sie lag und athmete kaum, und Hidallan jammerte und rang die Hände sich blutig. Komala stirbst du? rief er, da fiel seine Harfe ihm ins Gesicht; er ergrif sie. Komala! schrie er laut, und dann zerbrach er die Harfe in Stüken, zündete sie an, und ein helles Feuer lodernte empor. Komala lächelte schwach ihm zu, und Feuer kehrte in ihr verloschnes Auge und die Rose auf ihrer Wange.

Hidallan, rief sie, und schlang ihre Arme um ihn: Hidallan! ich liebe dich. Nimm mein Herz, nimm meine Hand! Ich kenne das Opfer, daß du mir bringst. Sie küßte eine Thräne aus seinem Auge, die der Zauberharfe floß. Die Glut hatte sie in Asche verwandelt.

Jezt habe ich nichts als dich, Komala! nichts als dein Herz. Komala, ich opfere dir alles, alles,

alles was ich hatte, meinen ganzen Reichthum, und opferte es gern. Liebst du mich?

Sie drükte ihre Lippen auf seine, preßte ihre Brust an seine, heiße Thränen benezten seine Wangen, und bebende Worte und abgebrochene Schwüre versicherten ihm ihre Liebe. So standen sie lange in sprachlosem Entzüken.

Die Nacht sank herab, der Sturm hatte nachgelassen, einzelne Sterne schauten durch die zerrissenen Wolken. Komala schlief sanft in der Grotte und Hidallan hielt Wache am Eingange der Grotte, und belauschte die Athemzüge des Mädchens.

Mit dem ersten Dämmern des Morgens bestieg er die Felsen, arbeitete sich durch Abgründe und Höhen, zerriß die Hände an den spizen Klippen, verwundete sich die Füße im Klettern, um seiner Geliebten Früchte beim Erwachen in den Schoos zu schütten.

Dort oben von dem Felsen erblikte er das fruchtbare Thal gegen Norden. Er flog laut jauchzend hinab und sammelte den Schoos voll süsser Früchte.

Klessamor hatte auf jenem Eilande Komala im Nachen erblikt, er sah wie der Sturm sie hieher trieb. Wie der Sturm nachließ, bestieg er einen Kahn, und ruderte die Nacht durch, diesem Eilande zu; die Wellen warfen den Nachen hier zwischen die Klippen, er scheiterte und Klessamor rettete sich schwimmend ans Eiland. Er irrte auf dem Strande umher und der erste Morgenstrahl führte ihn in die Grotte, wo Komala noch schlief.

Sie erwachte, wie er hineintritt, reichte ihm freundlich die Hand, sie hielt ihn für Hidallan. Er drükte ihre Hand an sein schlagendes Herz.

Komala! sprach er schmeichelnd. Der Strahl des Morgens fiel auf sein Gesicht, sie erkannte ihn und bebte. Klessamor! — Komala! — Wie kommst du hieher? — Dich zu retten! Er drükte ihre Hand noch einmal an seine Brust.

Wo ist Hidallan? fragte sie ängstlich: wo mein Geliebter? Geliebter? sprach der schöne Jüngling mit bebender Stimme: Geliebter? Er sank zu ihren Füßen, er umarmte ihre Kniee, eine Thränenfluth benezte seine schönen Wangen.

So schön hatte sie ihn nie gesehen. Klessamor rief sie: Klessamor, geh! ich liebe dich nicht.

So werde die See mein Grab! sagte Klessamor finster: lebe wohl, Komala! Er gieng, kam wieder und rief: ich habe dich geliebt, a, ich habe dich geliebt, und der Tod ist mein Lohn. Er gieng. Sie hielt ihn, ihre Hand drükte die seinige. Seine Wange ruhte auf ihrer Schulter, seine Thränen flossen in ihren Busen.

Komala! rief er und schlang seine Arme um ihren schönen Leib und drükte sie an sich.

Sie zitterte, sie stieß ihn von sich, sie brannte, und dann stürzte sie in den Hintertheil der Grotte, sank auf ihr Lager und jammerte und bedekte ihr Gesicht mit ihren Händen.

Klessamor stürzte zu ihren Füssen, sein Mund floß in zärtliche Klagen über, er forderte von ihr den Tod,

ſie ſanken näher, ſie ſank in ſeine Arme. Seine Liebkoſungen betäubten ſie, ſie war von Sinnen, Kleſſamor ward dringend. Ein Herz voll Liebe widerſteht der bittenden Gewalt des Liebenden nicht. Kleſſamor ward glüklich.

Hidallan! mit dem Geſchrei flog ſie aus ſeinen Armen. Ich Ungeheuer! er wird mich tödten, er wird mich tödten! dann rang ſie die Hände und jammerte laut.

Still! rief Kleſſamor: er iſt's! — Hidallan? — Ich höre ſeine Stimme. — Er hat mir das Leben gerettet; ſeine Harfe — und ich! ich! ja! er iſt's.

Laß uns fliehen, Komala! Er zog Komalen aus der Grotte. Sie folgte dem Kleſſamor halb gutwillig, halb mit Gewalt.

Kleſſamor führte ſie durch die Felſen zu Hidallans Nachen. Steig hinein, Geliebte! Eile, ehe er uns erblikt.

Kleſſamor! rief Komala: ich ſoll den Mann hier auf dieſem nakten Felſen allein, ohne Nachen laſſen? — O Liebe! Liebe! was für Opfer foderſt du! ſie verbarg das blaſſe Geſicht in Kleſſamors Buſen.

Er trug ſie in den Nachen.

Eben erſchien der jauchzende Hidallan hier wo wir ſizen, auf dieſen Felſen, mit Früchten beladen. Sein Blik fiel hinab ins Thal, und er erblikte Komala, die an den Buſen Kleſſamors gedrängt im ſchwankenden Kahne ſtand.

Komala! ſchrie er mit einer fürchterlichen Angſt

auf, daß die Felsen wiederhallten, und bebend drängte Komala sich noch enger an Klessamors Busen, und der Kahn tanzte dahin.

Die Fischermädchen dort auf jenem Eilande können ein Lied davon; ich habe es einigemale von ihnen singen hören. Ich konnte meine Thränen nicht bergen.

Kannst du das Lied? fragte Emma.

Die lezten Strophen nur, sagte Jak, von da an, wie Hidallan hier oben auf dem Felsen erscheint, und Komala in den Kahn steigen sieht.

Der Fischer sang:

Zurük, o Hidallan! schon trägt sie der Mann
Bei Küssen und Kosen hinab in den Kahn.
Hidallan, was blikst du so steinern auf sie?
Komala, erbarme dich seiner! verzieh!

O spring nicht so rasch in den Nachen hinab!
Das felsigte Eiland ist sonst ja sein Grab!
Komala! Komala! erbarme dich sein!
O laß deinen Retter doch hier nicht allein!

O Himmel! wie schnell sich der Nachen schon wiegt!
Wie eng sie in Klessamors Arme sich schmiegt!
Sie lehnt sich so traulich ans Jünglings Gesicht,
Und hört des Verlassenen Angstgeschrei nicht.

Hidallan stand sprachlos und weisser wie Schnee,
und stierte mit sterbendem Blik in die See;
Wie lebloser Marmor Hidallan da stand,
Als Nachen und mit ihm Komala verschwand.

Nun saß er da schweigend drei Tage lang,
Drei Tage lang nahm er nicht Speise noch Trank,

Und immer stiller und stiller ward er,
Die Wange verblich ihm, das Auge ward schwer.

Und als nun am Vierten der Morgen anbrach,
Mit leiser gebrochener Stimme er sprach:
Du treulos Kamala? o weh mir! o weh!
Dann sank er vom Felsen hinab in die See.

Hier endigte der Schiffer seinen Gesang, und wischte sich beide Augen; dann fuhr er langsam fort:

Hier ist die Stelle, wo er hinabstürzte. Die See warf des unglüklichen Hidallans Körper ans Ufer. Nach acht Tagen kam Komala allein zurük. Sie hatte keine Stunde Ruhe gehabt. Hidallans Schatten stand alle Nächte vor ihrem Lager. Sie kam hier an, bleich wie ein Schatten, abgezehrt und matt. Sie fand den Leichnam Hidallans. Sie begrub ihn dort unten zwischen die Steine, davon heist der Felsen da unten noch Hidallans Grab. Sie nahm nichts zu sich als Wasser aus jener Quelle. Wie sie zurükfahren wollte, so begegnete ihr auf den Wellen der Schatten Hidallans. Sie stürzte sich aus dem Kahne ins Meer.

Seitdem hört man ihr Angstgeschrei auf der See, und zwischen den Klippen Hidallans Klage; und Fischer haben Komala auf den Wellen schweben sehen, sie nähert sich hier dem Ufer, blikt zitternd in die Klippen, wo Hidallans Schatten sizt und wehklagt, und wagt es nicht an den Strand zu kommen. Sie trägt ein langes weißes Gewand, das ihr auf den Wellen nachschwankt. Ich selbst habe oft Hidallans Harfentöne in der Grotte gehört. Wenn der Südwind geht

und es mondhelle iſt, ſo traut ſich niemand hieher, aus Furcht die beiden Schatten zu ſtören.

Still ſaßen die beiden Mädchen und horchten noch immer. Darauf führte ſie Jak einen andern Weg den Felſen hinab an der Harfengrotte hinweg; ſie ſahen hinein und ſchauderten. Dann ſtanden ſie noch einen Augenblik an Hidallans Grabe mit tiffinnigem Schweigen, und jezt eilten ſie um den Felſen zu der Bucht, wo ihre Barke lag, nachdem ſie den treuherzigen Jak reichlich beſchenkt hatten.

Die See ward glatt wie ein Spiegel, der Abend heiter und milde. Seitwärts vom Felde begegneten ſie einer Fiſcherbarke, laut tönte ein Geſang von einzelnen Stimmen:

Schaurig ſchwebt im Felſenthale
Hidallans Schattenbild
Wenn mit ſeinem hellen Strahle
Der Mond die Felſen füllt.
Aechzend ſchwanket dann Komale
Im Nebel eingehüllt,
Auf den hellen
Silberquellen
Still dem Strande zu.
Sei von uns gegrüßt Komale,
Und in deinem Felſenthale
Sei gegrüßt, Hidallan du!

und dann fuhren ſie ſtill abwärts den Felſen vorüber.

Die beiden Mädchen ſaßen auf dem Verdek ſtill, und jedes hieng ſeinen Gedanken nach. Sie kamen um zehn Uhr Abends am Ufer zu Willmore an.

Emma blieb noch lange allein im Garten, und die Bilder Komala's und Hidallans ſchwebten vor ihrer Seele.

Am andern Morgen ſagte ſie zu Harry, der ihr im Garten gefolgt war: Lieber Harry, ich bin Ihnen Dank ſchuldig; und glauben Sie mir, mein Herz nimmt dieſe Pflicht gern über ſich. Laſſen Sie mich ausreden. — Sie ſcheinen mich zu lieben, und vielleicht glauben Sie, daß ich Sie wieder liebe. Mein Betragen kann Ihnen Anlaß dazu gegeben haben, — und wenn dieſer Irrthum Ihnen nur den mindeſten Kummer verurſacht, ſo bin ich freilich Schuld an dieſem Kummer, aber wahrhaftig mein Herz wird ihn mit Ihnen redlich theilen.

Sie legte ihre Hand auf die Seinige: dann fuhr ſie ſtokend fort. Ich glaubte meine Dankbarkeit gegen Sie ſollte Liebe werden. Ich habe mich geirrt. Dieſer Irrthum hätte mich einſt bitter undankbar und uns beide elend machen können. Lieber Harry, wer kann für ſein Herz. Ich liebe Adelſtan, ich werde ihm heute meine Hand geben.

O lieber Harry, Ihr erſtauntes Auge ſagt mir, wie unglüklich ich hätte werden können. Ich gieng auf einem gefährlichen Wege.

Laſſen Sie uns enden, Harry; verzeihen Sie mir die Hofnungen, die ich Ihnen gegeben habe. Sie waren nicht Buhlerei, ſie kamen aus meiner innerſten Seele, nur nicht aus meinem Herzen. Noch geſtern, Harry, war ich entſchloſſen, dieſe Hofnungen

zu Wirklichkeit zu machen; allein ich mag Sie nicht betrügen.

Ich sehe die Hand der feindseligen Anna! antwortete Harry bitter.

Nein, lieber Harry, nicht Anna. Seegeln Sie auf das kleine Eiland, dort südlich am Wassy weg; es heißt das Harfeneiland, und lassen Sie sich von den Fischern, die dort wohnen, die Geschichte erzählen, die sie mir gestern Abend erzählt haben. Diese Fabel, Harry, hat mir die Augen geöfnet. Ich mag nicht gern undankbar sein, und darum bin ich minder dankbar. Leben Sie wohl, Harry, und wenn Sie einst in den Armen eines Weibes, das Sie wirklich liebt, mich vergessen haben, und glüklich sind, so lassen Sie auf dem Felsen der armen Komala ein Denkmahl sezen; denn Komala hat Sie und mich gerettet, lieber Harry.

Emma gieng, und ward Adelstans glükliches Weib, und Harry sandte nach einigen Jahren auf dies Eiland Arbeiter, und ließ Komala und Hwallam ein Denkmal auf dem Felsen sezen, mit den Worten: Dankbarkeit ist nicht Liebe!

Liebe und Edelmuth.

Les Samnites avoient une coutume, qui, dans une petite republique, et ſur-tout dans la ſituation où étoit la leur, devoit produire d'admirables effets. On aſſembloit tous les jeunes gens, et on les jugeoit. Celui qui étoit déclaré le meilleur de tous; prenoit pour ſa femme la fille, qu'il vouloit; celui qui avoit les ſuffrages après lui choiſiſſoit encore et ainſi de ſuite. L'amour, la beauté, la chaſteté, la vertu, la naiſſance, les richeſſes même, tout cela étoit, pour ainſi dire, la dot de la vertu.

MONTESQUIEU.

Ich gebe dem großen Verfaſſer des Eſprit des loix zu, daß die weiſen Richter zu Teleſia mit dem ſchönſten, keuſcheſten, beſten, vornehmſten und reicheſten Mädchen die Verdienſte des erſten Samnitiſchen Helden belohnen konnten, nur, mit ſeiner Erlaubniß, nicht mit einem Herzen. L'amour, ſagt er ſelbſt irgendwo: ſe rend ſeulement à l'amour.

Gewöhnlich konnte es bei den Samnitern der Fall ſein, daß die Liebe dem Urtheile der Richter folgte, da die beiden Geſchlechter von einander getrennt lebten; aber wohin hat Plato gedacht, der beinahe denſelben Gebrauch in ſeiner Republik einzuführen

befiehlt, und zugleich den beiden Geſchlechtern erlaubt, ſich oft zu ſehen?

In den glüklichen Zeiten, da der ſchrekliche Name Rom den Samnitern nur aus den Erzählungen der Flüchtlingen bekannt war, die halb nakt mit Weib und Kindern, aus verbrannten Dörfern ſich vor der Grauſamkeit der rohen Sieger durch die Klippen des Appenins in die friedlichen Hütten der Samniter gerettet hatten, in dieſer Zeit lebte zu Teleſia Veſtinius, der Vater der reizenden Veſtinia. Einſam lebte das Mädchen unter den Augen ihres Vaters, unbekannt mit der Welt, unbekannt mit ſich ſelbſt. Unter ihren ſchattigten Apfelbäumen im Garten Blumen pflanzen und begießen, in den Schattengängen auf und nieder hüpfen, unter ihren Sclavinnen ſizen, weben und Mährchen erzählen und anhören, war ihr Tagewerk.

Ihr Blik fiel im Spiegel ſtets auf die Blume, die im Haar oder an der Bruſt ſich wiegte, nie auf die Roſe der Wange, nie auf den lilienweiſen Buſen, welche die Blume beſchämten. Niemand ſah ſie; ſie kam nicht aus dem Kreiſe der hohen Mauern, die ihren Garten umgaben. Sie blühete wie eine verborgene Roſe im unwegſamen Klippenthal.

Aber, o mächtige Liebe, welche Mauern ſind hoch genug, dir die Reize der Schönheit zu verbergen? —

In der näheſten Hütte lebte Aſtor, der junge reizende Aſtor, ſein Garten ſtieß an Veſtiniens Garten, ſeine Bäume ſtrekten die ſchlanken Zweige über die Mauer, die beide Gärten trennte, und ſchlangen ſich

durch Zweige von Vestinens Bäumen, süſſes Vorbild der nachbarlichen Liebe!

Eine Mauer trennte Astor und Vestinie, der Zephyr, der Vestiniens Busen kühlte, küßte Astors Wange, den Schmetterling, den Astor jagte, haschte Vestinie, und sie wußten es nicht, sie ahneten es nicht, daß die Liebe die Fessel schon bereitet hatte, die sie an einander knüpfen sollte.

An einem schönen Sommerabende gieng Vestinia unter ihren Bäumen umher. Es war so still, keine Blume schwankte, die Spizen der Bäume selbst blieben unbewegt. Vestinia gieng einsam und tiefsinnig, und sann auf nichts. Ein unbekanntes süſſes mehmüthiges Gefühl regte sich in ihrem keuschen Busen. Sie folgte mit einem stillen Blike zweien Schmetterlingen, die unter den Blumen fröhlich um einander herflatterten, sie fühlte sich mit einem male allein, ein tiefer leiser Seufzer stieg aus der vollen Brust, es war der erste, leise Hauch der Liebe.

Sie hatte ihrer liebsten Sklavin an dem Tage den Brautkranz geflochten. Das Entzüken des Mädchens, die ahnende Sehnsucht, die Gefühle der Wonne, die in Jauchzen und Thränen ausbrachen, hatten Vestinien befremdet. Mädchen, sprach sie in ihrer Unschuld: was macht dich so glüklich? — Die Liebe! antwortete die Sklavin, und Vestinie wiederholte noch zweimal, da sie am Abend allein im Garten war, halblaut: die Liebe! und ward roth wie der Abendhimmel.

Sie sezte sich in die dunkelste heimlichste Laube des Gartens, und lehnte den Kopf in die Zweige und sah durch das Laub zum Himmel und sie sang, ohne zu wissen warum, das traurigste Lied, das sie wußte, und Thränen benezten ihre Wangen.

Auf einmal hörte sie eine Flöte, welche ihren Gesang begleitete. Sie hielt erschroken inne und horchte. Die Flöte schwieg. Sie trat in die Thüre der Laube und horchte noch lange, die Flöte schwieg. Ich will es doch noch einmal versuchen, sprach sie lächelnd zu sich selbst, und fieng ein neues Lied an.

Bei der zweiten Stanze fieng die Flöte wieder an ihren Gesang zu begleiten, und sie schwieg erschroken aufs neue. Sie horchte lange noch, allein lange schwieg die Flöte. Endlich tönte eine stille Melodie von einem Trauerlied über die Mauer, und Vestinie, die auch das Lied wußte, konnte sich nicht enthalten leise, und in der Vergessenheit auch sogar einige Worte laut mitzusingen. Sie sang nicht mehr, und die Flöte schwieg auch und Vestinia wandelte diesen Abend eine Stunde länger als gewöhnlich im Garten umher, immer die Blike auf die Seite gekehrt, woher die Flöte getönt hatte.

Sie stieg den Abend noch auf den Söller ihres Hauses; allein die Mauer des Gartens war zu hoch, sie erblikte nichts als die Wipfel der Bäume, im benachbarten Garten.

Früh am andern Morgen war sie schon im Garten und horchte. Die Flöte schwieg. Sie fieng ein

paarmal den Anfang eines Geſanges an. Die Flöte ſchwieg und Veſtiniens Stirne furchte ſich ein wenig. Sie beſchloß, am Abend nicht in den Garten zu gehen, und gieng doch, da ſie noch in der Hütte die Flöte tönen hörte.

Die Flöte ſpielte das geſtrige Lied mehreremale, ohne daß Veſtinie ſang. Endlich ſchwieg die Flöte, und Veſtinie ſang nach einem langen Horchen und mit niedergeſchlagenen Augen das Lied. Die Flöte begleitete es, und wie es ihr ſchien, lauter und mit einem Ton von Entzüken.

Aſtor war der Flötenſpieler. Oft hatte er die Stimme des lieblichen Mädchens gehört, und immer wenn er ſie hörte, fuhr ein ſüſſer Schauer durch ſein Herz; oft hatte er ſchon die Flöte an die Lippen gelegt, die ſüſſe Stimme zu begleiten, und die Furcht, die Stimme möchte ganz ſchweigen, hatte ihn gehindert.

Mit einem ſtillen Schauer ſezte er endlich die Flöte an die Lippen, hauchte leiſe hinein, und ſiehe, die Stimme ſchwieg und fieng wieder an, ſchwieg wieder, und nach einigen Tagen ſchwieg die Stimme nie mehr, als nur wenn Aſtor einen fremden Geſang ſpielte.

Wenn es Veſtinie wäre! ſeufzte Aſtor: ſie ſoll ſchön ſein wie der Morgen und ſanft wie ein Sommerabend.

Wenn es Aſtor wäre! ſeufzte Veſtinie: er ſoll tapfer ſein und edel wie ein Löwe.

Einen Abend ſchwang ſich Aſtor auf eine hohe

laubige Linde, und harrte auf seine Sängerin. Sie erschien. Zitternd bog er die Zweige aus einander, und schaute und siehe, die sanfteste Unschuld lächelte ihm von Bestiniens Gesicht entgegen. Sie horchte gegen die Mauer hin, ohne sich zu bewegen. Mit der einen weißen Hand hielt sie den Schleier, der im Hauche der Luft flatterte, über den Busen zusammen und die andere hielt sie nahe an der Rosenwange in der Stellung einer Horchenden.

Astors Seele lag in seinen Augen. Er athmete kaum, seine Lippen waren halb eröfnet, sein Auge starr, ein tiefer Seufzer drängte sich aus dem hochschlagenden Herzen.

Aber wie ward ihm, da sie die Lippen öfnete, da ihr süsser Gesang ertönte, da sie auf den Rasen niedersank, da der muthwillige Wind den Schleier emportrug, den die Hand fahren ließ, da sie tiefsinnig die Hände auf dem Schooße faltete, und von Zeit zu Zeit horchte, ob die Flöte noch nicht ertönen würde, da sie unwillig eine Rose zerriß, die sie eben erst vor dem Busen gepflanzt hatte.

Astor! seufzte sie halb laut. Er vernahm den Seufzer, er glaubte seinen Namen lispeln zu hören, er breitete seine Arme gegen sie aus. Bestinie! seufzte er leise, und eine Thräne drang in sein Auge. Spät und unwillig gieng sie endlich zurük.

Nach einigen Tagen bestieg Astor die Linde wieder, und hatte seine Flöte bei sich. Er saß auf einem Geflechte von Zweigen, welches er gemacht hatte. Ehe

er hinauf ſtieg rief er die Göttin der Liebe an, ſeinem Geſange ihren unwiderſtehlichen Zauber zu geben.

Veſtinie kam. Lange erſt weidete Aſtor ſein Auge an den lieblichen Reizen des Mädchens. Einen Geſang hatte ſie ſchon geſungen; aber als ſie den zweiten anhob, da tönte die Flöte von der Höhe herab.

Erſchroken hob Veſtinie das ſchöne Auge in die Höh, und ſchlug es ſogleich wieder nieder, barg ſich hinter einen Roſenſtrauch, und ließ den Schleier über das Geſicht fallen. Mit den Fingerſpizen bog ſie die Zweige aus einander und lauſchte unvermerkt in die Höhe. Sie ſah niemanden, und doch hörte ſie noch immer den lieblichen Geſang der Flöte aus den Blättern ſchallen. Sie zitterte, ſie wandte ſich ab von der Linde, und immer zog eine heimliche Gewalt ihr Auge zur Seit' in die Höh.

Tief beſchämt gieng ſie endlich an die Seite der Mauer, wo ſie bedekt ſtand, und hier ſeufzte ſie laut auf. Lange ſaß ſie da, ſie hörte ein Rauſchen der Blätter, einen Ton der ſtark bewegten Zweige, einen ſtarken Tritt; Aſtor war hinabgeſtiegen. Die Flöte tönte; allein Veſtinie ſchwieg, glühete, und Thränen ſtanden in ihren Augen.

Wenn ſie wieder im Garten war, ſo hieng ihr Auge auf der Linde, ſie betrachtete ſie von allen Gegenden des Gartens, um zu wiſſen, von welcher Seite ſie am wenigſten belaubt ſei. Immer mit niederhängendem Schleier trat ſie des Abends in

den Garten; ſie ſang nicht wieder, aber ſie konnte ſich nicht enthalten, durch ein ſtarkes Schwanken eines Roſenbuſches ihre Gegenwart zu verrathen.

Eines Abends ſchlich ſie wieder leis auf den Zähen in das Gebüſch hinten im Garten, ergriff im Gehen jedes Gebüſch und raſſelte mit ſeinen Zweigen und winkte mit der Hand, als ob ſie Schweigen geböte. Wie ſie in das Gebüſch hineintreten wollte, ſo tönte wie in der Ferne eine Stimme: erſchrik nicht, reizendes Mädchen! Eben ſah ſie wild und beſtürzt umher, ſo näherte ſich flehender Stellung Aſtor, der reizende Aſtor.

Aſtor! rief Weſtinie ſchnell und leiſe, und wandte das Auge rükwärts.

Weſtinie! ſprach Aſtor mit der ſanfteſten Stimme: höre mich! O fliehe nicht, liebenswürdiges Mädchen! Ich bin nicht wild! Wenn dein Auge gebietet, ſo geh ich zurük!

Ich bitte dich, ſo geh!

Weſtinie! ſprach er, und ſank mit einem heimlichen Weinen auf die Knie: dann hob er die naſſen Augen zu ihr empor: o Weſtinie!

Weſtinions Auge ward naß, da ſie einen flüchtigen Blik auf ihn ſchlug. Aſtor ergriff ihre Hand, welche in der ſeinigen heftig zitterte.

Ich bitte dich, geh! ſagte ſie, indem ſie zu beiden Seiten ängſtlich blikte, ohne ihn anzuſehen.

Darf ich dich wiederſehen? fragte er bittend.

Ja, nur geh!

Morgen?

O geh, ich bitte dich, geh!

Morgen? fragte er noch einmal mit einem ſüſſen Tone, und legte ſanft ſeine warmen Lippen auf ihre Finger, eine heiße Thräne tropfte auf ihre Hand.

Ja! ſagte ſie beſtürzt und eilig, zog ihre Hand zurük, und eilte zitternd davon. Ihre Wangen waren brennend heiß, ihr Buſen pochte, ihr Blik war wild. Spät erſt ward ſie ruhiger, ſie verſank in ſtille Träume, und in einem küßte ſie die Stelle ihrer Hand, wohin Aſtors Thräne gefallen war.

Unruhig war die Nacht ihr Schlummer, ſie glaubte mit jedem Augenblike den Jüngling an ihrem Lager knieen zu ſehen, ſie zog die Deke über das Geſicht, und drükte die Augenlieder mit Gewalt zu.

Am andern Tage war ihre Unruhe noch gröſſer. Soll ich gehen? Soll ich nicht gehen? Das waren die beiden Gedanken, die immerwährend in ihrem Kopfe entſtanden und ſich verdrängten, und war ſie nicht ſehr aufmerkſam auf ſich, ſo befand ſie ſich einmal über das andere an der Thüre, den Schlüſſel in der Hand. Der Abend erſchien, und ihre Unruhe ward ſo drükend, die Gewalt, mit der ſie ſich zurükhalten mußte, war ſo groß, die

mannigfaltigen Leidenschaften so abwechselnd und stürmisch, daß ihr Vater und ihre Sklavinnen nicht wußten, was mit ihr anzufangen sei.

Sie war einem Kinde gleich, das erschrikt, weil es die Personen, die es umgeben, bei einer Feuersbrunst schreien und weinen sieht. Es läuft bald zum Vater, bald zur Mutter, hängt sich an das Gewand seiner Wärterin, will aufgenommen werden, Thränen stehen in seinen Augen, es drükt sein Gesichtchen in den Busen der Wärterin, und wagt es nicht, sein Verlangen, die glänzende Feuersbrunst zu sehen, seiner Mutter zu sagen.

So verfloß der Abend unter abwechselnden Verlangen ihn zu sprechen, und Entschlüssen ihn nicht zu sehen; die Nacht war da, und mit ihr Vestiniens Reue nicht gegangen zu sein.

Am andern Abend schlich sie wie ein Mörder an der Mauer durch weite Umwege zu dem Gebüsch. Sie wollte ihre Augen abwenden und vermochte es nicht. Da stand Astor unter einer tieflaubigen Buche, und streckte ihr schon die Arme entgegen. Sie fühlte, daß sie erröthete.

Holde Vestinia! sprach Astor, und sah ihr mit dem großen ruhigen Auge so traulich ins Gesicht, daß er sie fest zauberte. Dennoch hob sie den schönen Fuß, und Astor ergriff ihre Hand:

Willst du mich sterben sehen? schönes Mädchen? das sprach er so süß, so trauernd, ein stiller Kummer goß sich dabei so schnell über sein Ge-

ſicht, daß ſie bebte. Sie reichte ihm freundlich traurig die Hand. Aſtor ergriff ſie, ein warmer Strom von Thränen bedekte ihre Hand, und unterbrochene Worte und Seufzer ſtrömten aus ſeinen Lippen.

O weine nicht Aſtor! ſchluchzte ſie. Er ſank zu ihren Füßen, drükte ſein Geſicht gegen ihren Schooß, und hielt ſie ſo umarmt. Sie ſchwankte und ſank in ſeine Arme. Ihre Küſſe begegneten einander, ihre Thränen, ihre Seufzer vermiſchten ſich, und die Liebe ſchlug die goldnen Flügel.

Aſtor! ſo rief ſie und betrachtete den holden Jüngling, und verbarg die keuſche Schamröthe der Wange in ſeinen Buſen.

Meine Veſtinia! ſo rief er und drükte den heißen Mund auf ihre Hand, mit der ſie ihn umfaßt hielt, und wiegte entzükt die ſchöne Laſt auf ſeinen Knieen. O wie lieb' ich dich, Veſtinia! und dann ſank er aufs neue zu ihren Füßen, umarmte ihre Knie, und konnte vor Freude nicht reden.

Siehe, der Mond iſt ſchon über unſere Hütten hinüber! rief ſie endlich, verſiegelte noch einmal den Bund der Liebe mit tauſend Küſſen, wand ſich dann aus ſeinen Armen, umarmte ihn aufs neue, wand ſich wieder los, ſchlich den Gang zur Hütte hin, flog zurük in ſeine ausgebreiteten Arme; ſie hieß ihm gehen, und dennoch zog ſie ihre Hand nicht zurük, welche die ſeinige feſthielt, und der Mond ſtand ſchon tief am Himmel, da ſie den Weg hin-

abschlüpfte, noch oft zurük sah, noch oft den Namen Astor zurükhauchte, und endlich hinter den Heken verschwand. Astor stand lange noch da unter der Buche, wie eine Bildsäule, und horchte ob er ihren Gang noch hörte, und starrte den Gang hinab, ob er nicht noch das weise Gewand erblikte, und langsam, die Hände über die Brust gewunden, den Kopf auf die Brust hinabhängend gieng er durch die Oefnung der Mauer, die er gemacht hatte, und die dikes Buschwerk verbarg, in seinen Garten zurük, sezte sich auf einen Rasen, wo ihn die Morgenröthe noch fand, die auch Vestiniens Auge auf dem Lager noch geöfnet begrüßte.

O allmächtige Liebe, du giebst dem hinfälligen Menschen die Kraft der unsterblichen Götter. Dein lebendiger Hauch verscheucht den Schlaf und giebt dennoch dem Leben Kraft und Stärke.

Ein flüchtiger Schlummer bedekte nun die Augen der beiden Liebenden, und mit der erwachenden Sonne waren sie beide wieder wach, und blüheten dennoch wie Rosen vom Sommerthaue erquikt. Vestinie pflanzte vor dem Gebüsch ein Gewinde von Rosen und Jasmin, dicht in einander verzogen, daß kein Strahl der Sonne sich durchstehlen konnte, verbot ihren Sklavinnen den Eingang und nannte es ihr Heiligthum. Hier stand ein kleiner Altar, der himmlischen Liebe geheiligt, und vor dem Altare kniete sie jede Nacht,

Wange an Wange, Arm um Arm mit Astor und opferten Küsse und fröhliche Thränen.

Astor hatte vor der Oefnung in der Mauer eine dichte Laube gezogen, hier schlummerte er auf einem Rasen, wenn Vestinie ihn verließ, bis die Sonne heraufkam, und der Morgenkuß Vestiniens ihn erwekte, oder ihre Seufzer; die sie vergebens unterdrüken wollte, wenn sie an seiner Seite saß und die sanft wallende Brust des schlummernden Jünglings behorchte.

Leise drükte sie einen Kuß auf die weiße Brust oder auf die warmen Lippen, lispelte den Namen Astor so lange, bis er erwachte.

So gieng der Sommer hin, und der verrätherische Herbst, der dem verborgenen Heiligthume die Blätter abstreifte; aber sorgsam flochte Vestinie zwischen die nakten Zweige, Stroh und Binsen, bedekte die Wände mit Moos, und verbarg die Oefnung der Mauer und ihre Liebe den Bliken ihrer Sklavinnen.

Astor zündete jede Nacht ein helles Feuer an, Vestinien zu erwärmen, die in seinen Armen lag, von seinem Gewande beschüzt, und von seinen Küssen mehr erwärmt, als von der Flamme.

Der Frühling kam zurük, die Nachtigall sang ihr erstes Lied im Gebüsche der Liebe, und Vestinie und Astor feierten die erste ganze Nacht wieder vor dem blühenden Altar der Venus, und ihre Seufzer,

ihre Küsse begleiteten das Lied der liebeglühenden Nachtigall.

Aber immer näher kam der fürchterliche Tag der Frühlingsfeier der Venus. Wehmüthig betrachteten sie sich einander. Vestinie sank mit nassen Augen an Astors Brust, Astor sprach ihr mit ahnender Furcht Muth ein. Wenn ich dich verlöre, Astor! rief sie mit bebender Stimme! wenn ich dich verlöre, Vestinie! sagte er mit starker Stimme, und hob die Faust geballt empor.

Alle Jahr im Frühling mußten die Mädchen, die sechszehn Erndten gesehen hatten, der himmlischen Venus ein Opfer bringen, da sahen sie zuerst die Jünglinge und die Jünglinge sie. Hier tanzten sie zusammen bis in die Nacht. Sonst sehen sich die Jünglinge und Mädchen zu Telesia nicht. Hier führte die Liebe die Herzen zusammen, und den Bund heiligte das Vaterland einen Monat darauf am Feste der Vaterlandsliebe.

An diesem Tage sprachen die Richter das Urtheil über die Jünglinge, und der beste Jüngling wählte zuerst unter den Mädchen, und so nach der Reihe, wie das Urtheil der Richter die Jünglinge edel oder minder edel erklärt hatte.

Der Tag, an dem die Mädchen der Venus ihr Opfer brachten, war erschienen. Mit dem anbrechenden Morgen dieses Tages versammelten sich die Mädchen im Tempel der keuschen Diana. Da opferten sie in stillen geheimnißvollen Gebräuchen

der keuſchen Göttin. Nach und nach ſammelten ſich die Samnitiſchen Jünglinge um den Tempel, feſtlich gekleidet, die Haare mit Blumen durchflochten, und harrten dem erſten Strahle der Sonne entgegen, die die Mädchen zur Feier der Venus rief.

Wie die Sonne die Spize des Tempels erhellte, ſo tönten die Flöten, und die Jünglinge drängten ſich näher an die Säulen des Tempels, die Mädchen zu ſehen, wenn ſie heraus trätten. Aſtor hatte ſich an eine Säule des Eingangs gelehnt, unruhig und finſter heftete er ſeine Blike auf den edlen Sillo, der an der gegenüberſtehenden Säule des Tempels ſtand, und mit einem freundlichen Auge in den Eingang hineinſah.

Schüchtern, die Augen halb niedergeſenkt, ſtiegen die Mädchen die Stufen des innern Tempels herab, und erröthten wie ſie die Jünglinge vor dem Tempel erblikten, die mit einander flüſterten, und bald auf dieſes Mädchen, bald auf jenes mit den Augen lächelnd hindeuteten. Veſtinie kam, ſchon von Weitem ſuchte ihr Auge unruhig und heimlich unter den Jünglingen, ſie ſah den Aſtor an der Thüre des Tempels. Sie erröthete, ſie zitterte, ihre Schritte wurden langſamer, und abwechſelnd.

Aſtor heftete ſeinen Blik auf Sillo, und Sillo ſah mit weit geöfneten Augen Veſtinien daher kommen, und ſein Auge folgte ihr ſtill durch die Reihen der Mädchen. Kein Jüngling flüſterte mehr, wie Veſtinie unter den Säulen heraustrat, keiner

deutete auf sie hin, aber alle betrachteten sie schweigend und ernsthaft, alle folgten ihr mit den Blikken, alle drängten sich dahin wo sie stand. Sie erröthete noch mehr, und schlug nach einem schnellen Blike auf Astor das schöne Auge nieder und hob es nicht mehr.

Jezt ertönten abermals die Flöten, das Zeichen des Aufbruchs. In langer Reihe giengen die Mädchen zwei und zwei mit Myrthe die wallenden Loken bekränzt und trugen Mehl in Körben, Oliven und Blumen. Hoch flatterte in der Morgenluft das Gewand und der schwebende Schleier der Mädchen.

Hinter ihnen giengen die Väter und Mütter der Mädchen, in Opferkleidern, und die älteste der Mütter trug die Krone der Schönheit, einen Kranz aus Immergrün, Myrthe und Veilchen gewunden.

Dann folgten die Jünglinge, die Hofnung Telesia's; dann zwei Chöre Flötenspieler, und dann im jauchzenden Gedränge das Volk, und so zogen sie still und ehrerbietig zu dem Tempel der himmlischen Venus.

Auf einer blühenden Wiese im Schatten eines Buchenhayns stand der Himmlischen heiliger Tempel. Als die Menge den Tempel erreichten, so erhoben die Flöten den Gesang, und die Mädchen sangen die Hymne:

Süße Venus! Herrscherin des Weltalls!

so sangen sie und begrüßten mit andern Namen noch

die Göttin und nannten sie: Tochter Jupiters! Meergebohrne! Königin! dann opferten sie der Göttin die Körbe voll Früchte und Mehl, wuschen mit der heiligen Quelle die Bildsäule der Göttin, kränzten sie mit Myrthe und der wohlriechenden Bachmünze, tranken dann aus dem Opferbecher Milch und Mohnsaamen in Honig zerstossen, und das Opfer war vollendet.

Da hob der Opfertanz an. Jezt tanzten die Mädchen in Reihen, dann tanzte die Hälfte und der andern Gesänge begleiteten den Tanz, dann tanzten sie alle, und die Flötenchöre bliesen dazu, dann tanzte jedes Mädchen allein, die andern ruhten indeß und betrachteten die Jünglinge, die umher standen und die Tänze bewunderten.

Aber jezt sanken die Schleier der Mädchen, und jedes Mädchen hüpfte zu seiner Mutter oder Vater, und die Väter streichelten den Töchtern die glühenden Wangen, und die Mütter schlugen ihnen die fallenden Loken oder falteten das Gewand auf den Schultern.

Darauf verlas der älteste Greis die Namen der Mädchen, die zum erstenmale das Fest der Himmlischen gefeiert hatten, und die älteste der Mütter hob die Krone der Schönheit hoch empor. Da tönte der Name: Vestinia! zum Himmel aus den Lippen der Jünglinge, das Volk jauchzte den Namen nach; der Mädchen Blike wandten sich auf Vestinien, die glühend da stand, beschämt zur Er-

de sah, und dann ihr Gesicht an den Busen des Vaters barg, und heimlich vom Busen den Astor suchte, dessen Stimme sie unter den Stimmen der Jünglinge deutlich wahrnahm.

Die Matrone näherte sich ernsthaft, sezte Vestinien, die vor ihr kniete, den Kranz der Schönheit auf das Haar: und segnete sie:

Den Kranz der Schönheit haben dir die Stimmen aller Jünglinge gegeben, in einem Monate gebe dir das Herz des edelsten Jünglings den Kranz der reinen Liebe, und am Grabe geben dir die Unsterblichen den Kranz der Tugend, und du wirst den Göttinnen an Glük gleich sein! So sprach das Weib zu Vestinien, die ihre Knie umarmte, und laut schluchzte vor Rührung und Dankbarkeit.

Jezt flogen die Jünglinge zu den Mädchen, Sillo und Astor die beiden edelsten unter den Jünglingen, zu Vestinien. Astor ergriff des Mädchens rechte und Sillo ihre linke Hand.

Laß das Mädchen entscheiden, Astor! rief Sillo erhizt: mit wem von uns beiden sie tanzen soll.

Wem sie die Blume vom Busen giebt, der sei ihr Tänzer! rief Astor bitter. Vestinia errörhete, und reichte mit einem zärtlichen Blike die Blume dem reizenden Astor.

Ich habe gesiegt, rief Astor: ich bin ihr Tänzer!

Und am Feste der Vaterlandsliebe geben vielleicht mir die Unsterblichen den Siez! sagte Sillo

kalt und ernſt, trat zurük und ergriff keines Mädchens Hand zum Tanze. Unwillig lehnte er ſich an eine Säule des Tempels, und ſein Auge folgte der ſchwebenden Veſtinie.

Am Abend trat er kalt zu Veſtinien, ergriff ihre Hand und ſprach: Veſtinie, die Herzen aller Jünglinge und die Stimme des ganzen Volks haben dich mit dem Kranze der Schönheit beſchenkt; den Kranz der Liebe theilen die Richter am Tage der Vaterlandsliebe dem Edelſten Jünglinge zu. Erhält Aſtor den Kranz der Liebe, ſo haſt du wohl daran gethan ihm zuzulächeln, ihn an deine ſchöne Bruſt im Tanzen zu drüken; wenn aber mir die Götter den Kranz geben, ſo haſt du nicht wohl daran gethan, ein Urtheil zu ſprechen, das die Richter des Vaterlands nicht billigen.

Du würdeſt einem andern Mädchen den Kranz der Liebe geben, erwiederte ſchüchtern und ſtokend Veſtinie und hob ein bittendes Auge zu Sillo empor.

Ich würde den Kranz dir geben, ſagte Sillo ernſt: denn dich hat das Volk für das ſchönſte Mädchen erklärt, und dem edelſten Sammiter gebührt das ſchönſte Weib! ſo ſprach er, und trat wieder zurük an die Säule, und gieng, wie der Tanz geendigt war, Veſtinien immer mit ſeinen Bliken folgend, zurük mit ihr zur Stadt, bis vor ihre Hütte.

Aſtor und Veſtinie waren kaum hinein, ſo

stürzten beide in die Laube ihrer stillen Liebe, und einander in die Arme. Lange hielten sie sich sprachlos umarmt. Astor! rief endlich Vestinie mit zitternder Stimme: hast du gehört, was Silio sagte? O Astor, Astor, was würde aus mir werden, wenn er wahr gesagt hätte. — Nein! nein! sezte sie nach einem kurzen Zögern hinzu: du wirst den Kranz der Liebe erhalten.

Astor hielt das Mädchen tiefsinnig im Arm, und antwortete seufzend, und sah ihr mit stiller Trauer ins Auge: die Götter werden uns schüzen! Silio ist ein sehr edler Jüngling! sehr edel! sezte er noch einmal nachdenkend hinzu. Wehe uns, daß hier das Vaterland die Herzen vertheilt und nicht die Liebe! Vestinie! Vestinie! wenn ihn die Richter für tapferer, für edler erklären als mich, er erhält den Kranz, er sezt ihn auf deine Stirn, du wärst sein Weib, o bei den Sternen des Himmels, ich würde dich in seinen Armen ermorden, in seinen Armen!

Die lezten Worte rief er gewaltig, mit dem Ausdruke des wüthendsten Schmerzens. Astor! Astor! seufzte Vestinia und sank schluchzend auf seine Schulter: ich in seinen Armen? nein! nimmermehr! eher in den Armen des Todes!

So klagten sie die Nacht durch, und mit dem ersten Strahle, den die Morgenröthe durch die Blätter drängte, rief Vestinie noch einmal und hielt Astor eng umarmt; nein! Astor, bei diesem Mor-

genlicht ſchwör ich dir, ich bin dir treu, treu bis die Urne meine Aſche faßt. Sieh! da liegt der Kranz, der uns traurig macht. Sie zerriß wild den Kranz der Schönheit. Ich will nicht ſchön ſein, als nur für dich! — Sieh, mein geliebter Aſtor, eben ſo leicht wie dieſe Blumen, zerreiß ich deinetwillen, alle Bande, die mich an Samnium, an meine Hausgötter, an meine Verwandte feſſeln. Faſſe Muth, Aſtor! Ich kann ſterben, wenn es ſein muß, und wer das kann, was darf der fürchten?

Aſtor ſank zu ihren Füſſen, und ſprach und bedekte ihre Hand mit Küſſen: nein! Veſtinie. Laß die Götter walten! Fliehen ſollſt du? ohne Vaterland, ohne Hütte, mit dir in den wilden Apenin umher irren? du, ein Raub des Hungers, die Beute wilder Räuber? Nimmermehr! Ehe mag Silio dich ſein Weib nennen, und mich mag der Gram tödten!

Er mahlte ihr die Schreken der Flucht mit ſo grellen Farben, daß ſie zitterte. Die Götter mögen walten! riefen ſie beide zulezt, ſanken einander in die Arme, und die Sonne, die hervor kam, trennte ſie. Sie giengen und benezten beide ihr Lager mit Thränen des fürchtenden Kummers.

Nach drei Tagen hoben die Kämpfe der Jünglinge an. Mit dem erſten Strahle der Sonne war Teleſia in Bewegung. Väter und Mütter in feſt-

lichen Kleidern sammelten sich auf dem Markte, die weisesten Männer unter den Samnitern waren zu Richtern der Kampfspiele gewählt, sieben ehrwürdige Greise. Langsam schritten sie aus dem Tempel der Treue, wo sie geopfert hatten. Ein Freudengeschrei erhob sich, da die Jünglinge sich vor ihnen niederwarfen, und die Greise die Jünglinge an ihre Brust drükten, sie ermunterten, das Vaterland zu lieben, ihnen die erwartende Menge der Bürger zeigten, die von ihnen Thaten und Glük hoften und forderten. Dann kehrten die Jünglinge wieder zu ihren Verwandten zurük.

Jezt erhob sich der Ton der kriegerischen Tuba, und langsam schritten die Greise vorwärts, hinter ihnen die Kämpfer, lauter Jünglinge von zwanzig Jahren, umgeben von ihren Verwandten. Hier befeuerte ein Vater, ein ehrwürdiger Greis, seinen Sohn durch Erzählung seiner Thaten zu ähnlichen. Des Jünglings Brust hob sich, die Muskeln der Arme strebten hervor, sein Gang ward stolzer und fester, mit einem herrschenden Blike betrachtete er seinen Mitkämpfer, und wandte voll Begierde das Auge vorwärts zu dem Orte des Kampfes, und der Greis mußte ihn bitten langsamer zu gehen.

Hier bat eine Mutter den geliebten Sohn, und streichelte seine glühende Wange, die Gefahren des Ringens zu mildern. Schon viele sind besiegt, mein einziger Sohn, und wurden doch glüklich. Aber des muthigen Jünglings Auge schweift unter den

Mädchen, den Preis der Sieger, umher; sein Auge wird wild und drohend, seine Faust ballt sich in den zitternden Händen der Mutter.

Astor gieng allein. Sein Vater war schon dahin, seine nahen Verwandten faßte schon die Urne. Er gieng allein. Rükwärts schlug er sein Auge, wo Vestinia gieng; das nasse Auge auf Astor geheftet gieng sie neben ihren Vater, und hörte nicht, was der Greis ihr sagte: sie hob die Hände auf zu den Göttern, und Gebete und Seufzer stiegen aus ihrer Brust zu den Unsterblichen.

An der Seite seines Vaters gieng Silio daher. Er warf sein Auge bald auf Vestinien, bald auf Astor. Seine Wange röthete sich dunkel, wenn sein Blik Astor traf. Er schritt daher, als ob er schon dem Kämpfer entgegen gienge.

Das Volk jauchzte bald diesem, bald jenem zu, bewarf sie alle mit Blumen, und wünschte ihnen allen den Sieg, und so kam der schöne Zug zur Kampfbahn.

Die sieben ehrwürdigen Richter bestiegen die hohe Tribune. An beiden Seiten der Kampfbahn saßen die Mädchen, der Preis der Sieger. Die Schranken bildete das Volk im bunten Gemische. Die Kämpfer stiegen hinab vor die Tribune, und schwuren in die Hände der Richter, am Altare Jupiters dem Vaterlande den Eid der Treue. Das Volk jauchzte, die Mädchen warfen ihnen Blumen-

kränze zu, die Mütter beteten und die Väter riefen ihren Söhnen Muth zu.

Der älteste Richter hieng einen Oelkranz, den Preis des Wettlaufers, an die Säule, die unter der Tribune stand, und die Jünglinge warfen eilig die Oberkleider ab, und ihre Arme und Füße bewegten sich schon vorwärts, ehe das Zeichen des Laufes gegeben wurde. Silio maß mit dem Auge die Länge der Laufbahn, und wünschte sie länger; Astor betrachtete Vestinien, die sich über die Schranken hervorbog, und mit nassem Auge schnell die Laufbahn überflog, die Astor zu laufen hatte.

Das Zeichen zum Lauf wurde gegeben, Vestinie fuhr zusammen, ihr Auge ward troken, Roth und Weis jagten sich auf ihren Wangen, ihre Brust wollte zerspringen, ihre Füße bewegten sich zitternd.

Aber schon fern von ihr flog die Staubwolke, und in ihr die Jünglinge. Ein Jauchzen begleitete die Staubwolke. Nach und nach trennte sich die Wolke. Dort in der Ferne flog ein Nebel, hinter ihm ein andrer, ein Windstoß trieb den Staubnebel aus einander, zwei Jünglinge erschienen, und verschwanden aufs Neue im aufwallenden Sande. Alles war still, die Blike auf die Fliegenden geheftet. Ein kurzes Geschrei ertönte, wenn ein Nebel sich dem andern näherte oder ihm zuvorkam. Jezt hörte man schon durch die Stille das Rauschen des Laufs. Zwei Jünglinge wurden sichtbar. Sie flo-

gen neben einander. Vestiniens Wange ward bleich. Sie erkannte Astor, sie hob die Hände empor, sie flog mit ihrem Auge die Bahn hinauf, die er noch zu laufen hatte, sie drängte sich über die Schranken, Götter! Götter! rief sie. Die beiden Läufer waren da, beide ergriffen den Oelkranz, beide wollten ihn in die Höh heben, und jeder hob nur die Hälfte des Kranzes der Tribune entgegen. Sie hatten ihn zerrissen.

Es war Silio und Astor. Ein lautes Jauchzen erhob sich, die Mädchen bewarfen sie beide mit Blumen. Silio sah mit einem stolzen unwilligen Blik auf Astor, Astors Blik flog zu Vestinien, die ihm zulächelte, und ihm die Arme hinab entgegen strekte. Die übrigen Jünglinge kamen an. Alle keuchend und mit Schweiß bedekt. Astor und Silio wurden zu Siegern ausgerufen, und der Laufkampf war geendigt.

Ein Summen, gleich dem Summen eines Bienenschwarms, verbreitete sich nun um die Schranken; das Volk lobte den, tadelte jenen, bis die Tuba Stille gebot, und die Jünglinge aufs neue versammlete.

Gleich schwere Scheiben von Erz, legten Sklaven zu ihren Füßen nieder, und Rieme, die Scheiben zu werfen. Die Scheiben erhoben sich in die Luft, und mit ihnen stieg jedesmal das Geschrei des erwartenden Volks zum Himmel.

Silio's Scheibe lag am weitesten, neben ihr

Aſtors Scheibe; und dann in weitern Entfernungen lagen mit Sande bedekt der andern Jünglinge Scheiben.

Noch tönte dem Sieger das Freudengeſchrei, als ſchon die Jünglinge die Gewänder abwarfen, Sklaven wuſchen mit wohlriechendem Oele die Arme und Schultern der ungeduldigen Kämpfer. Die Looſe wurden geworfen, und Silio traf das Loos mit Aſtor zu ringen. Laut jauchzte er auf vor Freude, wie ſein Name und Aſtors verleſen wurde, und Veſtinie ward bleich und zitterte.

Mit ſchnellen Schritten flogen die Jünglinge auf einander ein, allein das Volk ſah nur Aſtor und Silio, die noch einen Augenblik den Kampf der übrigen betrachteten, mißtrauiſch auf einander blikten, und dann muthig auf einander losflogen.

Der Sieg ſchwankte lange zweifelhaft. Bald bog Silio den Aſtor zurük, dann entglitſchte Aſtor den Armen ſeines Feindes, umfaßte ihn mit neuer Stärke, und trieb ihn zurük. Schon war der Kampf der andern geendigt, und Silio lag noch immer an Aſtors Bruſt, die Arme um ſeine Schultern gewunden, und von ihm eben ſo feſt gehalten. Alle Muskeln der beiden würkten, und dennoch ſchienen ſie unbeweglich da zu ſtehen, wie eine lebloſe Bildſäule von zwei Kämpfenden.

Heißer Schweiß troff von ihren Schultern, feſt ſtanden ſie Fuß an Fuß, Knie an Knie und Bruſt an Bruſt. Jezt bog Silio Aſtorn zurük, er wank-

te. Aſtor! rief Veſtinie laut durch die erwartende Stille. Aſtor hörte die Stimme, wild faßte er den Sieger, er hob in auf, Sillo ſtürzte nieder in den Sand. Ein Freudengeſchrei folgte.

Beſchämt und wüthend ſprang Sillo auf, und umfaßte ſchnell noch einmal den Aſtor, und bog ihn zur Seiten nieder. Nahe war Aſtors Fall, er wandte ſich und Sillo ſank mit ihm zu Boden. Kraftlos lagen ſie da, wie zwei Freunde, die unter ſüſſem Geſchwäz entſchlummert ſind, Bruſt an Bruſt, Hand in Hand.

Langſam ſtanden ſie auf, ein Mädchen hätte ſie beide niedergerungen, ſo ermattet waren ſie; Aſtor konnte kaum den Kranz, die Belohnung des Sieges empor halten, ſein Arm ſank, ohne den Kranz auf die Loken zu bringen.

Die Kämpfe waren vollendet. Man gieng zur Stadt zurük, und Veſtinie drükte im Vorübergehen dem geliebten Sieger heimlich die Hand, und in des Jünglings mattes Geſicht ſtieg ein zweifelhaftes Lächeln, ſogleich wieder verlöſcht durch die ſinkenden Muskeln.

Veſtinie drükte den Sieger am Abend an ihre entzükkenvolle Bruſt. Sie hielt den Sieg Aſtors für ein Vorbedeutungszeichen des Sieges am Tage der Vaterlandsliebe, ſie dankte den Göttern, ſie wünſchte den Tag herbei, und ſah nicht wie tiefſinnig Aſtor neben ihr ſaß und eine Falte ihres Gewandes betrachtete und zwiſchen ſeinen Fin-

gern ſie bald ſo bald anders ſchlug, ohne ihr Entzüken zu theilen.

Näher kam der Tag, ſtiller und trauernder ward Aſtor, auch Veſtiniens Entzüken verlor ſich in bange Furcht und ſchwebende Hofnung.

Morgen iſt der fürchterliche Tag! rief Aſtor endlich. Morgen, Veſtinie! er hieng mit ſeinen Lippen an ihren. Das iſt vielleicht der lezte Kuß, den ich dir gebe! ſezte er ſtill hinzu.

Der lezte? rief ſie und ward bleich wie eine Lilie. So ſaßen ſie in ſtillen ſchweigenden und ſchmerzhaften Umarmungen. Der Morgen kam herauf, Veſtinie! Veſtinie! ſagte der Jüngling, und reichte dem Mädchen die Hand: der Morgen iſt da. Lebe wohl! ſie ſahen ſich beide zitternd und ſchweigend an. Werd ich dich wiederſehen? fragte Aſtor. Veſtinie ſank weinend auf ſeine Schulter, drauf hob ſie ſich auf: Aſtor! ſeufzte ſie: und zog einen Dolch aus ihrem Buſen, zeigte ihm den Dolch und ſprach ſtill und feſt: ich bin dein!

Leb wohl! rief ſie dann laut, und fiel an ſeine Bruſt. Leb wohl! ſchluchzte ſie, und drükte ihre Thränen in ſeine. Leb wohl, ſeufzte ſie noch einmal leiſe, ward bleich, ſtrekte die Arme gen Himmel, und ſank vor dem Altar der Göttin.

Aſtor betrachtete ſie, rang die Hände, leb wohl! rief er und gieng durch die Oefnung der Mauer.

Aſtor! Aſtor! ſagte Veſtinia, wie ſie ſich vom

Altar in die Höhe hob, ich bin dein! und sie gieng zitternd zur Hütte zurük.

Auf dem Markte war schon das Volk versammlet, da die beiden Liebenden sich verließen. Schon sammleten sich die Greise des hohen Raths, und bestiegen die erhabene Tribune. Der Herold gebot Stille, und das Volk reihete sich in einem großen Kreise um die Tribune.

Alle Priester, prächtig gekleidet, führten mit Gesängen und dem Tone der Flöten die Jünglinge vor die Tribune. Weiter entfernt führten die Priesterinnen die Mädchen über den Markt zum Tempel der Venus, dort das Ende des Gerichts zu erwarten.

Glühend roth giengen die Mädchen, schamhaft in ihre Schleier gehüllt, folgten sie den Priesterinnen, ihre Schritte zögerten, wie sie auf dem Markte waren, sie verschwanden ungern in die Gasse, die zum Tempel der Venus führte.

Bleich gieng Vestinia unter ihnen, das Auge auf den Boden geheftet, den Schleier tief hinab geschlagen. Thränen benezten ihren Schleier, wie sie gieng, und sie sezte sich matt im Tempel auf eine Stufe des Altars, und der geringste Laut erschrekte sie, daß sie bebte.

Jezt wurden vom Herolde die Namen der Jünglinge verlesen, und der Vorsteher ermahnte das gesammte Volk ohne Scheu anzuklagen oder zu loben.

Ehrerbietig ſtanden die Jünglinge am Fuß der Tribune, ihre Augen auf den Herold gerichtet, der die Rolle mit ihren Namen in den Händen hielt.

Leo! rief der Herold, und in die Wange des Jünglings goß ſich eine hohe Röthe, ſeine Bruſt flog, ſeine Arme hoben ſich unwillkührlich. Leo! rief der Herold noch zweimal. Eine Todtenſtille im Volk.

Der Vorſteher reichte dem Herold eine Rolle. Mit lauter Stimme las der Herold die Thaten der Vorfahren Leo's.

Das waren deine Ahnen, Jüngling! ſprach der Vorſteher, nachdem der Herold geendigt hatte. Höre nun deine Thaten, welche du deinem Vaterlande gethan haſt. Er nannte die Schlachten, bei denen Leo gegenwärtig geweſen war. Wo ſind die Zeugen der Tapferkeit, Leo.? fragte er dann den beſtürzten Jüngling. Leo ſah umher unter der Menge, und Männer traten hervor, die er in Schlachten gerettet hatte. Hier zeigte ſein Vater Speere, Schilde und Pferde, die er erbeutet hatte; die Zeugen wurden vernommen, und der Herold zeichnete ſeine Thaten auf die eine Seite der Pergamentrolle.

Siehe deine Thaten, Leo! rief der Vorſteher ihm zu, und zeigte ihm die Rolle. Vermehre ſie Jüngling, dein Vaterland hat ſein Auge auf dich gerichtet! Herold lies ſeine Klagen. Der Herold las die Klagen, welche ſeine Mitbürger den Abend

vorher auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt hatten.

Der Jüngling vertheidigte sich. Zeugen wurden abgehört, und die wahr befundenen Klagen zeichnete der Herold auf die andere Seite der Rolle. Schamhaft schlug Leo die Augen nieder, und barg sich unter dem Haufen der Jünglinge.

So wurden die Namen aller Jünglinge nach einander ausgerufen, und ihre Thaten gewogen und aufgezeichnet.

Astor! rief der Herold, und Astor ward blaß und zitterte; o [redacted]ter! rief er, und betrachtete Silio, der noch kalt und erwartend da stand. Die Thaten seiner Ahnen wurden verlesen. Höre nun deine Thaten! rief der Vorsteher, und Astor reichte Silio wehmüthig die Hand: Silio! sprach er, und verschlukte das, was er noch sagen wollte. Eine Thräne stand in seinem Auge. Silio betrachtete ihn, und fragte: was ist dir, Astor? Wahrlich, du darfst beim Lesen deiner Thaten nicht erröthen!

Hunderte brachen jezt aus dem Haufen eilig hervor, und alle Stimmen riefen vermischt, mich hat er gerettet! mich hat er mitten aus den Feinden getragen. Die Fliehenden hat er aufgehalten! — Da war er der erste auf der Mauer! — dort hat er allein den Angriff der Feinde an unsrer Mauer abgehalten, bis Hülfe kam. So riefen hunderte, neue hundert Stimmen tönten von sei-

ner Wohlthätigkeit, von seiner Großmuth, von seiner Güte.

Astor zitterte vor Freuden, da er die Stimmen vernahm, hier sank er einem Bürger in die Arme, dort drükte er einem die Hände. Astor! der edele, der beste! schrie das ganze versammelte Volk.

Herold, lies seine Klagen! der Herold las. Astor vertheidigte sich lebhaft, und der Einzige der ihn angeklagt hatte, nahm seine Klage zurük; seine Thaten waren verzeichnet.

Sillo! rief jezt der Herold. Sillo hob sein Auge unerschroken und blikte unter die Menge, sein Fuß stand fest, seine Hand blieb gestemmt auf seiner Hüfte.

Man las die Thaten seiner Ahnen, und Sillo blieb kalt stehen, wie er vorher stand. Seine Thaten waren verzeichnet.

Jezt stiegen die Richter hinab und opferten noch einmal am Altare Jupiters, und schworen gerecht zu richten. Ein ungeduldiges Flüstern erhob sich im Volk; Astor ahndete dieser, jener Sillo. — Astor stand, die Hand vor die Stirn gelegt, er betrachtete tief nachdenkend und kämpfend Sillo, der von Zeit zu Zeit einen finstern Blik auf Astor warf.

Die Richter hatten geopfert; sie traten am Altar in einen Kreis, sie sammelten die Stimmen, sie bestiegen die Tribune.

Stille des Grabes im Volk! Stille des Grabes unter den Jünglingen!

Der Vorſteher erhob ſich. Aſtor: rief er, und Aſtor ſank in den Staub, ſeine Wange wollte vor Glut zerſpringen, ſeine Bruſt flog, ſeine Arme hiengen leblos herab.

Aſtor, du haſt zwei Stimmen mehr als Silio? Nimm den Kranz! Er reichte dem zitternden Jünglinge den Kranz von der Tribune!

Aſtor! Aſtor! ſo riefen zehntauſend Stimmen. Aſtor! Aſtor! tönte es wieder!

Hört ihr rufen? ſchrie die Prieſterin im Tempel der Venus den harrenden Mädchen zu: Aſtor hat den Kranz!

Aſtor? fragte wild aufſpringend und mit rollenden Augen Veſtinie: Aſtor? — o himmliſche Götter! und dann ſank ſie bleich, athemlos, zitternd in der Prieſterin Arme und erſtarrte.

So lag ſie einige Augenblike, und die Mädchen ſammelten ſich helfend um ſie her. Aſtor! rief ſie noch einmal und flog auf; o ſeht ihr! ſeht ihr! Er iſts; O ihr Götter, ja, er iſts! Habt Dank, ihr alle! und nun flog ſie zitternd in die Arme der Mädchen, und preßte ſie mit übermäßiger Gewalt an ihren Buſen.

O laßt uns gehen! laßt uns um der Götter willen gehen! was zögert ihr?

Die Prieſterin hielt das entzükte Mädchen zurük: noch iſt kein Bote hier, der uns ruft, Veſtinie!

Kein Bote? o um der Götter willen, woher wißt ihr denn, daß es Aſtor iſt? —

Aſtor hat den Kranz! riefen einige Bürger, die zum Tempel der Venus geeilt waren, den Mädchen die Nachricht zu bringen. Aſtor hat den Kranz! riefen ſie und wiſchten ſich die Augen beim Anblike des Entzükens Veſtiniens.

Er hat den Kranz! rief Veſtinie laut auf, und ſchluchzte an dem Halſe des Mannes, der ihr die Nachricht gab. Aſtor hat den Kranz! und nun ſank ſie ermattet auf die Stufen des Tempels.

Arme Veſtinie, du brichſt eine duftende Blume, und der bezaubernde Duft iſt Gift!

Der Vorſteher reichte dem Aſtor den Kranz von der Tribune. Sillo ſchlug mit einem bittern Blike ſeine Augen in die Wolken, und Aſtor erhob ſich vom Boden: nein, ſprach er: ich kann den Kranz noch nicht annehmen. O Sillo! Sillo! rief er, und ſank im Uebermaße des Schmerzes auf Sillo's Schulter; ich kann nicht ſchweigen! ich muß reden, und du wirſt mir den Dolch in die Bruſt drüken! Hört mich an, Väter Samnitums! Hört mich, verſammeltes Volk!

Ich bin der unglüklichſte aller Samniter! Hört mich, und dann laßt mich ſterben!

Im Frühjahr kam hieher ein Fidenat Velejus, ein Gaſtfreund von Sillo.

Aſtor, rief Sillo: Aſtor, das weißt du?

Laß ihn reden! rief das Volk. Rede, Aſtor!

Der Fidenat kommt in Sillo's Hütte, die Augen mit Thränen benezt, die Wange bleich, und

bittet Silio ihn einige Zeit zu beherbergen, um seinen Gram zu zerstreuen.

Silio frägt ihn, und Velejus erzählt, daß der König von Alba sein junges Weib geraubt habe; o! ruft er: ich liebe sie mehr wie mein Leben. Ich habe dem Könige von Alba alle meine Güter geboten, und der Grausame verlangt noch mehr, meinen einzigen Sohn zum Sklaven, um mein geliebtes Weib zu geben.

So spricht Velejus, und Silio schweigt, bittet seinen Gastfreund, bis er eine kleine Reise vollendet habe, in seiner Hütte zu bleiben. Velejus verspricht es, und Silio gürtet sein Schwert um die Hüfte, nimmt zwei Wurfspieße, und geht über den Apenin nach Alba.

Abends kommt er hier an. Ruhig geht er in das Haus des Königs, und ersucht ihn um ein Nachtlager. Der König bewilligt es. Spät am Abend, wie die Sklaven sie beide verlassen haben, so steht Silio kalt auf, und sagt ruhig zum Könige von Alba: Höre mich, König. Du siehst einen Mann vor dir, der ruhig mit dem festen Vorsaze hieher gekommen ist, hier in Alba zu sterben. Ich rufe alle Götter zu Zeugen!

Der König erschrikt und frägt: was willst du von mir?

Dich überzeugen, antwortete Silio: daß es nicht helfen würde deine Sklaven zu rufen; denn so wie du deine Lippen öfnest; sieh! bei Jupiters

furchtbaren Blizen! ſo durchbohrt mein Schwert dein Herz! Höre mich alſo ruhig an.

Er zog ſein Schwert. Fürchte nichts, König von Alba, ſprach er weiter: und höre mich! du haſt Velejus Weib geraubt. Ich bin hier, das Weib dem Velejus wieder zuzuführen. Rufe das Weib, übergieb es mir, und geh du dieſe Nacht mit mir bis ans Gebürge, mit Aufgang der Sonne gehſt du dann zurük, und ich und das Weib gehn unſern Weg.

Willſt du das nicht, ſo bin ich entſchloſſen, wenn ich meinem Gaſtfreunde nicht helfen kann, wenigſtens ſein Rächer zu ſein: ich bin entſchloſſen, dich zu tödten, und dann ruhig mein Schikſal zu erwarten. Wähle!

Er ſezte ſich ruhig nieder. Der König ſann lange, endlich reichte er Sillo die Hand: Du haſt überwunden, Fremdling. Du ſollſt das Weib haben. Er rief das Weib. Druſe kam, ihr verweintes Auge, ihre blaſſe Wange zeugten, daß ſie es wäre.

Folge uns Weib! ſprach Sillo: und die drei giengen in der Nacht aus Alba. Sillos gezukter Dolch erhielt den König in Furcht. Sie kamen ans Gebürge. Hier verließ der König ſie, und Sillo und das Weib giengen über das Gebürge. Druſe kannte den Fremdling nicht. Schweigend giengen ſie beide, bis ſie endlich nach Teleſia kamen.

Still führte Sillo das Weib in die Hütte. Druſe, rief Velejus: Velejus, rief Druſe, ſie ſanken

beide in sprachlosen Entzüken einander in die Arme, und Sillo — o Sillo! du hast den Kranz verdient, nicht ich!

Sillo hat den Kranz verdient! rief das Volk, und einstimmig riefen die Richter: Sillo hat ihn verdient! Nimm den Kranz, Sillo!

Sillo nahm ihn, und eine Thräne floß über seine warme Wange.

Ach, hob Astor aufs neue an: nun hört auch die Angst, die fürchterliche Angst, die mich, mich preßt. — O hört mich noch einen Augenblik, geliebten Mitbürger! Sillo! Sillo! rief er und warf sich an Sillo's Brust.

Auch du, Astor! hast eine That gethan, die ich allein kenne. Die Götter werden sie dir lohnen! antwortete Sillo. Aber von wem weißt du meine heimlichste That?

Meine Schwester erzählte sie mir, ach! und sie sagte mir vorher, daß diese That die meinigen besiegen würde. Sie weiß sie von deiner Schwester.

Sagte sie das vorher? sprach Sillo lächelnd.

Da kommen die Mädchen! riefen jezt tausend Stimmen.

Astor erhob noch einmal verzweifelnd Stimme und Hände; aber die Gesänge der Mädchen, das Geräusch der tausend Stimmen des Volks verschlang seine Bitten. Die Mädchen näherten sich.

Voran eilte jauchzend und zitternd die glükliche

Vestinie. Der Haufen des Volks öfnete sich, und ließ die Reihen der Mädchen sich nähern. Ungeduldig suchte Vestiniens Auge Astor. Sie sah ihn noch nicht vor dem Volke. Der lezte Kreis des Volks zog sich auseinander: Silio! hörte des Mädchens Ohr, in Silios Händen sah des Mädchens Auge den Kranz, Astor war bleich an die Tribune gesunken. Silio ist Sieger! rief der Vorsteher, Silio wiederholte jauchzend das Volk.

Finsterniß umgab Vestiniens Auge, sie wollte aufschreien, und konnte nicht, ihr Athem stokte, der Boden unter ihr schwankte, die Versammlung verschwand vor ihren Bliken, sie sank zu Boden.

Silio du trifst! schrie Astor, und zog den Dolch mit rollenden Augen. Silio entriß ihm ruhig den Dolch, und sprach edel: Astor, willst du deine Thaten wie ein Weib enden, die stirbt um nicht zu leiden? Sei ein Mann; Hat Samnium keinen Feind mehr, wenn du sterben willst? —

Vestinie seufzte, und schlug die Augen auf: Wo bin ich? Astor! Astor!

Der Herold gebot Stille, und las nun die Namen der Jünglinge, wie sie die Mädchen wählen sollten. Des Volkes Blike hiengen auf Vestinien, deren Augen umherflogen, deren Hände zitterten. Sie wollte reden, sie öfnete die Lippen, nur Seufzer und halbe Worte kamen hervor.

Wähle Silio! rief der Vorsteher. Astors Wange ward bleich, Vestinie hob ihre Blike zum Himmel.

Silio gieng gerade auf Veſtinien hin; laß das Mädchen dem Jüngling! rieſen einige weinende Stimmen in flehendem Tone. Silio ſezte den Kranz auf Veſtiniens Haar.

Eine Todtenſtille! Bitter lächelnd ſah Veſtinie dem Silio einen Pulsſchlag lang ins Auge, und dann flog ſie auf Aſtor ein, der noch immer an die Tribune ſich lehnte. Sie drükte ihre bleichen Lippen auf ſeine, und rief: Aſtor, dieß iſt der lezte Kuß deiner Veſtinie! und dann zukte ſie den verborgenen Dolch.

Silio war ihr gefolgt, und entriß ihr den Dolch; Veſtinie! ſprach er ſanft: ich habe dir den Kranz gegeben, weil ich es dir an der Frühlingsfeier der Venus verſprach. Gieb ihn deinem Aſtor wieder; denn er verdient ihn, nicht ich, und ſei ſein glükliches Weib!

Ich kannte eure Liebe, wie du meine That kannteſt. Meine That erzählen war dir eine größere That, als meine That thun. Höre mich Volk! Ich wähle Aſtors Schweſter, Herſe. Er ſchlang ſeine Arme um Herſe. Die Jünglinge hatten gewählt, und Aſtor und Veſtinie ſtanden noch immer ſprachlos da, bis endlich das laute Jauchzen des Volks ſie aus ihrer Betäubung wekte. Sie warfen ſich vor Silio nieder, umarmten ſeine Knie, und das Volk weinte mit in ihre Thränen, und Veſtiniens und Aſtors Hochzeitfeſt war ein Feſttag für ganz Teleſia.

Liebe und Achtung.

Die Liebe ist
Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet, als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preiß. Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den man
Verschenken, oder, ewig ungenossen,
Verscharren muß.

Don Karlos.

Stellen Sie sich ein Thal vor, meine lieben Leserinnen, ohngefähr ein Stündchen lang und fast eben so breit, das sich nach und nach aus dem Mittelpunkte nach allen Seiten sanft in die Höhe zieht, und überall auf den Höhen von Holzungen, die hier tief in das Thal hinab steigen und dort auf der Höhe Kornfelder umschlingen, eingefaßt ist; stellen Sie sich weiter mitten im Thale ein reizendes Dörfchen vor, dessen Häuser über die Wipfel von Weidenbäumen, die längst einem kleinen Flusse sich hinziehn, und durch das dunkle Grün von schönen Linden und Kastanien hervorblikken; an dem Dörfchen einige Teiche, mit einer Mühle, Wiesen, Kornfelder, und hundert Fußsteige, die

aus dem Dörfchen hervorkommen, und oben auf den Höhen ſich im Walde verlieren. Bemerken Sie am Ende des Dörfchens, am Teiche ein gutes Haus, vor jezt die Wohnung eines Verwalters, am andern Ende des Dorfs, ohnweit der Kirche, zwei andre gute Häuſer, die Wohnungen des Pfarrers und des Oberförſters, und Sie haben den Schauplaz dieſes Romänchens.

Ich geſtehe, daß auf einem ſo beſchränkten Schauplaze wenig Raum zu Schiffbrüchen, Entführungen, Häſcher- Gefängniß- und Bordel-Scenen iſt; allein, wenn Sie bedenken, daß hier in dieſem kleinen Thale Menſchen wohnen, die Herzen haben, und daß das Herz der unendlich weite Schauplaz iſt, auf dem meine Perſonen ſpielen werden; ſo werden Sie mir wohl verzeihen, daß ich Sie nicht aus dieſem Thale herausführe, als höchſtens bis in den nächſten Marktflecken, der von meinem Dörfchen nicht weiter als eine gute Meile entfernt liegt.

Der Prediger des Orts, Namens Waller, war eine von den gutherzigen Seelen, denen ein immer gleichförmiges und bequemes Schikſal eine ruhige Güte des Herzens gegeben, erhalten, vermehrt, und endlich geſichert hatte. Er war ohne alle Prätenſionen, voll Liebe gegen ſeine Frau und Tochter, weil ſie ihn wahrhaft liebten und ehrten, voll herzlichen Wohlwollen gegen alle Menſchen, weil ſie ihm nie Böſes zugefügt hatten.

Ruhiger muß keines Menschen Sinn, und keines Menschen Schiksal je gewesen sein, als das Schiksal dieses Predigers. Er predigte, katechesirte, gieng spazieren, sah den Oberförster die Woche zweimal bei sich, und war zweimal bei ihm, erzog seine Tochter, oder vielmehr sah sie aufwachsen, und unter diesen guten Menschen gut werden; und ein Jahr gieng nach dem andern hin.

Der Oberförster, ein langer, edel gestalteter Mann, mit einer eben so edlen starken Seele, mit einem Verstande, der in der Welt gebildet war, voll Lebens-Weisheit, die sich ganz allein auf seine Schiksale gründete, ernst und rauh von aussen, weil er unter vielen bösen und guten Menschen gelebt hatte, hatte einen Sohn den er unglaublich liebte, und den er freilich sorgsamer erzog als der Prediger seine Mine.

Als Kinder schon waren Mine und Ludwig täglich beisammen. Der Oberförster hielt seinem Sohne einen Informator, an dessen Unterricht Mine Theil nahm. Der Informator war gerade so gut, um die schönen Herzen der Kinder nicht zu verderben. Er gab täglich seine vier Stunden Unterricht, und saß dann und elaborirte Predigten oder studirte die Dogmatik und die beiden Kinder trieben ihr Wesen im Garten oder auf der Wiese an dem Flusse.

Der Oberförster hatte manche gute Bücher, und der Informator las ihnen zuweilen aus Gellerts Fa-

beln vor und ließ ſich vorleſen, las hin und wieder andere Bücher mit den Kindern und bildete unvermerkt ihren Geſchmak am Leſen.

Klavier ſpielte Waller, der Oberförſter ſang, die Kinder ſangen mit, wen Waller einen Choral oder eine Arie anſtimmte. Der Informator ſpielte auch, und gab beiden Unterricht, Minchen lernte die Arien aus dem Kopfe, Ludwig lernte wirklich nach Noten ſpielen. Mit jedem Jahre vermehrten ſich die Mittel beider Kinder, ſich ohne Langeweile zu beſchäftigen.

Die Begebenheiten des Oberförſters, die der alte Mann mit großer Lebhaftigkeit ſtükweiſe manchen Abend erzählte, und mit Bemerkungen über Menſchen, Tugend, Laſter und Schikſal mit einem eindringenden Intereſſe ausfüllte, gaben den Herzen beider Kinder eine Energie, die der Prediger auf keine Weiſe hervorgebracht haben würde.

Dieſe Menſchen machten eine ſehr gute und eine ſehr glükliche Familie aus. Die immer gleiche Güte des Predigers, ſeine Sanftmuth, ſeine zutrauliche Einfalt, der Adel des Oberförſters, ſein Ernſt, ſein ſchöner lebhafter Eifer für Tugend, ſeine Weisheit; die Häuslichkeit und Beſcheidenheit der Predigerin, (der Oberförſter war Wittwer) gaben beiden Kindern eine ſo feine Bildung des Herzens, eine ſo natürliche Stärke des Verſtandes, daß ſie auch der ſorgſamſten Erziehung der künſtlichſten Pädagogik Ehre gemacht haben würden.

Rollins Weltgeschichte war die Lieblingslektüre des Oberförsters, sein Ludwig mußte ihn Abends zuweilen vorlesen. Anfangs hatte das seine Schwierigkeiten, besonders wenn er Minchens Stimme vor dem Fenster hörte; allein welches Kind hätte noch kein Interesse am Cyrus, Romulus, und den alten Mythen gefaßt. Nach kurzer Zeit las Ludwig mit einem so großen Eifer vor, daß er sogar mit Hand und Fuß dabei gestikulirte, Thränen vergoß und davon träumte.

Am andern Tage saßen dann beide Kinder unter einem Apfelbaume im Garten, und Ludwig erzählte Minchen, die emsig zuhörte, mit einem Leben im Ausdruk, Stimme, Auge, Hand und Stellung, die Geschichten der Römer und Griechen, daß Minchens Seele die Geschichten mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit faßte. So erzählte er ihr Virginiens Geschichte. Minchen hatte ihre Hand auf seine Knie gelegt, und sagte von Zeit zu Zeit mit einem Engellächeln: Nun Ludwig? —

Ludwig erzählte, beschrieb die Wuth, mit der Icilius sich durch das Volk drängt, seine Virginia in seine Arme schließt, dem Decemvir droht; und Minchen standen Thränen in den Augen, sie drängt sich an Ludwig an, legt die Hand um seine Schulter und seufzt einmal über das andere: O!

Virginius kommt an. Ach! so seufzt Minchen aus vollem Herzen. Der Vater ersticht die Tochter. O nein, Ludwig! ruft schaudernd Minchen und weint

heiße Thränen in Ludwigs Loken, in welche sie ihr Auge verbarg.

Man denke, welchen tiefen Eindruk, die Geschichte auf die beiden Kinder machen mußte; auf Ludwig, der sie in der Absicht las, sie Minchen wieder zu erzählen, and auf Minchen, die sie von einem solchen Erzähler hörte.

Das wußten Minchen und Ludwig nicht, ob die Geschichten jezt oder vor vier tausend Jahren vorgefallen waren. Das kümmerte sie wenig. Ihr Herz erhielt dadurch nicht minder diese reizende Empfindlichkeit, diese tiefen Gefühle, die das überschwengliche Glük und Elend unsers Lebens machen können.

Bei Ludwig wurde dadurch noch ein edler Freiheitssinn, eine Festigkeit, ein muthiger Heroismus des Charakters gegründet, der dem Weichen, das er im Umgange mit diesem sanften, und unglaublich nachgiebigen Kinde erhalten haben würde, die Wage hielt.

Ludwig fieng auch französisch an. Er übersezte nach einiger Zeit ganz gut, weil sein Unterricht von seinem Vater in dieser Sprache sehr lebhaft war.

Das erste Buch, das er zusammenhängend in dieser Sprache las, war tausend und Eine Nacht.

Sein Vater nüzte die Neigung, die der Knabe hatte, diese anziehenden Mährchen Minchen zu

erzählen; er las eine Geschichte mit ihm, bis dahin, wo der Held in einer Katastrophe sich befand, dann überließ er es ihm, die Geschichte zu vollenden, und Ludwig machte dadurch mächtige Fortschritte in der Sprache.

Wie übereinstimmend die Herzen dieser Kinder fühlen, und ihr Verstand denken mußte! Ludwig war in allen Minchens Lehrer, es war kein Gedank in Minchens Kopfe, den er nicht gehabt oder erregt hatte, kein Gefühl in ihrem Busen, das nicht durch seine Erzählung, durch seine Blike, durch seine lebhafte Miene erregt, oder mit seinen Thränen in ihren Busen geflossen war.

Sie waren wirklich Ein Herz und Eine Seele, und wahrhaftig, wenn Kind sein, ein Glük ist, so haben diese beiden es in einem hohen Grade genossen; denn sie waren noch Kinder, da Ludwig sechszehn und Minchen vierzehn Jahre alt waren. Ludwig hatte die Anwartschaft auf seines Vaters sehr einträglichen Dienst. Sein Vater unterrichtete ihn spielweise in den Pflichten und Kenntnissen seines künftigen Amtes. Ludwig war, da er sechzehn Jahre alt war, im Gehölz, oder auf der Jagd, oder bei den Forstregistern, längst ein Mann, und bei Minchen noch immer ein Kind.

Immer die gleiche Anhänglichkeit an einander, die gleiche süsse, nichts ahnende Unschuld, in ihren Gesprächen, in ihren Wanderungen, durch Feld und

Wald, in ihren Spielen und Nekereien, in ihrem Vorleſen und Erzählen.

Kam Ludwig mit ſeinem Vater aus dem Forſte, hatte Bäume angeſchlagen oder ein Revier unterſucht, ſo war er Mann, er wieß die Förſter an, tadelte hier eine Nachläßigkeit, lobte eines andern Fleiß und Achtſamkeit. Er kam jezt den Weg zu ſeinem Hauſe hinab, Minchen flog ihm entgegen: guten Tag, Ludwig! Guten Tag, Mine!

So hieng ſich Mine an ſeinen Arm, ſtand bald, ſcherzte, tändelte mit ihm, ſtreichelte ſeinen Mordax, der an ihr in die Höh ſprang, nahm ihm zu Haus die Büchſe und Schießtaſche ab; durchſuchte die Taſche, nach den Blumen oder Früchten, die er ihr mitbrachte, und dann beide hinaus Hand in Hand in den Garten, und da war der junge Jäger geſchäftig, einen handbreiten Kanal durch Minchens Gartenſtük zu leiten, ein kleines Luſthäuschen von Holz zu ſchnizeln, und andere kindiſche Kleinigkeiten mehr zu treiben.

Sie waren Kinder und blieben Kinder. Der Prediger merkte den Mißſtand zwiſchen Jahren und Benehmen der beiden nicht. Beide waren gut, und ſo wars ihm ſchon recht. Der Oberförſter lächelte wohl zuweilen, wenn er ſah, wie das vierzehnjährige Mädchen über den Weg hinhüpfte, ſeinem Sohn entgegen, ihm auf der Gaſſe den Schweiß troknete, eine aufgegangene Loke von neuem ſchlug, mit einer Haarnadel befeſtigte, und das Angeſichts aller Leute,

oder wenn sie beide im Garten sich haschten und dergleichen trieben.

Hm! sagte er dann lächelnd: aus dem Dorfe dürfen sie beide nicht, und so mag es immer gehn!

Sie wurden auch noch eben als Kinder selbst von den Domestiken behandelt. Minchen! riefen die Mägde, und Minchen hüpfte hinzu: was giebts? — Sie tranken noch immer nach der alten Gewohnheit mit den Eltern keinen Kaffee, und Ludwig bekam bei dem Prediger noch immer zulezt eine Tasse Kaffee, die er vom Tische holen mußte, um den die Alten saßen, und dann gieng er zu Minchen ins Fenster, und sie tranken dort flüsternd, wie Kinder, die ihnen erlaubte Tasse.

Inniger konnten nicht zwei Menschen an einander hängen, als Ludwig und Minchen. Alles was sie thaten, alles was sie dachten, was sie fühlten, die geringfügigste ihrer Handlungen hatte Beziehung auf einander.

Der frühe Morgen vereinigte sie schon, Ludwig half in der Küche Minchen Holz unterlegen, Wasser zum Kaffee kochen, und war der Kaffee gekocht, so holte Minchen dem lieben Jäger seine Büchse, seine Tasche, machte ihm drüben sein Frühstük zurecht, sezte ihm den Hut auf, und nun schlenderte sie mit ihm unter der Kastanienalee bis an den Eingang des Holzes, drükte ihm noch einmal die Hand, gab ihm noch einmal einen Kuß,

knüpfte ihm noch einmal ein, ja recht bald wieder zu kommen, und gieng dann zurük.

Bis dahin, da Ludwig zurük kam, arbeitete sie still für sich, gieng von Zeit zu Zeit ans Fenster oder vor die Thüre, ihm entgegen zu sehen, und dann mit einem freundlichen: ach! da kommt er, Vater! flog sie hinaus, und freute sich, als ob er Jahre abwesend gewesen wäre.

Ob das Liebe war? — Ja, die reinste unschuldigste, fröhlichste Liebe mit allen ihren Entzükkungen und keiner ihrer Bitterkeiten, obgleich beide noch nie das Wort Liebe in diesem Verstande gedacht hatten.

Und die Eltern hatten nichts dagegen. Der Oberförster behandelte längst Minchen als sein Kind, und Prediger Ludwigen als ihren Sohn. Bei den großen häußlichen Geschäften war Minchen schon in Oberförsters Hause Hausmutter, und schlief sogar alsdann einige Tage dort. Dann war Ludwig wie im Himmel. Er sprang, er tanzte, er hüpfte um Minchen her, war so geschäftig, so wortreich, so aufmerksam. Der Oberförster, der seinen Spaß an der Unschuld und Liebe der beiden jungen Leute hatten, ließ Minchen am Tische vorlegen, und völlig das Amt einer Hausmutter verwalten.

Bei einem solchen Feste saß der Oberförster einmal im Sellel am Fenster. Er betrachtete mit einem stillen Vergnügen seinen Sohn und Min-

chen, die am Tiſche ſaßen und ein kleines Geſchäft am Morgen verrichteten. Eine Magd kommt herein, — den Schlüſſel zur blauen Stube, Herr Oberförſter! —

Sagts der Frau! antwortete der Alte lächelnd.

Die Magd ſtand verduzt da.

Sagts der Frau, ſag ich! ſagte der Förſter noch einmal.

Die Magd ſah ihn ſtarr an.

Nun? ſagts doch der Frau! da ſizt ſie ja groß genug! Er zeigte auf Minchen.

Die Magd drehte ſich jezt ſchalkhaft zu Minchen, und ſagte: Frau, den Schlüſſel zur blauen Stube!

Mit einem lauten Freudengeſchrei ſprangen beide auf, und gaben den Schlüſſel.

O Minchen! rief Ludwig und drükte den erſten leidenſchaftlichen Kuß auf Minchens Lippen. Minchen errödthete zum erſtenmale bei Ludwigs Kuſſe. Sie zitterte, ſie drükte den Jüngling zum erſtenmale heimlich an ihre Bruſt, ihre Bruſt ſchlug hoch.

Der Alte lachte laut auf, allein die fröhliche Geſchwäzigkeit der Kinder war vorbei. Ludwig ſaß ſtill, und betrachtete Minchen, Minchen glühete wie eine Roſe, und betrachtete mit einem trunkenen Auge ihren Ludwig.

Dummer Streich! brummte der Alte vor ſich,

und ſtopfte eine neue Pfeife, und ſchwazte ſo mancherlei, ſo viel Intereſſantes, daß es ihm endlich gelang, die alte Stimmung der Fröhlichkeit bei beiden wieder hervor zu bringen.

Allein beim zu Bette gehen glühte Minchen wieder, und konnte kaum vor Zittern die Lampe halten, Ludwig ſah ihr ſtill nach, und gieng noch eine Stunde in Garten, bis ihn der Alte von dem ungewöhnlichen Spaziergange zurük rief.

Am andern Morgen wollte Ludwig ſchlechterdings den Titel Frau wieder in Gang bringen, der Alte ſtimmte nicht mit ein, er war verdrießlich, ohne doch unfreundlich zu ſein.

Er ſchikte Minchen einen Tag ſchon früher nach ihren Eltern zurük, und ſprach halb laut zu ſich ſelbſt: mit dem dummen Streiche war bald die ganze Unſchuld hin!

Der Oberförſter ſandte ſeinen Sohn noch an eben dem Tage zu Pferde fort, einige weit entlegene Forſten zu revidiren, das Geſchäft hielt den Jüngling einige Tage auswärts; wie er zurük kommen ſollte, nahm der Oberförſter Minchen am Arm, und gieng mit ihr Ludwigen entgegen. Er leitete die erſte leidenſchaftliche Unterredung ab, und gab den Anlaß zu geräuſchvollen Spielen unter beiden, und nach einigen Tagen war die Gefahr dieſes einzigen Worts: Frau! glüklich vorüber. Sie hatte die alte Stimmung.

Der Prediger ſah von allem dieſen nichts, er

ahnete keine Gefahr, und also bereitete er auch keine; er ließ die jungen Leute machen, und er hatte in seiner Unwissenheit recht, die Natur macht nichts Böses; der Oberförster sagte ihm nichts, denn er wußte, daß, so ein Herzensguter Mann der Prediger auch war, er doch bei dem Worte Liebe in eine große Unruhe gerathen sein würde. Der Oberförster kannte das Herz, er befürchtete ein Gebot von Seiten des Predigers an Minchen, ihre Unschuld zu bewahren, und fürchtete dann für die Unschuld beider.

Aber bald hätte ein Zufall das gethan, was der Oberförster hindern wollte. Im heißesten Sommer hatte sich Minchen ohne Zweifel einmal erhizt. Sie kam zu Hause, Ludwig kam ein halb Stündchen nachher aus dem Holze. Minchen saß am Fenster, stüzte ihre Stirn in die Hand, Ludwig fragte eilig: was ist dir, Minchen?

Ich weiß nicht, mir ist so wunderlich.

Sie machte noch ein paar erleichternde Bewegungen mit der Brust, und dann ward sie schnell bleich, wie die Wand, und sank hinten über. Man sprang auf. Ludwig schrie brüllend: sie stirbt! und er hatte seinem Vater den Arm so fest gepakt, daß es ihn schmerzte.

Daß kein Arzt auf den Dörfern ist! sagte der Oberförster. Rasch war Ludwig zur Thüre hinaus, ohne Hut und Stok, und flog in der erstikendsten Hize zur Stadt. Eben so rasch in des Arztes Haus.

Ach! ach! rief er, und konnte nicht mehr. Der Arzt fragte, und nach langem Fragen erfuhr er endlich den Vorfall. Wirklich hatten Ludwigs Bitten, Flehen, und die eindringende Sprache seines vollen Herzens, seine Thränen, die Stärke, den Arzt zu bewegen, die Reise sogleich mit ihm anzutreten.

O, sie sollten München kennen, lieber Herr Doktor, Sie sollten das gute Mädchen kennnen, Sie würden sicher schneller gehn! so sprach er unaufhörlich unterwegs. Der Arzt, ein junger sehr gefühlvoller Mann, dem die ganze Scene wegen ihrer Natur sehr interessant gewesen war, gieng was er konnte; allein wer kann der Liebe folgen? —

Beide kamen endlich an, der Arzt mit den heiligsten Schwüren, nie wieder mit einem Verliebten zu gehn, und Ludwig mit heimlichen Verwünschungen der Langsamkeit seines Begleiters.

Wie sie in das Zimmer traten, so warf Ludwig mit einer unwiderstehlichen Gewalt alles vom Bette weg, wohin man München gelegt hatte, und führte den Arzt vor.

Der Arzt ergriff den Puls, der Vater wollte etwas sagen, und Ludwig gebot dem Vater des kranken Mädchens Stille. Da der Arzt mit Beobachten fertig war, so fragte nun Ludwig unaufhörlich, obs Gefahr habe? Der Arzt versicherte, nein! und Ludwig verlangte, er sollte es ihm mit einem Schwure versichern.

Nun, bei Ihrer heißen Liebe, zu dieſem ſchönen Mädchen! bei den ſchönen blauen Augen, welche das Mädchen immer auf Sie richtet, ſchwör ich Ihnen, junger Mann, es hat nicht die mindeſte Gefahr! ſagte der Arzt lachend.

Der Oberförſter lachte und brummte zu gleicher Zeit, der Prediger machte große Augen, Minchen erröthete, Ludwig hörte und ſah nichts als Minchen.

Dieſe ganze Scene hatte den Prediger ſo aufmerkſam gemacht, daß ſchon der Entſchluß bei ihm reif war, ſeine Tochter bei erſter Gelegenheit zu warnen; doch der Oberförſter nahm noch früher Gelegenheit, mit dem alten Waller darüber zu reden. Er ſagte ihm deutlich, wie er den ganzen Handel nähme; daß bei der Unſchuld ihrer Kinder nichts zu fürchten ſei, als daß ſie erführen, ihre Unſchuld ſei in Gefahr.

Beide Väter lobten ſich's nun in die Hände, ihre Kinder durch einander glüklich zu machen, ſobald nur der Burſche zwanzig Jahr alt ſein würde, und ſo lange wollte man die beiden Liebenden der Natur, ihrer Unſchuld, ihren Herzen, und ihrem Glüke überlaſſen, ohne ihnen etwas von dieſem Entſchluſſe zu ſagen, welches, wie der Förſter meinte, bei der aufgeſchobenen Verbindung, eben ſo große Gefahr habe, als eine Warnung vor Gefahr.

So hatte nun die Natur und die Liebe dieſe

beiden flekenlosen Herzen, diese beiden unschuldigen Seelen zusammen geführt, und hatte über sie, alles was die Liebe entzükkendes hat, ausgeschüttet. Kein Seufzer, keine Thräne, kein liebendes Gezänk, keine Spur von Eifersucht hatte je die reine, ewig schwebende Freude der beiden Liebenden gestört.

Kein einziges Bild der Wohllust hatte ihrer Unschuld auch nur einen Fleken gegeben. Kuß und Händedruk war das Einzige, was Ludwig und Minchen wollten. Ludwig half Minchen das Tuch zusteken, stekte ihr eine Blume vor die Brust, und sein Auge behielt den ganzen einfachen Bliz, seine Hand zitterte nicht. Er war fertig und ergriff ihre Hand, und tanzte eben so fröhlich mit ihr weiter als sonst. Er überraschte sie hundertmal im allerleichtesten Morgenanzuge, und sie ward nicht roth, sie zog sich bescheiden und verstekt an und war in zwei Minuten fertig.

Er überraschte sie einen Morgen noch im Bette, er schäkerte, er lachte, daß er sie ertappt hatte, er drükte seine Lippen auf ihre roth geschlafene Wange: „und nun frisch! Zieh dich an, Mine! ich will mich hier mit dem Gesicht an die Wand stellen.“ Er stellte sich in einen Winkel, sie warf ihr Gewand über, er sah sich nicht um; sie schlich auf bloßen Füßen hinter ihn, und hielt ihm die Augen zu.

Er tanzte mit ihr umher, dann reichte er ihr die Strumpfbänder, sie hatte sich von ihm gedreht. Während sie sich ankleidete, schwazte er von heutigem Spaziergange, sie war fertig, sie flogen beide lachend die Treppe hinab, zu den andern, die schon versammlet waren, um den Kaffee im Garten zu trinken.

Der Junge ist wahrhaftig oben auf Minens Kammer gewesen. Das ist doch gefährlich! sagte der Pastor.

So lange er so laut hinauf trappt, daß man es im ganzen Hause hören kann, daß er hinauf geht, hat's keine Gefahr! antwortete der Oberförster. Die Unschuld, so lange sie noch nicht weiß, daß sie Unschuld ist, bewacht sich selbst. Laß die Kinder, Gevatter Pastor. Ich steh für sie.

O menschliches Schiksal, aus welchen feinen unbemerkten Fäden bist du gesponnen! O Tugend, o Treue! auf welchem falschen Grunde steht ihr, daß selbst die innigste Liebe euch nicht schüzen kann! O die Thoren, welche mit stolzer Hand das Steuer ihres Lebens zu halten wähnen und von dem kleinsten Hauche der Luft an Felsen zerschmettert werden, die sie nicht ahneten!

Eines Tages standen Minchen und Ludwig auf einer Anhöhe und betrachteten die stolze Eiche, die schon seit Jahrhunderten die Zierde dieses Hügels und das Merkzeichen des Dorfes gewesen war, als der Hufschlag zweier Pferde ihre Blike zurükzog.

Vom Holze herab kamen zwei Reiter. Als sie näher kamen, erkannten sie einen Herrn mit seinem Bedienten. Der Herr ein junger Mann, von zwei und zwanzig Jahren, simpel aber sehr elegant gekleidet, in einem rothen Kollet mit blizenden Epaulets, glänzenden Stiefeln, und breiten silbernen Sporen, ritt einen sehr stolzen Engelländer, der mehr tanzte als gieng.

Als er beinahe am Hügel, wo unsre beiden standen, war, so fieng sein Pferd, von einem Sporn getroffen, an zu kourbettiren, hob sich, sezte seitwärts, und der junge Mann saß doch so sicher, hielt dennoch den Zügel so nachläßig, grüßte die beiden dennoch so artig, als ob es ein hölzernes Pferd gewesen wäre.

Ich reite doch hier recht nach Zielberg, mein schönes Mädchen? fragte der Ritter mit einer Stimme, die so hell war, wie der Ton von Silber.

Wollen Sie nach Zielberg, antwortete Ludwig, so reiten Sie näher den Fußsteig links auf der Wiese!

Der Ritter hielt sein Pferd an, es wollte nicht stehen. Steh er! sprach er stolz, und bestrafte es mit der Reitgerte. Es stand wie ein Lamm. Den Weg links? fragte er.

Den Weg links! sagte Ludwig, und Minchen hob die Hand auf und zeigte mit dem Finger auf den Fußsteig.

Ich dank Ihnen! sprach der Ritter, zog den

Hut, und dahin flog in Karriere der Engelländer, und hüllte den Ritter in eine Staubwolke.

Der konnte reiten, Ludwig! sagte München zu Ludwig: und das Pferd stand wie ein Lamm, da er sagte: steh er! Steh er! wiederholte sie noch einmal in dem spizen geschliffenen Tone des Ritters.

Höre Ludwig, seine Sprache war so wunderlich, ich weiß nicht, ich konnte nicht antworten, — und er sah mich so groß an, — und auf den Schultern die goldenen Quäste, — höre, du müßtest einmal ein solches Kleid tragen — dir müßte es erst recht schön stehen. —

Ludwig antwortete, und München fieng immer wieder von dem Ritter, seinem Pferde, und Quästen an zu plaudern, und so giengen sie endlich nach Zielberg zurük.

Am Abend erfuhren sie von dem Verwalter des großen Hauses, zu dem ein kleines Gütchen im Dorfe gehörte, daß der Ritter ein junger Drommer sei, der das Gut besehen, um es zu kaufen, daß es ihm gefallen habe, und daß aus dem Kaufe etwas werden könnte.

Das Gütchen gehörte nebst noch größern Gütern einem jungen Edelmann, der in der Residenz einen so großen Aufwand gemacht hatte, daß er gezwungen wär, dieses kleinere Gut zu veräussern.

Drommer war ein junger gebildeter Mann, der Geld genug gehabt hatte, um kein eigentli-

ches Brodſtudium treiben zu dürfen; der aber dennoch ſeine Zeit auf kleinern Reiſen, ein Jahr auf einer Akademie, und ein Jahr in der Hauptſtadt ſo genüzt hatte, daß er zu den gebildetſten Menſchen gehören konnte. Er hatte mancherlei Kenntniſſe, beſaß manche Talente, hatte ein ganz edles Herz, das wenigſtens ſich noch gern der Menſchlichkeit öfnete, und noch nicht mit der ſteinern Kruſte von Konvenienz, Perſifflage, Eitelkeit, Prunkſucht und Stolz, welche die große Welt faſt immer giebt, umzogen war.

Er ſprach franzöſiſch, engliſch, italiäniſch, ſpielte Flöte und Klavier, ſang erträglich, kleidete ſich geſchmakvoll, ritt ſehr gut, focht nicht minder, und tanzte würklich ſchön.

In einem Anfalle von Spleen, (er hatte ein Mädchen, das er heiß liebte, und dem er troz ihres geringen Standes ſeine Hand angeboten hatte; dieſes Mädchen hatte er bei ſeiner unvermutheten Zurükkunft von einer Reiſe in den Armen ſeines Friſeurs überraſcht,) in dieſem Anfalle von Menſchenfeindſchaft hatte er den Entſchluß gefaßt, in der ländlichen Einſamkeit die Betrügereien der großen Welt, und die Untreue ſeines Mädchens zu vergeſſen, und da er von dem Verkaufe dieſes Gutes zufällig gehört hatte, ſo hatte er es beſehen, und die angenehme Lage des Gutes, die Waldungen umher hatten ihn beſtimmt, das Gut auch mit einem großen Gebot an ſich zu kaufen.

Natürlich gab es zwischem dem Prediger und dem Oberförster viel von dem jungen Herrn zu reden, mit dem sie künftig leben sollten, auch die Predigerin nahm Theil daran; allein beiden jungen Leuten war der junge Herr wieder so gleichgültig geworden, als ob er nicht in der Welt wäre, ausser wenn Ludwig zu Pferde stieg, so rief ihm München wohl zu: Ludwig, hopse mal wie Drommer! allein Pferd und Ritter waren nicht zu diesem Hopsen geschaffen, Ludwig ritt ohne Sporen.

Ludwig näherte sich stark seinem zwanzigsten, und München ihrem achtzehnten Jahre, als Drommer wirklich Anstalt machte, das nun gekaufte Gut zu beziehen.

Er kam an, den andern Tag machte Drommer seinen Besuch beim Prediger. Der Prediger war im Schlafrok und Müze, wie er herein trat. Die Achtung, mit welcher der Prediger den jungen Mann empfieng, die ehrerbietige Stellung, worin der Prediger vor ihm stand, und die Müze in der Hand hielt, die Entschuldigungen, die er machte, daß er sich im Schlafroke habe überraschen lassen; die Umständlichkeit der Predigerin, die vielen Komplimente, die sie mit dem jungen Manne machte, erregten bei München, die bei dem Besuche zugegen war, eine große Achtung gegen Drommer. Er war der erste Mann, mit dem sie so viele Umstände machen sah.

Drommer nahm sich frei und sehr artig. Seine

Erzählungen, seine Bescheidenheit, seine zwanglose Artigkeit stellten bald den vertraulichen Ton, der dieser Familie eigen war, wieder her. Er schwazte viel mit Minchen, und so scheu diese auch Anfangs gegen ihn war, so ward sie doch endlich ganz natürlich, und plauderte zutraulich ein halbes Stündchen mit ihm.

Wie er fort war, so waren Vater und Mutter voll von seinem Lobe. Wirklich, ein sehr guter Mensch! sagte der Alte. O ein scharmanter Mann! sagte die Mutter, so höflich; — hat er nicht mit Minchen geplaudert, als ob es die schönste Stadtdame wäre! Minchen fühlte sich, wie die Mutter das sagte, durch Drommers Gespräch mit ihr geehrt; das erste Aufwallen der Eitelkeit war in diesem Augenblik in ihrer Seele.

Sie erzählte Ludwigen den Vorgang, und versicherte ihm drei oder viermal sehr lebhaft: Er hat mit mir wohl eine halbe Stunde gesprochen.

Am andern Tage war Minchen gerade beim Oberförster, als Drommer dort den ersten Besuch machte. Der Oberförster empfieng den jungen Herrn sehr höflich und anständig, ohne jedoch so komplimentenreich zu sein als Predigers. Drommer und der Oberförster sezten sich, Minchen stand neben ihnen am Fenster und Ludwig an einen Schrank gelehnt ehrerbietig und in der Stellung eines Menschen, der übersehen oder nachläßig behandelt wird, da; beide Arme hiengen herab; — wenn Drommer

das Auge auf ihn warf, so schlug er das seinige nieder; mit einem Worte, Ludwig war von ganzem Herzen verlegen.

Drommer fragte den Oberförster, wer ist denn der junge Mann? — Mein Sohn. — Ludwig erröthete bis an die Ohrzipfel. Er machte eine Art Kompliment. Drommer sprach mit dem Vater über Ludwig, ohne Ludwig selbst anzureden, dann sprach er einige Worte mit ihm, Ludwig antwortete stokend einige Worte. Drommer sprach mit einer Art von Superiorität, und Ludwig antwortete mit einer Art von Unterthänigkeit, und in Minchens Seele war in dem Augenblik etwas Saures. Sie erröthete, daß sie die Wärme auf ihren Wangen fühlte, sie zog die Augenbraunen zusammen, sie hustete, wenn Ludwig im Sprechen stokte.

Es ist ein guter Junge, mein Ludwig! sagte der Vater.

Das ist brav, daß Ihr Vater das von Ihnen sagt! sagte Drommer, Minchen erröthete, und das Saure in ihrer Seele ward Bitterkeit bei dem Lobspruche, den Drommer dem Jünglinge gab. Sie fühlte, daß man Ludwigen als Kind behandelte, und sie fürchtete, Ludwig möchte sie anreden, und Drommer möchte hören, daß Ludwig sie Du nennte.

Drommer behandelte Minchen hingegen sehr ehrfurchtsvoll. Er küßte ihr beim Weggehen die

Hand, ſie erröthete über und über, und wie er zur Thüre hinaus war, ſo zog ſie noch einmal die Augenbraunen zuſammen, da ſie ſah, daß Ludwig, ſelbſt wie die Thüre ſchon verſchloſſen war, ſich noch bükte. Sie war zum erſtenmale verlegen, um ein Geſpräch mit dem armen Ludwig, der aus voller Brnſt ausrief: Gottlob, daß er fort iſt!

Mir gefällt er nicht, ſagte Ludwig ehrlich.

Warum nicht? fragte Minchen kalt.

Ludwig wußte dem Mißfallen keinen Namen zu geben, Minchen vertheidigte Drommer, Ludwig blieb dabei, daß er ihm nicht gefiele, und es entſtand aus dieſem Hin- und Herreden ein Gezänk, das denn freilich bald wieder ausgeglichen wurde.

Was Drommer ſelbſt bei dem Handel dachte, mag man aus den Fragmenten einiger ſeiner Briefe beurtheilen.

ꝛc. Der Himmel weiß, daß ich hier meinen ſtillen Genuß der einſamen Natur, das Gefühl der Lebendigwerdung aller meiner Kräfte, das ſüſſe Leben meiner ſelbſt, die Schattengänge in meinen Gehölzen, und den Umgang mit dieſen Menſchen hier, nicht wieder für die Pracht, die Feſte, das Geſumſe bei den Dine's, und für das Automatenweſen der Aſſembleen geben möchte.

Spengo la ſete mia nell' acqua chiara,
Che non tem'io, che di venen s'aſperga;

E queſta greggia, e l'orticel diſpenſa
Cibi non compri a la mia parca menſa.
Così vivo in ſolitorio chioſtro,
Saltar veggendo i capri ſnelli ei cervi,
Ed i pesci guizzar di queſto fiume,
E ſpiegar gli augelletti al ciel le piume.

Dieſe wenigen Verſe haben Dir meinen Zuſtand, meine Beſchäftigungen genau bezeichnet; ich lebe hier wie ein Sokratiſcher Diogenes.

Und die Menſchen? — O Freund, was hatte ich in der Stadt? die Menſchen krazten mich, weil es ihnen juket. Wie ekelhaft wurde mir zulezt das ewige Spiel der Eitelkeit und Selbſtſucht! die ewige Sucht zu glänzen, ein Lächeln wegzufangen, eine Ergebenheit zu erringen. Ein Blik von meinen arkadiſchen Menſchen hier, iſt mir wahrhaftig mehr werth als alle eure Menſchen im Zirkel ꝛc.

Du kennſt nun meinen guten Prediger, du kennſt nun den edlen Oberförſter. Die Tochter des Predigers iſt noch zurük. Ich war ſo neidiſch mit dieſem Mädchen, daß ich anfangs willens war, gar nichts darüber zu ſchreiben. Kurz! nimm eine Gesneriſche Schäferin, oder Miltons Eva oder — denke dir die Göttin der ſanfteſten Unſchuld in der Geſtalt einer Sterblichen, und du haſt das Mädchen, das ich meine.

Sie iſt ſiebzehn oder achtzehn Jahre, hat eine Geradheit des Geiſtes, die oft die liebenswürdigſte

Naivetät ist, sie ist noch so unschuldig, daß sie ganz unbefangen mit den Epaulets auf meiner Schulter spielt. Denke nicht etwan dabei an ein Mädchen, die noch ungebildet ist. Sie hat mancherlei schöne Kenntnisse, mehr vom Oberförster, der ein sehr feiner Mann ist, als von ihrem Vater.

Ich hab es! rief ich hier aus. Es ist Recha, des weisen Nathans Recha. Das ist sie, wie sie leibt und lebt. Eben die reiche Einfalt des Geistes, eben die konzentrirte Stärke des Herzens, eben die ungeduldige Lebhaftigkeit der Einbildungskraft.

Erzähl ich, so horcht sie mit einem Gesicht, auf dem volles Interesse und die innigste Theilnahme liegt. Sie ergreift im Laufe der Erzählung meine Hand, sie trokuet das nasse Auge, und gewöhnlich erzählt sie dann ein Pendant zu meiner Erzählung aus der ältern Geschichte, mit einer so wahren Darstellung, daß ich manchmal wünsche, so die Geschichte überall gelernt zu haben. ꝛc.

ꝛc. Ich habe sie singen gehört. Ganz alte, vergessene Arten, allein mit einer so natürlichen Anmuth, daß ihre Töne bis ins Herz gehen.

Höre sie das alte Lied: die Sonne sank in Thetis Purpurschooß ꝛc. singen, und du schwörst darauf, daß du es noch nie habst singen hören als eben jezt.

Ich lese ihr zuweilen vor, und Gott weiß, wie mir jedes Buch neu wird, wenn ich es ihr lese, und mit ihr darüber rede. Du kennst meine Thorheit,

mich an irgend einen Menschen fest zu schliessen; aber hier ist der Ausdruk nichts. Mein Wesen ist das ihrige geworden. ꝛc.

Ob ich sie liebe, frägst du? Mir ist, als sollt' ich sagen, nein! und doch häng' ich an ihr mit voller Seele. Wäre ich gewiß, daß mein Gut künftig meine Welt wäre, so wäre sie mein Weib. Auf wie viel elenden Eitelkeiten ertapp ich mich oft. Sie hat alles, alles was schäzbar ist, Geist, Herz, Unschuld, Unbefangenheit; und was ihr fehlt, ist ein Monat unter den Händen eines Tanzmeisters gewesen zu sein, und diese elende Kleinigkeit macht, daß ich für sie erröthen würde.

Ich sehe sie, wie sie in einen glänzenden Zirkel hereintritt. Sie verbeugt sich. Ah, la fille gauche! hör ich ein Gänschen, die auf der Gottes Welt nichts kann als tanzen und verläumden, einem Geke zu ziscHeIn, und ich habe das Herz nicht, mir zu gestehen, daß ich das Mädchen liebe.

Laß mich! laß mich! die Natur wird siegen! und was machts, wir haben einen Tanzmeister drei Meilen von hier, er soll sie bilden und voilà la femme accomplie.

Aus diesen Fragmenten von Drommers Briefen sieht man gar leicht, daß ein schweres Wetter über den armen Ludwig heraufzog. Der arme Ludwig! Alles, alles hatte sich gegen ihn verschworen, und er selbst half so treulich an seinem Untergange mit, als ob er dazu gedungen sei.

Fehlen konnte es nicht, Minchens unschuldige Reize, die ganze liebliche Schönheit ihrer Seele und ihres Körpers mußten einen Kenner wie Drommer auf sie aufmerksam machen. Anfangs hatte Drommer gar keinen Zwek bei dem Umgange mit Predigers, als höchstens die allgemeine Neigung jedes Jünglings in der Gesellschaft eines hübschen Mädchens zu sein. Sehr bald aber war er sehr gern bei Minchen, und kurz darauf war er in einer sterbenden Unruhe, wenn er einen ganzen Tag über sie nicht gesehen hatte.

Minchen sah Drommern in ihrem Hause sowohl, als auch bei Oberförsters mit einer hervorstechenden Achtung begegnen, was Wunder, wenn sie ihm ihre Achtung ebenfalls gab. Die Aufmerksamkeit, die der junge elegante Mann ihr zeigte, und die mit jedem Tage stieg, machte ihr eine heimliche Freude.

In Ludwigs Gesellschaft war sie ganz Freude und Entzüken, ohne sich gerade Rechenschaft ablegen zu können, worüber; in Drommers Gesellschaft fühlte sie Freude und einen heimlichen Kizel, der ihr wohl that, und dessen Ursach sie sich erklärte; sie fühlte sich geehrt.

Sie liebte Ludwigen von Herzen, sie hätte das Leben für ihn dahin gegeben, sie lebte, oder wenn ich mich so ausdrüken kann, ihr Leben hatte sich vertausendfacht in Ludwigs Armen; allein sie fühlte nicht, daß dieses tausendfache Leben von Ludwig

ausgieng, und dankte ihm nicht dafür. Für das reizende Gefühl des geschmeichelten Ehrgeizes, fühlte sie, hatte sie Drommern zu danken.

Dazu kam, daß Ludwig und Drommer von ihr mit einander verglichen, gewaltig gegen einander abstachen. Sie stand in einer Ecke, und spielte mit dem kleinen Finger an ihren Lippen, und schlug ihr Auge bald auf Ludwig, bald auf Drommer.

Drommer stand da in einer nachläßigen erzählenden Stellung und sprach vom Könige, von Komödien, und dem ganzen Bettel der großen Welt. Ein simples grünes Kleid, der Kragen schmal mit Gold und blasgelb gestikt, eine gestikte atlassene Weste, gelbe seidene Beinkleider, glänzende Stiefel, braun abgeschlagen, silberne Sporen, Jabot und Manschetten von Spizen, das Haar nachläßig doch gut frisirt, das sah sie an Drommer. Ludwig hingegen in einer grünen Jake, reinlich, doch ohne Zierrath, eine gelbe Tuchweste, dunkelgelb gefärbte lederne Beinkleider, Stiefel, schwarz ohne Glanz, das Haar an den Seiten über den Ohren aufgerollt und mit Haarnadeln gestekt, ohne Puder, und nun in einer gezwungenen Stellung, oder doch ohne Anstand.

Zwar war Ludwig schlanker, sein Gesicht jugendlicher und gesunder, sein Bein fester und stärker, seine Stimme tönender und reiner; dagegen warf Drommer den Kopf oft so sprechend in die Höh, daß er größer schien wie Ludwig, gebrauchte im

Sprechen seine zarten Hände so frei und zu rechter Zeit, gab seiner Figur so viel Würde und Leben, sein Ton war so spiz, so geschliffen, so rasch, so überraschend, daß die Vergleichung der beiden allemal zu Drommers Vortheil ausfiel.

Ludwig erzählte besser und lebhafter als Drommer; allein zum Unglük nicht, wenn Drommer dabei war, oder kam er in den Zug, war er mitten im Feuer, so brachte ihn Drommer durch einen Zweifel, den er aufwarf, oder durch das Summen einer Melodie, oder dadurch, daß er ihn gar unterbrach und mit einem imponirenden Tone ein neues Geschichtchen anfieng, aus dem Texte, Ludwig erröthete, stokte, und schwieg gewöhnlich bescheiden still, weil er viel Achtung gegen den jungen Mann hatte.

Ludwig erzählte ein Geschichtchen, nannte Buch oder Mann, wo er sie gelesen, oder von dem ers erzählen gehört hatte; Drommer erzählte, und fieng jedesmal an: ich ritt oder fuhr von Berlin, oder Frankfurt nach Potsdam oder Mannheim, und da sah ich, da traf ich, u. s. w. Er hatte die Begebenheiten immer selbst erlebt. Er beschrieb die Personen so im Detail, hatte sich allemal bei der Begebenheit etwas vorzuwerfen, das ihn noch jezt reuete; daß seine Geschichtchen und er selbst, jedesmal an Interesse gewannen.

Ludwig und Minchen plauderten, eins hörte

das andre an, ſie machten beide ihre Reflexionen, und dieſe waren gewöhnlich eins. Sie ſahen die Dinge faſt immer aus einem Geſichtspunkte, ſie ſchwazten darüber, das war alles.

Mit Drommer war es ein ganz anderes. Er behauptete im Geſpräch mit Minchen etwas auffallendes, wußte unvermerkt Minchen in einen Streit darüber zu verwikeln. Man ſprach darüber hin und her. Man gab hier nach, dort vertheidigte man ſich deſto heftiger. Man verglich ſich am Ende, jedes gab etwas nach, man ward eins, Drommer küßte Minchen die Hand, und verſicherte, daß er in jeder Unterredung mit ihr etwas lerne.

Minchen fühlte, daß ſie nicht blos mit Drommer ſchwazte, ſie gewann durch einen Streit dieſer Art allemal am Gefühl ihres eigenen Werths.

Ludwig ſaß am Klaviere und ſpielte ſeine Arie und Minchen ſang dazu. Ludwig ſpielte gewiß ſehr richtig und mit Gefühl. Die Singſtüke waren kleinere Lieder, das einzige von größern, was beide hatten und ſangen war von Rolle die Kantate auf die Wiederkunft des Königs 1763 aus dem Kriege.

Der Schlußchor: Silberbach, rauſchte dieſes Lob uns nach u. ſ. w. war des alten Wallers Lieblingsmuſik. Minchen und Ludwig ſangen es beide gewiß ganz gut. Die Kadenze auf Pan ſchien ihnen oft lächerlich, ſie ſangen ſie indeß ſo gut ſie konnten. Beider Stimmen waren rein und natürlich, und wenn Ludwig ſpielte oder ſang, dann fühlte

Minchen gewiß in jeder Nerve Liebe, die innigſte ſchwärmeriſcheſte Liebe gegen Ludwig.

Drommer hatte, ſo lange er da war, das Klavier noch nicht angeſehen. Oberförſters und Predigers waren einmal bei ihm. Man beſah ſeine Zimmer; zulezt führte Drommer ſie in ſein Studierzimmer.

Sie ſpielen Klavier? rief Minchen, als ihr ein ſehr ſchönes Inſtrument in die Augen fiel. Ich klimpere ein wenig, wenn mir niemand zuhört, antwortete Drommer nachläßig, und öfnete die Thüre, die in den Garten führte.

O ſpielen Sie doch einmal, bat Minchen. Drommer öfnete das Inſtrument, und ſpielte das Blatt, das auf dem Pult lag. Es war: welche Fluren, welche Tänze u. ſ. w.

Das Inſtrument war tauſendmal ſchöner als die alten, abgenüzten Klaviere des Predigers und des Oberförſters. Minchen gerieth über den Ton des Inſtruments in Entzüken, und nicht ſowohl über Drommers Spiel, obwohl ſie beides verwechſelte. Sie bat ihn, mehr zu ſpielen, und er ſpielte lauter Sonaten oder Bravour Arien. Endlich ließ er ſich auch bereden zu ſingen. Er ſang, die Manieren im Singen, das Fallen, das nach und nach Wiederaufleben der Stimme, das Moduliren u. ſ. w. war Ihr neu.

Minchen fragte nach dem Warum, und Drom-

mer hielt ihr eine kleine Vorlesung über den Gesang, von der Minchen gar nicht viel begriff, als höchstens so viel, daß sie und Ludwig nicht sängen als sie sollten.

Um ihr den Handel begreiflicher zu machen, ließ er sie singen, er lehrte sie mit der Stimme schluchzen, die Stimme heben und sterben lassen, und ein Bravo! ein Göttlich! über das andere belohnte die Mühe des Mädchens.

Die Schönheit des Instruments bestach Minchen. Sie hielt Drommer für einen Virtuosen, und ob ihr schon die Eleganz der Zimmer des Hauses sehr gefiel, so bat sie den jungen Mann doch eifrig, ihr noch vorzuspielen. Ludwig lobte eben so herzlich das Spiel des Drommers, und da Ludwig sich niedersezte, so machte ihn Drommer aufmerksam auf die Delikatesse des Spiels, er zeigte ihm Manieren, lehrte ihn dieses und jenes, das im Grunde Kleinigkeiten waren, denen aber Drommer einen großen Werth gab.

Ludwig sang mit Drommer ein Duett. Drommer sang zwar nicht so gut als Ludwig, allein seine Manieren, die Ludwig nachahmen wollte, gaben ihm ein großes Gewicht, und Minchen sowohl als Ludwig waren von seinen musikalischen Vorzügen überzeugt.

Drommer spielte nun öfters auch bei Predigers, und wenn er ein idolo mio oder ein dolce amor sang, und dann dabei ein feuchtes Auge mit einem

Seufzer auf Minchen warf, so that das seine volle Wirkung.

Du süßer Wohnplaz stiller Freuden u. s. w. sang er mit so vielem Ausdruk, mit so bestimmtem Hindeuten auf Minchen, daß es sogar der Predigerin merklich zu werden anfieng.

Der arme Ludwig sagte zu Minchen ganz ehrlich; Minchen, ich habe dich herzlich lieb! es ihr zusingen, es ihr aus einem Buche vorzulesen, war ihm nie eingefallen.

Drommer las aus englischen, aus italienischen Büchern zu teutsch vor, las hin und wieder eine italienische Stanze, um Minchen einen Begriff von dem weichen Tone der Sprache zu geben. Er lehrte sie englisch lesen, und einige gewöhnliche Dinge verstehen, ach! und das arme Minchen hatte tausend Freude daran. Sie konnte etwas, was ihr Vater und selbst der Oberförster nicht konnten.

Shall wa walk-a little round the village? Gehen wir ein wenig ums Dorf? wenn er so fragte, antwortete Minchen mit fröhlichen Augen ihr yes, Sir! und der arme Ludwig wartete sich halb todt auf dem Holzberge, wo sie versprochen hatte, hinzukommen.

Minchen lief nicht mehr, und hüpfte nicht mehr, sie gieng anständig. Minchen war es nicht mehr gleichgültig, wie ihr Haar unter dem Strohhute saß. Eine Verwandtin von Drommer, die

ſich auf einer kleinen Reiſe dort einen Tag aufhielt, ward ihr Muſter für ihren Haarpuz.

Drommer reformirte nach und nach Minchens ganzen Anzug. Ein Glük war es für Minchen, daß dieſes nur nach und nach geſchah. Auch mit Ludwig geſchah allmählich eine Verwandlung, er zog ſich beſſer an, er friſirte ſich, und Drommer freute ſich über ſein Tagewerk von ganzem Herzen.

Minchen lebte noch immer mit Ludwig auf den vertrauteſten Fuß, indeß hatte Drommer doch eine große Superiorität über ſie, ſie theilte ſich nicht zwiſchen beiden. Nein! was ſie für Ludwig fühlte, war etwas ganz anders, als was ſie für Drommer fühlte. Ludwig hatte ihre Liebe und Drommer ihre Achtung.

Ludwig blieb anfangs ganz unbefangen bei dieſer Revolution. Indeß war ihm doch oft ſchon der Vorzug zuwider, den Minchen Drommern ſo anſcheinend gab, und dieſe widrige Empfindung äuſſerte ſich ganz beſtimmt einmal, da Minchen nach einem kleinen Zwiſte, den er mit ihr über dieſen Vorzug gehabt hatte, ſehr empfindlich ward, und auf ſein Bitten nicht wieder gut ſein wollte.

Drommer kam darauf zu, ſah die Empfindlichkeit Minchens, fragte, hörte, und ſagte: ich erſuche Sie, Mamſel, ſein Sie wieder gut mit ihm!

Minchen bot Ludwigen die Hand. Ludwig antwortete: jezt will ich nicht! und gieng davon.

Eine Kleinigkeit, die kaum der Rede werth iſt, legte den Grund zu Minchens ganzem nachherigen ſchiefen Betragen.

Drommer und Ludwig waren bei Minchen im Zimmer. Eine Magd gieng eilig durch das Zimmer. Hör ſie, mein Kind, ſagte Drommer: geh ſie mir ein Glas Waſſer!

Die Magd ward roth, gieng, und brachte auf einem Teller ein Glas Waſſer, und präſentirte es mit Scheu Drommern.

Ludwig ſagte in dem Augenblike: bringe ſie mir doch auch eins.

Trozig antwortete die Magd, die ihn als Kind noch gekannt hatte: Ei, ich habe keine Zeit; in der Küche iſt Waſſer! und gieng hinaus. Ludwig erröthete und war verlegen. Minchen glühte wie eine Fakel, ſie ſprang haſtig hinaus, und es war das erſte mal, daß ſie einer Magd unartig begegnete. Die Magd kam mit Waſſer herein; allein Ludwig hatte in dieſem Augenblike entſezlich bei Minchen verloren.

Die ſcheue Ehrerbietung der Magd gegen Drommer, und die nachläſſige Unhöflichkeit gegen Ludwig machte, daß ſie ſich zum erſtenmale vor Ludwigen ſchämte.

Hundertmal hatte das ſo kommen können, hundertmal war es ſo gekommen, ohne daß ſie es beobachtet hatte; aber hier, in Drommers Gegenwart, der durch ein kleines Lächeln doch zeigte, daß er es

gehört habe; es war unerträglich. Minchen wünschte sich unter die Erde.

Sie konnte den ganzen Abend nicht ihr Auge auf Ludwig schlagen, ohne es theils aus Schaam, theils aus Unwillen zu verfinstern. Diese kleine unbedeutende Begebenheit mit dem Wasser brachte Minchen zu Ueberlegungen, zu Vergleichungen, zu Wünschen, in denen Drommer sehr hervorstechend figurirte, und in denen Ludwig nur au fond du théatre erschien.

Nach und nach kamen denn noch tausend Kleinigkeiten bei Drommer zum Vorschein, die er aber sehr geltend zu machen wußte. Man gieng eines Abends in Drommers Garten umher. Minchen rief gegen das Haus, das ein ziemlich deutliches Echo machte.

Drommer lief hinein, holte eine Flöte, das Echo wiederholte die Flötentöne. Er wollte eben die Flöte wieder hineintragen, als ihn Minchen bat, doch zu blasen. Er blies; der stille Sommerabend, der helle Himmel, das Duften der Blüthen, das nahe Rauschen des Teichs, der Schlag der Nachtigall, und dazu nun der Gesang der schönen Flöte, die Drommer ganz gut blies. — Minchen war entzükt, Minchen lehnte sich vertraulich an Drommer, an dessen linker Seite sie saß, an, und drükte Ludwigs Hand an ihren Busen; sie saß zwischen Beiden in der Mitte.

Drommer konnte kaum fortspielen, so entzükt

ſchlug ſein Herz bei Minchens vertraulicher Lage. Er wünſchte Ludwigen ins Pfefferland, und Ludwig war ſo voll, ſo bang, er wäre gern zu Minchens Füßen niedergeſtürzt, wenn nicht Drommer da geweſen wäre, und ſicher hätte Minchen Ludwigs Entzüken getheilt, wann nicht Drommer da geweſen wäre.

Alle Vollkommenheiten Drommers hatten ſich nun gezeigt, und der Mann hatte den Kunſtgriff von dem, was er am fertigſten wußte, als Kleinigkeit, und von Kleinigkeiten als wichtigen Dingen zu reden. Kunſtgriff? wohl nicht, allein Gewohnheit; er dachte dabei an nichts Böſes.

So vielen Geſchmak Minchen an Drommers Geſellſchaft empfand, und es war nicht wenig, weil ihre ganze Eitelkeit dabei im Spiele war, ſo groß auch die Achtung war, die ſie gegen ihn fühlte; ſo hatte doch Ludwig nichts von ihrer Liebe, aber wohl von den vertrauten Aeuſſerungen ihrer Liebe verloren.

Anfangs äuſſerte ſich Ludwig ſcherzhaft darüber; da aber Minchen darauf nicht merkte, ſondern in eben dieſen Augenbliken Ludwigen rieth, ſich nach Drommer zu bilden; ſo ward Ludwig nach und nach empfindlich.

Es kam unter beiden zu kleinen Zwiſtigkeiten, zu empfindlichem Wortwechſel. Minchen that einige Tage böſe, Ludwig bat um Vergebung, oder Ludwig ward böſe und Minchen bat um Vergebung.

Eine herzliche Versöhnung, in der beider ganze Liebe allein sprach, endigte diese trüben Zwischenräume allemal.

In dieser Zeit fiel die Geschichte mit dem Glase Wasser vor, und von da an, hatte Ludwig mehr Mühe als sonst, sich Minchen zu versöhnen. Sie war jezt empfindlicher als sonst, sie behandelte ihn oft nachläßig. Ludwig schwärmte dann drei Tage in den Forsten umher, und Minchen in den drei Tagen dem, den er auf einer Ungerechtigkeit ertappte.

Was vollends diesen kleinen Hezereien einen widrigen Schwung gab, war eine kleine Begebenheit, die in dieser Zeit vorfiel. Drommer gab seinen Leuten ein Tanzfest, er hatte dazu Predigers und Oberförsters eingeladen, und eröfnete den Ball mit Minchen. Er tanzte so schön, daß Ludwig ihn zum ersteumale beneidete, und eine bittere Empfindung in seinem Herzen aufwallen fühlte.

Indeß nach und nach verlor sich die Schärfe der Empfindung, und er gieng mit einem freundlichen Gesicht zu Minchen: nun Minchen, willst du mit mir tanzen?

Ja, von Herzen gern, lieber Ludwig! —

Ludwig stand mit ihr an einem Fenster, hatte ihre Hand gefaßt und schwazte mit ihr von dem Vorzuge, den sie Drommern gäbe, und Minchen machte ein finsteres Gesicht.

In dem Augenblike kam Drommer und sagte:

nun, noch einen Tanz, ich will Sie noch eine ſchöne Tour lehren!

Minchen zog ihre Hand aus Ludwigs Hand, und antwortete Drommern freundlich: o ja, wenn Sie wollen! und gieng mit Drommern auf den Plaz.

Das arme Mädchen glaubte, ſie wäre das dem Wirthe des Hauſes ſchuldig. Sie dachte an nichts arges. Ludwig aber war Feuer und Flamme. Er nahm das hübſcheſte Mädchen, in der Abſicht recht ſchön mit ihr zu thun; allein ſeine Wuth ſtieg während des Tanzes ſo hoch, daß er ſeine Tänzerin verließ, und ſchluchzend und wie raſend dreimal den Garten durchlief.

Wie er wieder hinein kam, trat Minchen auf ihn zu, und fragte ihn, ob er mit ihr tanzen wollte.

Nein! antwortete er trozig.

Was fehlt dir, Ludwig?

Er ließ ſie ſtehen und gieng mit einem halbverächtlichen Geſichte.

Minchen, die ſich nichts bewußt war, nahm das bitter übel, und um den Trozkopf zu beſtrafen, nahm ſie ſich vor, recht freundlich mit Drommer zu ſein.

Sie war es, und Drommer nahm es für Liebe, und ſchwamm in einem Meere von Entzüken.

Drommer zog ſie in eine Ecke, und erklärte Minchen ſeine Liebe, in allen den ſtolzen Phraſen unſerer Romane.

Minchen begriff zwar wenig von dieſer transzendentellen Sprache; allein da Ludwig in der Nähe war, ſo antwortete ſie freundlich, drükte Drommern die Hand, litt es, daß er ſie umfaßte, und da Drommer ſie fragte: darf ich mit Ihren Eltern reden? ſo begriff das unſchuldige Mädchen noch weniger, was ihre Eltern bei dieſem ganzen Geſpräch zu thun haben könnten, und antwortete freundlich: recht gern!

Bei Ludwigen war aber kein Wort auf die Erde gefallen. Er verſtund, was Drommer wollte, er hörte, was Minchen antwortete, er knirſchte mit den Zähnen, ſuchte ſeinen Hut, und gieng ihn den ganzen Weg mit den Händen zerknitternd und mit den Zähnen zerreiſſend nach Hauſe.

Der alte Oberförſter, der ſchon früher heim gegangen war, ſah die innerliche Wuth des jungen Menſchen und ſchwieg. Schon lange hatte er die kleinen Mißhelligkeiten zwiſchen beiden jungen Leuten geſehn, und hatte geſchwiegen.

Der Prediger erinnerte ihn einige male, daß Minchen und Ludwig nun den Zeitpunkt, der zu ihrer Hochzeit ehemals beſtimmt war, erreicht hätten.

Gevatter Prediger, ſagte der Oberförſter, wenns noch ſo wäre als damals, ſo möchte es ſein. Ich möchte gern Ludwigen ſo glüklich ſehn als Minchen. Es giebt jezt bei beiden Sturmwetter. Ueberſtehen ſie das, dann können wir Alten beide uns

ruhig auf unſer Sargkiſſen legen, dann ſind ſie geborgen; aber, aber — er ſchüttelte den Kopf.

Laßt uns noch eine Zeit es anſehen. Zur Hochzeit iſt es immer noch Zeit, laß den Wein erſt gähren! Was denn überbleibt, iſt geſund für Seel und Leib.

Der Prediger begriff zwar davon nichts; allein ſchon längſt gewohnt, dem Oberförſter in allem zu folgen, ſchwieg er eine Zeitlang; doch da er mehrere male davon anfieng und der Oberförſter immer räthſelhafter ſprach, ſo glaubte er, der Handel ſei dem Oberförſter leid geworden. Er ſchwieg davon.

Ludwig war dieſen Abend tobend, er gieng im Garten auf und ab, ſprach mit ſich ſelbſt, zerbrach eine Bohnenſtange mit einer großen Heftigkeit, die ihm in den Weg kam, und fochte mit den Stüken, wie ein Unſinniger.

Nach einer Stunde kam er herein. Sein Vater redete mit ihm, führte nachläßig das Geſpräch auf den Wankelmuth der Menſchen, und Ludwigs bittre Sentenzen über dieſen Punkt, belehrten den Oberförſter über den Vorfall.

Man legte ſich nieder; der Oberförſter voll Sorge für Ludwig, Ludwig voll Verdruß und Wuth auf Drommer und Minchen.

Am andern Morgen kam Drommer, dem Prediger ſeinen Antrag zu thun, da Minchen eben zu Oberförſters gegangen war, Ludwigen den Kopf zu

waſchen, daß er früher weggegangen ſei vom Tanze als ſie. Ludwig war ſchon vor Sonnenaufgang in den Forſt gelaufen.

Höre, liebe Mine, fieng der Oberförſter an, und ſezte ſich zu ihr, und hielt ſie vor ſich: der Drommer iſt ein lieber Mann. — O gewiß, Väterchen, das iſt er.

Und hat dich ſehr lieb?

Das glaub ich auch, allein wenn ich nur ſo alles das könnte, was ein Mädchen ſo wiſſen muß. Ich fürchte mich immer vor ihm, wenn ich einen kleinen Fehler mache.

Fürchteſt du dich auch vor Ludwigen?

O nein, gar nicht. Aber daß Ludwig ſchon fort iſt, das iſt mir ärgerlich. — Ich weiß nicht, wie der Ludwig jezt iſt, immer ſo mukiſch. —

Vielleicht hat er dich nicht mehr ſo lieb, als ſonſt.

Minchen ſah mit großen Augen den Oberförſter an, und fragte langſam: was?

Ich ſage, Ludwig hat dich nicht mehr ſo lieb, als ſonſt.

Nicht? ſagte Minchen, und ſezte dann weinend hinzu: was thue ich ihm aber? — Aber das iſt nicht wahr, ſagte ſie nach einem kleinen Bedenken, und wiſchte ſich die Augen. Nicht wahr, es iſt nicht ſo? Ludwig hat mich lieb.

Wenns nun aber wäre?

O ich glaube, ſo müßte ich ſterben.

Der Oberförster streichelte ihr lächelnd die Wange, und sagte: es ist alles gut, mein liebes Kind. Euer Mund belügt euch, eure Herzen reden wahr. Geh nach Hause, Minchen. Es wird bald alles gut sein.

Drommer hatte indessen bei Minchens Eltern seinen Antrag angebracht. Der Prediger hatte nicht ja und nicht nein gesagt. Man dankte ihm für die Ehre des Antrags, und versprach es in Ueberlegung zu nehmen, sagte ihm aber zugleich, daß Minchen schon halb und halb versagt sei. Drommer rieth auf Ludwigen und man bekannte auf ihn.

Drommer behauptete, daß Minchen ihm ihr Herz gegeben habe und um seinen heutigen Schritt wisse so gieng er.

Jezt fiengen beide Eltern über den Antrag an zu reden. Der Prediger berührte des Oberförsters zweideutige Kälte in Absicht der Verbindung Minchens und Ludwigs; die Predigerin hielt sich besonders bei den guten Umständen Drommers auf, und beide waren wenigstens darüber eins, daß, wenn die Sache gienge, es ein Glük für Minchen wäre.

Geh zum Gevatter hinüber, sagte die Predigerin, und rede mit ihm. — Das will ich thun! sagte der Prediger, faßte seinen Schlafrok zusammen, schob die Müze über die Stirn und gieng hinüber.

Minchen war schon fort und in Gedanken gegen

dem Wald hinaufgeschlendert, da ihr Vater zu dem Oberförster kam.

Der Prediger erzählte dem Oberförster Drommers Antrag, und fragte, was dabei zu thun sei.

Hm! meinte der Oberförster: die Sache wäre nicht so eilig; man sollte den jungen Leuten ihren Willen lassen, er stände dafür, daß Minchen sowohl als Ludwig ihres Handels eins wären.

Minchen nicht! sagte Waller, Minchen hat Drommern ihr Ja schon halb und halb gegeben.

Ist nicht wahr! brummte der Förster: das lügt Drommer. Minchen giebt Drommern ihr Wort nie. Minchen liebt Ludwigen.

Ludwig trat in diesem Augenblik mit einem Armensündergesicht in die Thüre, und warf seine Büchse in einen Winkel.

Ludwig! hob der Oberförster sogleich an, wie er herein trat: Ludwig, Minchen soll deine Frau werden.

Ich will sie nicht! sprach Ludwig kalt und bitter.

Die beiden Alten standen bei dieser Antwort wie ein paar Steine.

Bursche, was steht dir im Kopfe? Minchen, Pastors Minchen.

Ich will sie nicht! antwortete Ludwig mit doppelter Heftigkeit.

Aber um aller Welt willen, Ludwig, warum nicht?

Weil, weil — ich sie — verachte — tief — tief — verachte, und nun gieng er zur Thüre hinaus.

Der Förster war aus aller Kontenanze, in Gegenwart von Minchens Vater das zu hören. Es war arg, sehr arg.

Der Prediger sah aus einem Winkel der Stube in den andern. Der Bursche ist toll! rief der Oberförster, und sprang hinaus seinem Sohne nach. Der Prediger stand einige Augenblike noch allein, schüttelte den Kopf, und gieng endlich auch hinaus zu seiner Frau, die schon neugierig am Fenster stand, und auf ihn harrte.

Ich habe mir einen Aerger geholt von Oberförsters! sagte er hereín tretend und ein wenig heftig, und bemerkte nicht, daß Minchen hinter der Stubenthüre saß und mit einem Tuche die Augen troknete.

Minchen war gegen das Holz hinaufgeschlendert, und erblikte von weitem Ludwigen, der zurük kam: Ludwig! Ludwig! rief sie ihm entgegen. Ludwig sah auf, erblikte sie, grüßte sie mit einer höhnischen Verbeugung, schlug einen andern Weg ein, blieb auf der Wiese bei einem Mädchen stehen, das Grummet wandte, und Minchen sah und hörte, wie er mit diesem sehr hübschen Mädchen schäkerte.

Sie erschrak, sie stand einige Augenblike ganz

ſtarr, ſah hin, als ob ſie ihren Augen nicht trauete; endlich ſchlich ſie doch ihm nach. Wie Ludwig ſie kommen ſah, erhob er ein Gelächter, und gieng ſchnell davon.

In dieſem Augenblik fielen ihr die Worte des Oberförſters wieder ein: Vielleicht liebt er dich nicht mehr! — O der Böſewicht! rief ſie laut auf, und nun gieng ſie mit ſich ſelbſt redend, weinend, und böſe den Hügel herab nach Hauſe, ſie war denſelben Augenblik in die Stube getreten, als der Vater aus Oberförſters Hauſe kam, ſonſt würde die Mutter ſchon ſie über den Antrag Drommers belehret haben.

Ich habe mir einen Aerger geholt von Oberförſters! fieng der Vater an.

Wie ſo denn, Mänchen?

Wir tragen dem Laffen, dem Ludwig, Minchen zur Frau an, und der — antwortet, ich will ſie nicht, weil ich ſie verachte!

O Jeſus! ſchrie Minchen auf, und erblaßte.

Minchens Seufzer wurde von dem aufbrauſenden Scheiten der Frau Paſtorin verſchlungen, die nun in einem unaufhörlichen Fluſſe von Ausrufen: wie? verachten? unſer Kind? der Laffe! u. ſ. w. ſich ergoß.

Minchen erfuhr denn endlich den Handel ausführlich, nur durch den Ton und die Stimme des Predigers ganz entſtellt. Ludwig ſah wüthend aus, und in dieſe Wuth miſchte ſich eine verhaltene Trau-

er, da er die Worte ſagte: weil ich ſie — tief verachte! allein wie der Prediger Minchen die Worte wiederholte, ſo machte er dabei eine höniſche lächelnde Miene, und der Ton dieſer Worte ward in ſeinem Munde ſpottend, da er in Ludwigs Munde blos grollend geweſen war.

Minchen hörte alles an, und ihr Herz war durch Schmerz, Gram, Zorn und Verdruß zerriſſen, und in dieſem Augenblike, warf ihr die Predigerin den Antrag Drommers ins Geſicht, ſprach mit ihr von Kutſch und Pferden, von ſchönen Kleidern u. ſ. w.

Minchen antwortete nichts, ſie fiel mit ihrer Phantaſie darauf, wie ſie am Arm Drommers, in Wagen mit ihm, auf Spaziergängen mit ihm die vollſte Rache an Ludwigen nehmen könnte: Sie war noch in der erſten Hize über die doppelte Beſchimpfung von dieſem Morgen, ſie ſah Ludwigen noch einmal auf der Wieſe bei dem hübſchen Mädchen, hörte ſeine Lache, hörte ihn ſagen, ich verachte ſie! und auf einmal rief ſie: ja, Mutter, ich will Drommern haben!

Während das in Predigers Hauſe vorgieng, ſprach der Oberförſter mit Ludwig. Anfangs war Ludwig nicht zur Sprache zu bringen! endlich da ihn der Oberförſter mehrere male verſicherte, daß Minchen ihn liebe, antwortete er mit einer bittern Rache: und verſichere Sie, daß ſie Drom-

mern. lebt. Ich habe ja gestern mit meinen beiden Ohren gehört.

Und was?

Ludwig erzählte seinem Vater nun, was er den Abend vorher beim Tanze gehört hatte; allein wieder mit Zusätzen, die seine Empfindlichkeit hinzufügte; er erzählte von Munchens Entzücken, bei der Liebeserklärung Drommers, von ihren süßen liebkosenden Antworten u. s. w.

Es ist nicht wahr! rief der Oberförster.

Nicht wahr, was ich gehört und gesehen habe; nicht wahr, wenn sie heut oder morgen ja sagt; nicht wahr, wenn sie am Altare stehen und getraut werden; nicht wahr, wenn sie ins Kindbette kommt! ha! ha! ha!

Ludwig, sie wird nicht ja sagen! sagte der Oberförster etwas verlegen und ärgerlich.

O wenn Drommer nur heute anhielte, wir wollten sehn! antwortete Ludwig.

Er hat angehalten.

Angehalten? fragte Ludwig und ward bleich wie Kalk, angehalten! sezte er kalt und bitter und grimmig hinzu. Meinetwegen, ich möchte sie nicht, und wenn sie nein sagte! allein sie hat ja gesagt.

O wahrhaftig nicht, Ludwig!

Sie hat! Gehn Sie hinüber und fragen Sie! Sie hat, bei Gott, bei allen Himmeln, bei meiner und Ihrer Seligkeit Ja gesagt!

Der Oberförster schüttelte bedächtig sein Haupt, gieng zur Thüre hinaus und hinüber. Der Pfarrer kam ihm entgegen vor der Hausthüre. Gevatter, sagte der Oberförster, ich habe eine Bitte an dich — oder hast du deinem Mädchen schon von Drommers Antrage gesagt?

O ja! das verstand sich am Rande.

Verstand sich nicht, Gevatter, und Minchen? — Er stand erwartend.

Hat eingewilligt!

Eingewilligt? — Gevatter! — Ihr habt sie beredet!

O wahrhaftig nicht! Sie hat freiwillig ja gesagt, und mit Freuden ja gesagt. Willst du es von ihr selbst hören: —

Minchen trat eben heraus.

Minchen, fragte der Vater: hast du nicht zu Drommer ja gesagt?

Ja! antwortete Minchen. Ich will Drommern und keinen andern! — und so gieng sie über die Hausflur.

Nun, so ist der Teufel denn ganz los! sagte der Oberförster böse und bitter, so wollt ich, daß den Drommer der Vogel Greif auf die Alpen geführt hätte! Adieu, Gevatter!

Ludwig stand an der Stubenthüre, und fragte finster: nun?

Du hast Recht, Ludwig. Ich wollte den Drommer holte — Jezt sah er, daß Ludwig blaß:

war wie ein Verzweifelnder. Ludwig! rief er: mein Sohn!

Ludwig faßte seines Vaters Hand, und ein warmer Strom von Thränen bedeckte sie, und schluchzend sagte er: O Vater, Vater, die Menschen sind Ungeheuer!

Der Oberförster tröstete seinen Sohn, und wollte ihm Hofnung machen; aber wild und ungestüm warf Ludwig alle Hofnungen von sich, und sein Mund stieß die fürchterlichsten Eide aus, nie wieder an Minchen zu denken, auch wenn sie sich ihm jezt reuevoll zu Füßen würfe.

Der alte Mann war zu bedauern. Er fühlte, daß er die ganze unglückliche Wendung hätte vermeiden können, wenn er anders verfahren wäre, er gieng in ein entferntes Zimmer und weinte in einem Fenster helle Zähren. Er hielt alles verloren, weil er alles so für Ernst nahm, wie es ihm Ernst schien. Er glaubte Minchen habe der glänzenden Umstände Drommers wegen eingewilligt ihn zu heirathen, und so schien ihm das Lied zu Ende.

Die Predigerin erhielt Mittags Minchens Phantasie in einem ewigen Wirbel. Sie erhob Drommers gute Eigenschaften bis an den Himmel, und sezte Ludwig bis in die Hölle herab. Minchen war überall Drommern nicht abgeneigt, und die Bilder von Drommers Wohlstande, von dem Ueberfluß, in dem sie leben, von der Eleganz, die sie künftig umgeben sollte, würkten auf

Minchen mit aller Kraft; allein immer sah sie doch nur alle die schönfarbigen Bilder, welche die Mutter wählte als Mittel an, sich an Ludwigen zu rächen.

Sie warf nie einen Blik auf die Minute, wo sie Drommers Frau werden sollte; sicher hätte sie da zurük gebebt, und die Liebe würde sehr bald alle die schönen Bilder ausgelöscht haben; sie sah sich nur immer schon als Drommers Frau, oder vielmehr dachte sie nur, daß Ludwig es glauben sollte, sie sei es, und sie weidete sich an seinem Verdrusse.

Nach Tische kam Drommer die Gasse herauf, die Mutter, die ihn sah, gieng wie von ohngefähr vor die Thüre, da eben Drommer vorübergehen mußte. Drommer redete die Predigerin an, ein Wort gab das andere, und die Predigerin konnte es dem jungen Manne nicht verschweigen, daß Minchen zu seinem Vorschlage ja gesagt habe.

Drommer trat nun hinein. Armes Mädchen, wo ist nun dein Triumph, wo deine Rache? — Minchen stand bebend, sie glaubte zu vergehn, da sie Drommern sah, der ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen drükte. In dem Augenblik schrie ihr ganzes Wesen mit tausend Stimmen: ich liebe Ludwig! und das arme furchtsame Mädchen wagte kaum einen Seufzer entschlüpfen zu lassen, mit dem sie den Widerwillen andeutete, den sie gegen jeden andern Mann in der Welt hatte.

Wie wollte sie jezt nein sagen, einem Manne, den sie unbegränzt achtete, den sie fürchtete. Ihre Mutter drang auf sie ein, Drommer bestürmte sie, der Vater betrachtete sie lächelnd. Alles war gegen sie. Ihre Natur empörte sich, ihre Lebenskräfte waren in Aufruhr, ihr Herz war zerrissen, eine entsezliche Angst faßte sie, sie ergriff ihres Vaters Schlafrok, sah mit dem wehmüthigsten Blike zu ihm hinauf. Der Vater ergriff ihre Hand, Drommer näherte die seinige, der Vater legte ihre Hand in Drommers Hand, sie ward blaß, o du mein Gott! rief sie bestürzt.

Sind Sie mein, bestes Mädchen? fragte Drommer. Sage doch Ja, Minchen! sprach die Mutter. Liebes Kind, Gott mag euch beide segnen! sagte der Vater, und Minchen das arme, unglükliche, gedrängte, bestürzte Mädchen sagte in dieser Verwirrung, ohne zu wissen, wo sie war, was sie sagte: Nun Gott! ja! ja!

In dem Augenblike hatte sie einen brillantenen Ring auf dem Finger, einen warmen Kuß auf ihren Lippen, ihres Vaters Hand auf ihrem Haupte, und ihrer Mutter wortreiche Gratulation um die Ohren. Es summte ihr vor den Ohren, ihre Knie wankten, sie sah, sie hörte nichts mehr, sie sank in ihres Vaters Arme, und lag da in tiefer Ohnmacht.

Als sie sich erholt hatte, redete man auf sie ein, man scherzte, man erzählte, sie konnte zu keinem Ge-

danken kommen, und alles was sie fühlte war eine bodenlose Angst, alles was sie dachte war das Wort: Ludwig!

München, München! wo ist nun der stolze Blik, den du auf Ludwig an Drommers Arm schiessen willst? Wo ist nun die kalte nachläßige Miene, die du machen willst, wenn Ludwig dich mit Drommer sieht? das arme Mädchen sizt da, mit dem Gesichte einer Todesverbrecherin, und wagt es nicht ans Fenster zu gehen, aus Furcht Ludwigs Auge möchte sie erbliken.

Sie gieng auf ihre Kammer, da rang sie die Hände, da weinte sie aus voller Brust, da warf sie sich auf ihr Bette mit dem Gesicht, und schluchzte, daß sie von Steinen hätte Mitleiden erpressen müssen. Sie legte den Ring in ein Schächtelchen, und schob es tief unter ihr Bette, sie lauschte um das Fenster hin, ob sie Ludwigen nicht sehen würde, und trat er vor die Thüre, so fuhr sie zurük, als ob sie ein Gespenst erblikt hätte.

Am andern Morgen sandte Drommer seidne Zeuge von aller Farbe, Puz in großer Menge, und ein: o Gott! o Gott: entfuhr mit einem Strom von Thränen dem unglüklichen Mädchen. Sie rührte nichts an, und so sehr ihre Mutter auch bat, so mochte sie nichts, gar nichts sehen.

Kam Drommer, so zwang sie sich so gut sie konnte; die Furcht, die Achtung, die sie gegen ihn hatte, gaben ihr eine leidliche Haltung. Jeden

Kuß, jeden Druk der Hand, jede Umarmung duldete sie, ohne sie zu erwiedern. Sie duldete wie ein Lamm unter dem Eisen seines Scherers. Indes war sie zu keinem Spaziergange mit Drommern zu bewegen, so sehr er auch flehete, so ernsthaft auch die Mutter es ihr befahl. Ja! da Drommer sie den Tag darauf gebeten hatte, so mußten sich Vater und Mutter bequemen, mit ihr aus der Hinterthüre, und durch einen unbequemen Weg nach Drommers Hause zu gehen. Man konnte sie auf keine Weise bewegen, vorn zur Thüre hinaus zu gehen.

Die Mägde verbreiteten sehr bald die große Nachricht, daß Minchen des reichen Drommers Braut sei. Der Oberförster erfuhr es noch an eben dem Tage, da Minchen ja gesagt hatte. Eine große Thräne lief dem Alten über die Wange. Er drehete sich unwillig um, schleuderte die Thräne mit dem Finger ab, und rief seinem Sohn:

Da seze dich, Ludwig! fieng er an: wir haben mit einander zu reden. — Lieber Junge, es giebt der Dinge so viel in der Welt, die einem kontrair gehen, daß — (noch eine Thräne.)

Höre, lieber Ludwig, ich glaube, Minchen da drüben hat sich wirklich verlobt, mit dem Drommer! — Ich weiß nicht was mir in die Kehle gekommen. —

Ludwig saß ganz still, die Hände auf seine Knie

gestützt, und sah mit einem halb dummen, halb finstern Gesicht starr durchs Fenster!

Hörst du, Minchen hat sich wirklich mit Drommer verlobt, und die Hochzeit soll —

Nun ja doch, antwortete Ludwig, kalt — Hochzeit folgt allemal auf Verlobung. Was geht das mich an? oder will sie mich zur Hochzeit bitten?

Nun, geh nur, Ludwig. Ich seh es ist noch zu früh mit dir drüber zu reden. Wenn du einmal geweint hast, so will ich weiter reden.

Ludwig ballte beide Fäuste und ging hinaus, durchstrich alle Forsten, schoß, ohne ein Thier zu sehen und kam wieder ohne Pulver und Blei.

Am andern Morgen ließ der Oberförster ganz früh den Prediger ersuchen auf einen Augenblik zu ihm herüber zu kommen. Der Prediger kam, und der Oberförster redete ihn freundlich an: Hör Gevatter mich dünket, du hast einen Streich gemacht, der nicht weise ist. Ist es wahr, ist Minchen mit Drommer verlobt? —

Ja, gestern um drei Uhr!

Und warum so eilig?

Ist meiner Frauen Schuld.

Ja, wenn sie schon verlobt sind, so ist's freilich unmöglich. Hört, lieber Freund! das Ding ist nun nicht anders, ob es gleich ein schlimmes Ende nehmen kann. Ludwig liebt Minchen, und Minchen, wenn ich mich nicht sehr irre, auch Lud-

wigen. Sind ſie wirklich ordentlich verlobt, mit Ring und Ja?

Mit Ring und Ja!

Nun ſo gebe Gott ſeinen Seegen im reichen Maaße dazu. Ich gratulire, Gevatter, zwar mit einem ſchweren Herzen, aber doch mit dem Herzen. — Mein Junge, lieber Freund, muß nur ein wenig geſchont werden, darum ſei ſo gut, und komm nicht etwa hieher um eine Braut-Viſite zu machen, oder bittet mich oder Ludwigen nicht zur Hochzeit, und laß doch die Brautleute, wenns möglich iſt, lieber zu Hauſe ihr Weſen haben, als drauſſen. Ludwig iſt ein Hizkopf, ich möchte nicht, daß zwiſchen uns — Wir ſind ſchon ſeit zwanzig Jahren Freunde, und wollens bleiben, bis ſie uns dahin tragen. Thut mir den Gefallen.

Hat gute Wege, lieber Oberförſter. Geſchieht ohnehin nicht. Das Mädchen will nicht aus, nicht einmal in die Thüre, ſie geht um alles nicht einmal ans Fenſter. Und die Braut-Viſite? Meine Frau wollte zwar, aber Minchen hats rund abgeſchlagen, und ſo auch mit der Hochzeit.

Hört, lieber Paſtor, das Ding iſt nicht, wie es ſein ſollte. Bittet den lieben Gott, daß er alles Unglük abwenden mag.

Ich denke auch ſo, antwortete der Prediger, und die beiden Väter ſchieden mit ſchwerem Herzen.

Der Oberförſter nahm doch den Abend ſeinen

Sohn auf die Seite, und bat ihn, eine kleine Reiſe für ihn zu machen.

Ich ſoll fort, bis die Hochzeit vorüber iſt? fragte Ludwig kalt. O ja, ich bins zufrieden. Nun ſo nimms Pferd morgen, und reite ſo lange nach Förſters Anvalds. Du haſt ohnehin zu revidiren und bleib da, bis ich dir ſchreibe.

Ludwig ſatteite am andern Morgen ſein Pferd. Es wurde vor die Thüre geführt, ein Kerl ſchnallte einen Mantelſak mit Ludwigs Kleidern hinten auf und Ludwig gieng hinein, ſeinem Vater lebewohl zu ſagen.

Minchen hörte den Tritt des Pferdes, ſie lauſchte durch die Gardine, ſie ſah einen Mantelſak aufſchnallen, ſie vergoß einen Strom von Thränen und rang die Hände in der bitterſten aller Empfindungen. Sie ſah Ludwigen heraus treten, mit einem blaſſen und kummervollen Geſichte, ſie verhüllte ihr Geſicht wüthend in die Gardine. Wild riß ſie ſich dann los, flog ans Fenſter, riß es auf, ebm wollte ſie, Ludwig! rufen; allein Ludwig flog ſo eben davon, und ſie fühlte ſich in dem Augenblike ſo verlaſſen, ſo allein, daß ihr ein Grauen ankam.

Ludwig! Ludwig! ſo rief ſie hundertmal, den Morgen in einer dumpfen Verzweiflung. Indeß hatte die Abreiſe Ludwigs doch den glüklichen oder unglüklichen Erfolg, daß ſie jezt eine beſſere Rolle in Drummers Gegenwart ſpielte. Sie gieng jezt

mit ihm aus. Drommers Entzücken, sein Bestreben ihr zu gefallen, den kleinsten ihrer Wünsche sie abzustehlen, und ihn zu erfüllen, ehe sie es ahnete, goß doch einen Tropfen von Vergnügen in den bittern Kelch ihres Elendes.

Alles, alles hätte sie in der Welt für eine Nachricht von Ludwig gegeben, und doch hatte sie das Herz nicht, eine Magd zu fragen, warum er weggereist sei. Sie scheuete den Anblik des Oberförsters, der jezt zuweilen einige Augenblike herüber kam, wie ein Verbrecher seinen Blutrichter.

Wäre Ludwig da geblieben, oder hätte der Oberförster nur einmal unter vier Augen mit Minchen reden können, sicher hätte alles eine andere Wendung nehmen müssen. Der Oberförster war ein sehr gerader Mann, so daß er Drommer die Lage der Sache entdekt haben würde, und Drommer war so gescheut, doch wenigstens kein so gewagtes Spiel zu spielen; allein so glaubte der Oberförster noch immer, daß es Minchens Wunsch sei, Drommers Frau zu werden, und in der Meinung bestärkte ihn die Frau Pastorin immer mehr.

Ludwig war entfernt, sonst hätte bei seinem längern Dasein beider Liebe alle Schranken übersprungen. Eine einzige Unterredung der beiden, die nicht fehlen konnte, hätte den Knoten gewaltsam gelöst.

Die Zeit der Hochzeit näherte sich und der Oberförster, von man dazu gebeten hatte, gab ei-

ne kleine Reise vor, und reiste auch wirklich den Tag vor der Hochzeit ab.

Wie Minchen den Oberförster wegreiten sah, so fühlte sie sich nun so schrecklich verlassen, daß sie tobte. Sie war auf keine Weise zu bewegen, hinab zu kommen, und Drommern zu sprechen, und die Mutter wandte bei Drommern eine kleine Unpäßlichkeit, eine Grille vor, die Drommern beruhigte.

Minchen saß oben auf der Stube, eingeschlafen, und weinte, und jammerte, und rang die Hände. Bei jedem Gedanken an den morgenden Tag schauderte sie fürchterlich zusammen. So saß sie bis an Abend.

Um acht Uhr hörte sie auf einmal Ludwigs Stimme. Sie fuhr auf und ans Fenster. Ludwig stieg vom Pferde, warf einen Blik auf Predigers Haus und gieng in sein Haus.

Gott weis, welch eine Hofnung in Minchens Herz schoß, sie schlug freudig die Hände zusammen, ihre Thräne stand, sie hätte vor Freude hüpfen können. Ach wie gern wäre sie in Ludwigs Arme geflogen und hätte ihm ihre Leiden geklagt!

Der morgende Tag fiel ihr ein, sie schauderte wieder zusammen, und sah sich auf einmal wieder in der Tiefe ihres Elends. —

Ludwig hatte die Angst nicht länger ausdauren können, sein Vater hatte Minchens Hochzeittag in seinen Briefen noch weit hinaus bestimmt. Noch einmal will ich sie sehen vorher! das hatte er jede

Minute gedacht, bis er endlich sich schnell entschloß auf einen Tag heim zu reiten. Er ließ satteln, saß auf und sprengte nach Hause.

Hier erfuhr er sogleich, daß Minchens Hochzeittag morgen, und daß sein Vater auf zwei Tage verreist sei. Seine Empfindung war ein dumpfes Brüten, aus dem hin und wieder ein rascher Entschluß, wie ein Blitz aus einer finstern Nacht, hervorsprang und eben so schnell wieder verschwand.

Es war ein Herbstabend, er lief im Garten umher, und stand jedesmal am Gitter, das auf Predigers-Garten sah, still, und betrachtete den Garten, wo er so tausendmal mit Minchen gegangen war.

Er sah etwas weißes sich im Garten bewegen, er sah starr mit weit gedfneten Augen hin, er horchte mit aller Anspannung und es schien ihm als ob er seufzen hörte. Er schlich zur Thüre hinaus, über den Weg und sah — o Himmel! o Jammer! o Entzüken! — sah Minchen gehen, hörte sie seufzen, hörte sie schluchzen.

Alles war vergessen, er stürzte in den Garten hinein, Minchen lag in seinen Armen, Minchens Lippen lagen an seinen, Minchens Arm umfaßte ihn und preßte ihn schmerzlich an sich.

Ach Ludwig! mein geliebter Ludwig!

Minchen! Minchen! meine beste Mine!

Die Worte versagten ihnen, ihre Seufzer vermischten sich mit ihren Thränen, ihr lautes Jammern

des Schluchzen. Sie ſanken enge zuſammen, ſein Mund lag auf ihrer vollen und naſſen Bruſt.

Minchen! Minchen! rief er noch einmal gewaltig.

Ludwig! ſeufzte das unglükliche Mädchen, und drängte ſich von ihm ihn zu betrachten, er hob das Auge und ſie erblikten die Predigerin, die eben die Hand ausſtrekte und Minchen ergriff.

Komm, Mine! ſprach ſie befehlend: was ſoll die Kinderei? Komm herein!

Minchen verſchwand mit ihrer Mutter, und Ludwig ſtand da ſtarr wie ein Felsſtük, und ſchaute mit gräßlichen Bliken, dahin, wohin Minchen gegangen war. Er warf ſich auf den Boden, raufte ſich das Haar, brüllte vor Schmerz, und um zwölf Uhr Mitternachts gieng er erſt heim, und tobte die Nacht durch, bis er in ein dumpfes Hinbrüten gerieth, aus dem ihn erſt der helle Morgen wekte.

Minchens Zuſtand war eben ſo fürchterlich. Sie jammerte die halbe Nacht durch, und gegen Morgen gerieth ſie in einen unruhigen Schlummer, der ſie nicht erquikte.

Wie Drommer erſchien, erſchrak er heftig über Minchens Anblik. Der weiße Atlaß, in den ſie gekleidet war, ihr Geſicht wie Schnee ſo weiß, die melancholiſche Trauer, das Schmachten ihres Bliks gaben ihr das Anſehen eines überirdiſchen Geſchöpfes, nicht einer Braut.

Sie sah starr auf einen Flek, langsam rollte eine Thräne aus ihrem halb bedekten Auge.

Drommers Liebkosungen, seine Entzükungen vermogten sie nicht aus den Träumereien zu erweken, in welche sie versunken war. Sie hörte nicht, sie sah nicht. Sie begriff nichts von alle dem, was man sie fragte. Sie sah ihrer Mutter starr ins Gesicht, die ihr eine Tasse Chokolate bot, und strekte die Hand nicht aus, sie anzunehmen.

Allein wie sie den Ton der Traugloke hörte, fuhr sie auf; o du mein Gott! rief sie: nun! nun! — Sie ergriff ihres Vaters Hand, drükte sie ängstlich und seufzte: o Gott! Vater! Ein Frösteln fuhr durch sie hin. Drommer sprang hinzu: was ist dir, bestes Mädchen? — Gott weiß, antwortete sie ängstlich: nichts! — Sie drükte Drommern die Hände und sank weinend auf seine Schulter. Drommer nahm das für Liebkosung, was entsezliche Angst war.

Ihr Vater gieng in sein Kabinet, da troknete er sich das Auge, sah durchs Fenster gen Himmel, und murmelte: Gott, laß mein graues Haar mit Freude in die Grube fahren! und wende das Elend gnädig von uns ab! Er dachte an den Oberförster.

Es läutete zum drittenmale. Der Prediger sagte: nun, in Gottes Namen Kinder! Minchen fror, daß man das Stoßen ihrer Zähne hörte. Man gieng zur Kirche, Drommer trug Minchen

beinahe, denn sie war nicht vermögend zu gehen. Sie schlug ihr Auge zu Boden, da sie zum Hause hinaus trat, und hob es den ganzen Weg, und die Zeit der Kopulation nicht wieder.

Ludwig warf einen Blik zum Fenster hinaus auf den Zug, dann warf er das Fenster wieder zu, und schlug eine fürchterliche Lache auf, und lachte und weinte so eins ums andre.

Der Zug war in die Kirche gekommen. Der Prediger las mit nassen Augen die Trauformel. Drommer antwortete laut: Ja! München konnte kaum stehen, sie lehnte sich eng an Drommern an. Wie ihr Vater die entscheidende Frage an sie that, so schlug sie ihr Auge zur Deke, sie bewegte die Lippen; allein nur ein Seufzer drang hervor; sie ward mit jedem Augenblik bleicher, ihre Lippen wurden blau. Der Vater endigte schnell, und man mußte die Braut in Wagen nach Hause fahren.

So war denn aus München Drommers Frau. So war denn das Band der Liebe zerrissen, das Natur, Herz, Gewohnheit, Unschuld und die innigste Aehnlichkeit von Herz und Geist geknüpft hatten.

So war denn das Glük, das drei Menschen in einem hohen Grade genieſſen konnten, gröſtentheils zerstört!

O menschliche Tugend! o menschliches Glük! eitle Worte, ohne Gegenstand, den ihr bedeuten

könnt! Wie viel Millionen solcher Thränen mögen nicht geweint sein, wie sie Ludwig und München nun weinten! wie viel werden noch geweint werden! und der unbedeutendste Wurf des Schiksals ist Schuld daran. O gebrechliches menschliches Schiksal!

Den Tag nach der Hochzeit kam der Oberförster zurük und erstaunte seinen Sohn schon vorzufinden; und erschrak noch mehr ihn in einem so traurigen Zustande zu finden.

Ludwig saß da stumm, ohne Bewegung, mahlte mit dem Finger Züge auf den Tisch, lächelte je zuweilen, und nahm an nichts Theil. Als sein Vater in das Zimmer trat, so sah er mit einem halben Blike auf, alein sogleich wieder nieder, ohne auf seines Vaters Gruß etwas zu erwiedern.

Der Oberförster fieng tausend Gespräche an Ludwig sah ihn starr an, als ob er aufmerksam zuhörte, und lächelte ohne Bedeutung, und mahlte nieder auf dem Tische fort. Dem Vater war bange, bei der Gemüthslage seines Sohnes, er fieng also, um ihn diesem Brüten zu entreissen, von München zu reden an, er schmiegte sich in alle romantische Ideen seines Sohnes ein, und nach den größten Anstrengungen gelang es ihm endlich dem unglüklichen Jünglinge die Sprache wieder zu geben.

Das Betragen des Oberförsters war so weise,

er wußte seine Absichten mit den finstern, menschenfeindlichen Entschlüssen seines Sohnes so fein zu vereinen, daß Ludwig von der Feindschaft, mit der er alle Menschen von sich stossen wollte, seinen Vater ausnahm.

Er ließ sich gern von seinem Vater in einen Wagen paken, und nach einigen Tagen, die Vater und Sohn ganz allein mit Fahren zugebracht hatten, war der Kummer Ludwigs doch so weit gemildert, daß er nun wieder Rath annehmen konnte. Der Oberförster brachte ihn zu seinem Bruder, der eine ehrenvolle Bedienung in einer großen Provinzial-Stadt besaß, und der eine zärtliche Liebe zu seinem Neven fühlte, weil er seinen Bruder sehr liebte und selbst keine Kinder hatte.

Hier blieb der Oberförster noch vierzehn Tage, um die Krisis der Krankheit seines Sohnes selbst abzuwarten, und da er sah, daß er ihn nun ohne Gefahr der Behandlung seines Oheims überlassen konnte, so reißte er wieder zurük.

Bei seinem Oheim erhielt nun Ludwig so viel Zerstreuung, das Neue des Lebens in einer großen Stadt, die mannigfaltigen Gelegenheiten, seiner Bildung die lezte Feile zu geben, die sein Oheim ihm unbemerkt zuführte, hielten ihn von dem Gefühle seines gehabten Unglüks so fern, daß seine Misantropie nach und nach zu einem liebenswürdigen Ernst ward, und doch so nahe, daß es ihn von Ausschweifungen aller Art, von Liebeshändeln, und

von dem innigen Anschließen an ein weibliches Geschöpf frei hielt.

München war noch immer sein Idol, oder vielmehr ein Ideal, das München ähnelte, war die Göttin, an der seine Phantasie hieng.

München war nun nach und nach auch beruhigter geworden: zwar konnte sie noch Stunden lang mit gestütztem Haupte an Ludwig denken, zwar konnte sie noch in einsamen Stunden seinem Andenken Thränen weinen, zwar schloß sie oft bei den Liebkosungen Drommers die Augen, dachte an Ludwig, rief ihn mit allen Seelenkräften in ihre Vorstellung, und betrog ihren Mann, wenn sie in seinen Armen lag; allein das war nur die ersten Monate in ihrer Ehe. Drommers Güte, sein Geist, seine Talente sanken zwar von der Höhe herab, in welcher sie dieselben anfangs gesehen hatte, allein sie blieben noch groß genug, um den Tag ihrer Kopulation nicht zu verwünschen.

Sie machte denn nach gerade die Betrachtung, daß Drommer denn doch achtungswerther gewesen sei als Ludwig, sie fühlte sich nach einigen kleinen Reisen sogar durch die allgemeine Achtung, die ihr Mann genoß und sie durch ihn, für die gescheiterte Glückseligkeit, die sie in Ludwigs Arm genossen haben würde, schadlos gehalten; ja zuweilen war sie schon zweifelhaft, ob sie nicht mit Drommern glücklicher sei, als sie es in den

Armen das natürlich guten aber unpolirten Ludwigs hätte werden können.

So waren zwei Jahre hingegangen. Drommer hatte München durch Einführung in Gesellschaften und durch kleine Reisen die ihr noch fehlende Feinheit der Sitten gegeben. Sie war ein brillantes Weib geworden, das noch einen hohen Grad von Natürlichkeit hatte, und von allen Prätensionen frei war.

Der Oberförster hatte die besten Nachrichten von Ludwig durch seinen Bruder, der den Jüngling nicht hoch genug erheben konnte, er war herzlich zufrieden, und sagte dem Prediger hundertmal: laß uns Gott danken, daß alles so gut abgegangen ist! Predigers waren in dem Glüke und in der Ehre ihres Kindes glüklich. Man war zufrieden, das Wetter hatte sich um ihre Häupter weggezogen, das ihnen drohete, und der Himmel war heiter und rein.

Um diese Zeit aus, machte Drommer mit München eine Reise zu einem Bekannten, der ihn schon oft eingeladen hatte. Sie trafen dort mehrere Gesellschaft. München nahm sich so gut, daß sie den Beifall selbst der Frauenzimmer in der Gesellschaft erhielt. Die Töchter des Hauses nekten sich nach ein paar Tagen mit einigen Mädchen, die auch dort zum Besuch waren, über einen jungen Mann, den sie heute erwarteten.

Die Nekerei war so lebhaft, daß München

Theil daran nahm; man beschrieb ihr den jungen Mann, als einen reichen, schönen, wohlgebildeten, talentvollen jungen Herrn, dem sich jedes weibliche Herz gern ergäbe, und eben wie man noch von ihm erzählte, zog die Stimme des einen Mädchens: er kommt! die Frauenzimmer alle ans Fenster.

Der junge Mann war zu Pferde, simpel, doch schön gekleidet, und hatte einen fürstlichen Anstand, und die edelste schlankeste Gestalt, die man sehen konnte. Er kam die Treppe hinauf, und das Gezischel unter den jungen Mädchen nahm nun verdoppelt zu.

Die Thüre that sich auf, und Minchen hieng mit ofnen Augen auf den Mann, welcher der Gesellschaft die edelste Verbeugung machte, es sind Ludwigs Züge! dachte sie mit Erschreken, und sie hatte nicht geirrt. Es war Ludwig, sie hörte es, wie der Wirth ihm entgegen rief: tausendmal willkommen, Herr Hallberg!

Gott! rief sie leise: er ist es! und ward bleich und wieder roth, ihre Brust pochte, ihr Blut flog, sie hielt sich an einem Tische um nicht nieder zu sinken, und die allgemeine Aufmerksamkeit auf Ludwig verbarg die Verwirrung worin sie war, und gab ihr Zeit sich zu fassen.

Als die ersten Komplimente und das Gespräch des Wirthes mit Ludwig beendigt waren, warf er seine Blike rund in der Gesellschaft umher. Er er-

schrak, da er seinen Blik auf Minchen warf, die ein paar Worte mit ihrer Nachbarin sprach. Er glaubte eine treffende Aehnlichkeit mit Minchen zu finden; allein Minchen war in den zwei Jahren völlig ausgewachsen; sie war wie er sie zulezt sah, eine halb aufgeblühete Rose, und jezt eine Rose, die am Mittagsstrahl der Sonne sich völlig geöfnet hat. Dazu kamen die Kleider, die sie trug, ihr freier feiner Anstand, die Grazie, in ihrer Stellung. Sie ist es nicht: dachte er, und doch konnte er kein Auge von ihr verwenden.

Allein da er den ersten Ton ihrer Stimme hörte, glühete er über und über. Sie ist es! sie ist es! Eben gieng er in ein Nebenzimmer, und so hatte er Zeit seine Fassung wieder zu erhalten. Minchens volles blühendes Gesicht verdroß ihn, selbst der elegante Anzug war ihm zuwider. In seiner Phantasie stand sie, so wie er sie den lezten Abend gesehen hatte, bleich, die Augen voll Thränen, und weiß und simpel gekleidet. Er hielt ihre zufriedene Aussicht für Hochverrath an ihrer Liebe, und der Entschluß, sie kalt zu behandeln lag in seiner Seele.

In Minchens Seele lag Verlegenheit, Schaam, aber doch hauptsächlich die reinste Freude, ihren Kindheits Freund, ihren Geliebten wieder zu sehen, und so, so wieder zu sehen. Ihr Herz war ihm schon entgegen geflogen, da sie noch so that als ob sie ihn nicht sähe. Sie nahm sich vor, ihm auf seine Frage

ſogleich zu geſtehen, welchen zärtlichen Antheil er noch immer an ihrem Herzen habe, ja! auch wenn er ſie nicht darum fragte, es ihm zu geſtehen, ihm damit entgegen zu kommen.

Die ſchöne weibliche Seele kennt keine Prüderie, ſie öfnet ihr Herz, weil es geöfnet am ſchönſten iſt.

Ludwig fragte im Nebenzimmer den Wirth laut genug, daß es Minchen hörte, wer die Dame wäre, mit dem Roſa atlas Kleide.

Madam Drommer! war die Antwort, und Ludwig trat ſogleich aus dem Nebenzimmer hervor, gieng auf Minchen zu, ergriff ihre Hand, küßte ſie, und machte ihr ein ſehr artiges Kompliment, über ihr Wiederſehen, das aber weiter nichts als nur artig war. Er erkundigte ſich nach Herrn Drommer, ihren Eltern, ſeinem Vater u. ſ. w. Kein Zug von der alten Vertraulichkeit, Minchen betrachtete ſein Auge, um doch einen alten Blik auszuſpüren. Kein Blik den ſie kannte. Er war der artige beſcheidene Mann, der eine Landsmännin an einem fremden Orte trift, und ſich mehr ihres gemeinſchaftlichen Vaterlandes, als ſeiner Landsmännin freut.

Minchen verlor bei Ludwigs Kälte allen Muth ihr Herz zu öfnen. Sie ſchwieg verlegen, und je verlegener ſie ward, deſto feiner, deſto freier ward der Anſtand, und die Unterhaltung des Mannes.

Drömmer kam nun auch. Ludwig präſentirte ſich auch dem mit einer ſo edlen, aber kalten

Höflichkeit, daß München das Herz fühlbar schlug. Dronmner freute sich Ludwigen wieder zu sehen, und die Konversation ward nun allgemein und lebhaft.

Jezt fiengen die alten Bilder der Vergangenheit in Münchens Kopfe wieder an lebhaft zu werden, so wie Ludwig sich bewegte, oder sonst etwas that. Allein wie? wie? — Diese Bilder erhielten jezt ein so schönes Kolorit durch den gegenwärtigen Ludwig, daß München davon bezaubert war.

Die feine Urbanität Ludwigs, der lebhafte Reiz seiner Erzählungen, und dann wieder der Ernst seiner Reflexionen, die Hize, die seine Erzählungen durchwärmte, wenn er auf einen ernsthaften Gegenstand fiel; die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf Ludwig, die ihm Männer von Verdienst und die jungen Mädchen erzeigten, die Blike von beinahe allen, wenn ein anderer eine Erzählung anfieng, auf Ludwig, die ihn aufforderten, die Erzählung zu vollenden, der stolze Blik, dieses oder jenes Mädchens, der im Auge ihr leuchtete, wenn Ludwig länger mit ihr als mit andern redete; alles das gieng für Minchen nicht verloren.

Sie fühlte zu gleicher Zeit, Achtung, etwas saures, eine Art Triumph, eine Art Beschämung in ihrer Seele. Sie schwieg und horchte. Ihr Blik fiel auf ihren Mann, und dieser Blik vollendete. Ihr Mann sah eben mit einer lächelnden Miene auf Lud-

wig, der ihm etwas ſagte, und verbeugte ſich dann gegen ihn, mit einem ſo ſprechenden Geſicht voll Hochachtung, daß Minchen nicht mehr zweifeln konnte, ihr Mann und Ludwig hatten die Rollen verwechſelt.

Sie hatte Zeit genug nach und nach, und ſo langſam wie ſie wollte, Ludwig zu betrachten, und ihre Anmerkungen über ihn zu machen. Er war ein ſchöner Mann, ſeine Stellung war wahrlich königlich, ſeine Bewegungen fein, ſein Gang ſchnell und feſt, ſeine Stimme ein tiefer reiner Tenor; und bei dieſer gebieteriſchen Stellung, hatte er wieder ſo viel ſanftes, mildes im Geſicht, daß man ihn liebte und achtete, je nachdem man ihn betrachtete.

Gegen Abend ſpielte er auf dem Klavier und ſang, unter andern eins von Minchens alten Liedern. Die Rührung, welche dieſes Lied bei Minchen hervor brachte, war ſo ſtark, daß ſie ſich heimlich eine Thräne abtroknen mußte, die aus ihren Augen hervordrang.

Drauf phantaſirte er mit einer Stärke, daß kein Athem gehört wurde, ſo lange er ſpielte.

Mit einem Worte, alles was er that, hatte ſo den Stempel der Vollkommenheit, das Lob aller in der Geſellſchaft wurde ihm ſo unzweideutig gegeben, daß Minchen eine ungemeſſene Achtung gegen ihn fühlte.

Er blieb aber kalt gegen ſie, er hatte ſie den ganzen Tag über auf keine Weiſe ausgezeichnet;

nur da er abreiſte, warf er einen von den Blikken auf ſie, den ſie wieder erkannte. Sie öfnete die Lippen zu einem ſchmerzlichen Lächeln, ihre Hand hob ſich ihm entgegen, er verbeugte ſich und verſchwand.

Minchen reiſte nun auch wieder zurük, allein mit einem Wiederhaken im Herzen, den ſie nicht los zu werden vermogte. Sie hatte überall Langeweile, ſelbſt bei ihrem Manne, nur nicht, wenn ſie allein Abends im Garten ſaß und ſich ihren Träumereien überließ.

Ludwigs Oheim ſtarb indeß, und hinterließ ſeinem Neffen ein anſehnliches Vermögen, der alte Oberförſter fühlte auch nach gerade die Schwächen des Alters und ſeine Sehnſucht nach Ludwig ward ſo groß, daß Ludwig endlich zurük kommen ſollte.

Die Frau Paſtorin, die Ludwigen ſeinen Korb den er Minchen gegeben hatte, noch nicht vergeſſen konnte, freute ſich auf Ludwigs Zurükkunft, und machte ſich recht gefaßt, den Burſchen es fühlen zu laſſen, daß Minchen Madam Drommer wäre.

Und Minchen ſoll ihr beſtes Kleid anziehen, ihre goldene Uhr anhängen, ihre großen Ringe aufſteken, und ſo ſoll er ſie ſehen.

Der Triumph der guten Frau war groß, allein er ſchrumpfte doch ſchon ſehr zuſammen, da ſie Ludwigen in einem ſchönen Wagen mit vier Pferden

bespannt, und einem Bedienten auf dem Boke die Gasse hineinrollen, und vor des Oberförsters Hause still halten sah.

Die Freude des guten alten Oberförsters war unsäglich, da sein Sohn an seinem Herzen lag, und seine Freude ward noch größer, da er mit ihm redete und sich erzählen ließ.

Am andern Tage gieng Ludwig zu Predigers hinüber, und wie er in das Zimmer trat, seine Verbeugung machte, so erschrak die arme Pastorin so heftig, daß sie sich so tief verbeugte, als sie sich in ihrem Leben noch nie gebeugt hatte.

Sie vergaß alle ihre Anmerkungen, die sie machen wollte, und schüttete so eine ungeheure Menge von Knixen auf die Erde, daß der Prediger sich sogar eines Lächelns nicht erwehren konnte.

So besuchte er auch Drommers, wurde artig empfangen und gebeten die Besuche zu wiederholen.

Ludwig fühlte sehr wohl, daß er an einem Abgrunde stand, wo es schwer halten würde, fest stehen zu bleiben, er nahm sich es fest vor, nie aus den Grenzen der allerstrengsten Höflichkeit herauszutreten, und sein erster Besuch war nun so kalt steif, daß selbst manche Wendung in seinem Gespräch etwas verächtliches mit sich führte.

Anfangs verdroß Ludwigs Kälte Minchen, und sie ward in eben dem Maße, kalt und nachläßig; diese Kälte erregte Ludwigs Galle, er ward bitter.

wenn er mit ihr einen Augenblik allein war, und in diesem Tone giengs einige Monate fort.

Allein es fehlte nicht, Minchen merkte, daß Ludwigs Kälte Verstellung war. Wenn er gegen ihr über saß, und sie nicht auf ihn zu merken schien, so konnte er ganze halbe Stunden so in derselben Stellung sizen und sie betrachten. Sein Auge hieng bald auf ihrem Gesicht, bald auf ihrer Figur, bald auf ihrem Fuße unter dem Tische, und dabei stieß er tiefe Seufzer aus.

Giengen sie zusammen, so gieng er stumm neben ihr her, sein Arm zitterte, wenn sich ihre Finger um ihn hin bewegten, und den Arm ein wenig drükten. Er vermied sorgfältig das Gespräch über die vorigen Zeiten, allein bei einer Erwähnung derselben, die auch noch so klein war, heftete er sein Auge auf Minchens Auge, und schlug es dann in die Höhe.

Diese Bemerkung erregte in Minchens Busen einen wohllüstigen Triumph, und kaum hatte sie den gekostet, so lüsterte ihr auch schon nach einem größern, sie wollte das Geständniß seiner Liebe, aus seinem Munde.

Zwar war sie sich dessen nicht bewußt; mehr dran gelegen war ihr, ihre vermeintliche Untreue zu rechtfertigen, und so seine bittern Spöttereien über Weiberſinn zu endigen.

Sie kam zu keinem Entschlusse es zu thun; allein ihr Herz überredte bei weitem diesen Ent-

schluß, wenn sie ihn auch hätte fassen können. Mit jeder Stunde, die sie bei einander zubrachten, wurden beider Empfindungen gepreßter. Sie fassen, sie sahen einander an und seufzten; ein Frage, eine Antwort, und Betrachten und Seufzer, haben von Neuem an.

Ludwig stand dann auf, gieng mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rüken gelegt, und sah vor sich zur Erde. Sie legte dann ihre Arbeit nieder, und betrachtete ihn, die Wange in die Hand gebeugt, so einige Minuten, dann reichte sie ihm freundlich traurend die Hand, Ludwig ergriff sie, drükte sie, und sezte sich, und so giengen sie einen Nachmittag wohl dreimal in diesem Zirkel umher.

Schon drükten sie sich beide die Hände, wenn sie sich erreichen konnten, und es bedurfte nun nichts mehr als eines Anlasses von aussen, und die Flamme schlug hoch empor.

Ludwig gieng allemal von ihr mit dem festen Entschlusse, sie nicht wieder zu sehen, Minchen nahm sich es fest vor, am andern Tage heiter, fröhlich und unbefangen zu scheinen; Ludwig kämpfte, rang am andern Tage, und gieng doch: gehen will ich, dacht er; allein ich will sie behandeln wie eine Freundin.

Sie kamen zusammen. Ludwig war lustig, Minchen tanzte umher. Sie waren beide voll

witziger Einfälle, nach und nach nahm die Lustigkeit ab; ein Wort, eine Miene war hinreichend, die ganze Fröhlichkeit zu zerstören, und nach einer halben Stunde saßen beide wieder da, und sahen aus wie ein Paar Sterbende!

Das geht nicht gut! sagte Ludwig jeden Abend, wenn er nun den Kopf in die Hände stützte, und noch vor Bettegehen eine Stunde seinen Träumereien nachhieng.

Gott, was soll daraus werden? sprach Minchen zu sich selbst, wenn sie Ludwigen bis vor sein Haus nachgesehen hatte.

Neue Kämpfe, neue Entschlüsse, welche die Liebe jeden andern Tag richtig besiegte.

Schon näherten sie sich einander zitternd, schon betrachteten sie sich mit den zweideutigen Blikken des Miß- und Vertrauens, schon stieß Minchen oft Lu, die erste Silbe von Ludwigs Namen aus, und begrub die übrigen in einen Seufzer, Ludwig sprang schon oft auf, wenn ihn Minchen so traurend ansah, um sich ihr zu Füßen zu werfen.

Mit jedem Kampfe, mit jedem Entschlusse ihren Umgang zu endigen, standen sie einander näher, war ein Fädchen mehr fest geknüpft. Minchen zitterte vor dem Augenblike der Erklärung, und wünschte ihn, Ludwig verwünschte seine Schwäche, und wenn er am stärksten zu sein glaubte, so

riß ihn ein Blik Minchens oder ein Händedruk unwiderstehlich wieder dem Abgrunde nähen.

So gieng es einige Zeit, bis endlich der Oberförster mit seinem Sohne darüber redete. Lieber Ludwig, sprach er sanft: ich hoffe, dein Wille ist noch schuldlos, laß deine Besuche bei Drommers seltener werden, du gehst auf einem gefährlichen Wege.

Der Oberförster sprach so eindringend über die Nothwendigkeit, dies Opfer der Glükseligkeit dreier Menschen zu bringen, mit seinem Sohne, daß Ludwig sich es heilig schwur, nicht mehr hin zu gehn. Er blieb wirklich drei Tage weg, allein dafür marterte ihn diese drei Tage eine so fürchterliche Langeweile, die Unruhe, die er empfand, war so groß, daß er es für den Anfang einer Krankheit hielt. Dazu kam nun noch, daß er überlegte, was Minchen wohl zu seinem unvermutheten Wegbleiben sagen möchte; Kurz er beschloß noch einmal zu ihr zu gehn, und ihr auf ewig Lebewohl zu sagen.

Er gieng, er traf sie nach Wunsch allein. Mit einem frauenden Gesichte trat er hinein, und Minchen empfieng ihn mit eben dem Gesichte. Sie gaben sich die Hand, sahen einander an, seufzten, drükten sich die Hände und schwiegen.

Endlich fieng Ludwig stokend an, Madam Drommer zu erklären, daß dieses sein lezter Be-

ſuch ſein würde. Ich muß — muß wegbleiben, meines, Ihres Glükes wegen. Es darf, es kann ſo nicht bleiben!

Minchen ſchwieg, drükte ihm die Hand, und ſah mit einem naſſen Auge an die Deke. Ludwig wußte nichts mehr hinzu zu ſezen. Sie ſtanden beide und ſeufzten und ſchwiegen.

So ſegne Sie Gott, beſte Frau! fieng Ludwig mit einem finſtern Geſicht endlich wieder an.

Sie auch! ſeufzte Minchen, und ihre Lippen zitterten, ihr Auge ſchwamm in Thränen.

Sie ſtanden nach, betrachteten ſich. Ludwig! liſpelte endlich Minchen, und lehnte ihre Wange an ſeine Schulter.

Gott! Gott! großer Gott! — Was bin ich unglüklich! rief Ludwig, und ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib. Minchen! Minchen! rief er ſchnell, nicht wahr, du liebſt mich?

Sie drükte ihren Mund auf den ſeinigen, ſie umſchlangen ſich, ſie riſſen ſich gewaltſam von einander, Ludwig ſtürzte an die Thüre, Minchen hielt ihn auf. Er wollte ſich los winden, laß mich! laß mich! ich muß gehen!

So geh! weinte ſie, und gieng ſchluchzend ans andere Ende des Zimmers. Ludwig folgte ihr. Sie ſanken aufs Neue einander in die Arme, verſicherten ſich einander ihre Liebe, ſchwo-

ren ſich trennen zu müſſen, und blieben. Eine Magd trennte die Unterhaltung. Ludwig gieng.

Er blieb acht Tage weg. Er ſah ſie wieder, gleiche heftige Scenen jedesmal, wenn ſie ſich allein ſahen.

Nach und nach ſahen ſie ihre Liebe in einem milderen Lichte, es kamen ſchon Stunden, in denen ſie heiter bei einander ſaßen und ruhig des Glüks, geliebt zu ſein, genoſſen; allein dieſer Stunden waren doch weniger gegen diejenigen, in denen Gewiſſensbiſſe ſie quälten.

Auch fieng Minchen an, ihre Verpflichtung gegen Drommer zu bemerken, und glaubte ſich dabei ſicher zu ſtellen, wenn ſie nie gegen Ludwig das Wort Liebe ausſprach. Hundert Plane machten beide, ihre Empfindung mit ihren moraliſchen Grundſäzen zu vereinigen, deren einer noch ſpöttiſcher war, als der andere.

Bald ſollte es Freundſchaft ſein, was ſie fühlen wollten, bald etwas anders. Zärtlicher konnte kein Mädchen gegen ihren Geliebten ſein, als Minchen gegen Ludwig. Sie lag in ſeinen Armen, ſie küßte ihn, ſie glühete, ihre Wangen waren zum zerſpringen roth; allein fragte er ſie: liebſt du mich, Minchen? ſo war ihre Antwort allemal: nein! ich darf nicht!

Ludwigs Empfindung ward durch dieſen Eigenſinn, wie er es nannte, oder durch ihre Tu-

gend, wie sie es nannte, noch stechender. Er wollte die Versicherung ihrer Liebe, er fühlte kein Glük ohne diese, und Minchen marterte ihn durch ihr ewiges: ich darf nicht! so, daß er auf verzweiflungsvolle Mittel fiel, ihr das Geständniß, daß sie ihn liebe, abzuzwingen.

Wohllust war es nicht, was er gegen sie fühlte, und dennoch gab ihm diese Ungewißheit es oft ein, sie durch eine vollendete Untreue an ihrem Manne zu zwingen, ihm zu gestehen, daß sie ihn liebe.

Beider guter Genius hinderte es. Minchens scheue Tugend würde sich nach einer solchen Untreue vielleicht zu Tode gemartert haben, und Ludwig, der sie wahrhaft liebte, konnte doch nur in den Augenblikken dieser Raserei einen solchen Wunsch fassen.

Indeß konnte doch Drommern der leidenschaftliche Zustand Minchens nicht ganz verborgen bleiben. Ihre fliegende Röthe im Gesicht, das Heftige in ihren Bewegungen, das er so manchmal erblikte, wenn er zu ihr kam, und Ludwig von ihr gegangen war, machte ihn aufmerksam. Er ward eifersüchtig, allein er verbarg es unter einem Anschein von Kälte und Gleichgültigkeit.

Endlich da Ludwig einmal eine ganze Stunde bei ihr gewesen war, trat er einmal rasch in Minchens Zimmer, und fand Minchen in Ludwigs

Armen, rasend drükte Ludwig sein Gesicht in ihren Busen, Minchen glühete hochroth, und ihre Hände und Knie zitterten. Nein! ich darf nicht! rief sie eben, da Drommer die Thüre aufriß.

Beide flogen aus einander. Drommer warf einen Blik auf beide, that als ob er etwas suche, und gieng wieder.

Ludwig und Minchen waren, als wenn der Blitz sie gerührt hätte. Ihre Lage war schrekklich, sie getrauten sich kaum sich anzusehen. Ludwig griff stillschweigend nach seinem Hute, Minchen blieb verlegen am Klaviere stehen, und Ludwig gieng.

Mit Angst und Furcht erwartete Minchen Drommern. Am Abend kam er mit einem finstern Gesichte, man sezte sich zu Tische, ohne zu reden aß man; nach Tische stand Drommer auf: ich verbitte künftig alle Besuche von dem Förster, Madam! wenn dir deine Ehre nicht theuer ist, niedrige Kreatur, so ist sie mir es, weil ich das Unglük habe, dein Mann zu sein! und so gieng er, warf die Thüre, daß die Fenster bebten.

Jezt fühlte Minchen das Schrekliche ihres Zustandes. Sie war bange, und wußte nicht wovor, sie wollte eine Nachricht an Ludwig senden und wußte nicht wie. Sie schrieb diesen Zettel in der fürchterlichen Unbesonnenheit, worin sie gerathen mußte.

„Ludwig, ich darf dich nicht wiedersehen. Das

Unglük, mus ich befürchtete, ist da. Komm nicht nieder. Ich habe sehr gelitten, und werde noch leiden. Es ist alles aus, auch die einzige Freude, die ich hatte, ist mir geraubt. Leb wohl. Ihre Wilhelmine Drommer"

Sie gab das Billet einem kleinen Mädchen, es Ludwigen zu bringen, und bat das Mädchen, es heimlich zu thun. Drommer war aufmerksamer auf sie, als sie dachte. Wie das kleine Mädchen herauskam, um wegzugehen, so hielt Drommer es an, nahm ihr das Billet ab, und gerieth in eine entsezliche Wuth, da er es gelesen hatte.

Lüderliches Weib! mit den Worten sprang er wie rasend in Minchens Zimmer, und warf ihr das Billet vor die Füße. Minchen erstarrte. Gesteh Weib! rief er schrecklich.

Was, seufzte das unglükliche Weib, was soll ich gestehen? O bei Gott, bei meinem Erlöser! ich bin dir treu gewesen.

Sie wollte ihn umarmen; allein er schleuderte sie so gewaltsam von sich, daß sie taumelte, zurüksank und mit dem Kopfe auf den Tischfuß schlug, und nun sprang er wüthend zum Zimmer hinaus.

Minchen richtete sich nach einiger Zeit auf. Sie besann sich übel, der Schrek, die Angst, die Furcht, und besonders die Scham, stürmten so

auf ihre Lebensgeister ein, daß sie erlag. Schon am Abend lag sie im hizigen Fieber, und phantasirte.

Ludwig! Ludwig! war die einzige Idee, welche ihr Kopf hatte. Sie gestand ihm ihre Liebe; sie versicherte sie ihm in so starken Ausdrüken, daß ihr Mann jezt noch wüthender ward, weil alle Domestiken nun Zeugen seiner Schande waren.

Er redete so verwirrt, wie die Kranke selbst, und man mußte seine Frau beinahe mit Gewalt gegen seinen Zorn schüzen.

Die Nachricht verbreitete sich bald im ganzen Orte, daß Drommer seine Frau beinahe ermordet habe, weil er sie mit einem Manne ertappt habe: ihr Fall hatte ihr eine blutige Wunde zugezogen.

Die Nachricht kam auch nach Oberförsters. Wie? schrie Ludwig, Wie? und wüthend sprang er zum Hause hinaus und nach Drommers Hause.

Wo ist sie? schrie er fürchterlich im Hause, und stürzte in ihr Zimmer. Hier sank er über Minchen hin, und zerfloß in Thränen, verwünschte ein ums andre Drommer und sich selbst. Minchen kannte ihn nicht, sie faselte fort, rief Ludwigen zu Hülfe, nannte ihn mit den zärtlichsten Namen, sprach von ihrem Tode, und erregte noch stärker dadurch die Leidenschaft des jungen Menschen.

Der Oberförster war seinem Sohn gefolgt, und hatte eben Drommern an der Thüre getroffen, der Anstalt machen wollte, Ludwigen mit Gewalt zum Hause hinauswerfen zu lassen.

Der Oberförster und Drommer geriethen in ein lebhaftes Gespräch. Indeß der alte ehrwürdige Mann brachte Drommern durch seine edle und eingreifende Sprache doch dahin, der Leidenschaft Ludwigs für jezt nachzusehen.

Es kam zu Erklärungen zwischen beiden, welche Drommern einigermaßen beruhigten. Er sah jezt, daß er niemals, sondern allein Ludwig das Herz Minchens besessen hatte. Sein Unglük war dadurch nicht kleiner; allein wenigstens seine Wuth: und der Haß, der gegen Minchen in seiner Brust brütete.

Der alte Mann hatte seine Hand gefaßt, und benezte sie mit seinen Thränen, und bat ihn wenigstens für jezt ruhiger zu scheinen, und seinen Sohn ihm retten zu helfen.

Der Oberförster beredete auch endlich seinen Sohn mit ihm heim zu gehen. Ludwig gieng mit ihm, und da er täglich Nachricht von Minchens Zustande erhielt, da er sogar das Versprechen von seinem Vater bekam, daß Drommer seiner Frau vergeben habe, so nahm seine Wuth in so weit ab, daß man von ihr nicht mehr so ausschweifende Würkungen befürchten durfte.

Minchen besserte sich, und ihre Gesundheit wurde nach und nach wieder hergestellt, ob wohl nicht ganz. Drommer schonte ihrer zwar; allein sein Betragen war kalt, feindlich, bitter und zuweilen spöttisch. Minchen schwieg dazu, weil sie glaubte, daß ihr Mann ein Recht zu diesem Betragen habe, und fraß ihren Kummer in sich.

Die ganze Gegend war voll von dieser sonderbaren Begebenheit, die denn reichlich mit den schändlichsten Zusätzen von den geschwätzigen Herren und Damen in der Gegend ausgestattet wurde.

Minchens unvorsichtige Mutter unterhielt Minchen fast mit nichts als mit diesen Gerüchten, die auf Kosten ihrer Ehre umher liefen. Diese Kränkungen fraßen wie ein Geier in ihrem Innern.

Auch Ludwigs Zustand vermehrte ihren Gram. Der junge Mensch lebte, wie ein Einsiedler. Er sprach wenig, hatte alle Theilnahme an allem verloren, war auf keine Weise zum Ausgehn und andern Zerstreuungen zu bringen, und wenn sein alter Vater ihn mit der zärtlichsten Besorgniß fragte: Ludwig, was fehlt dir? so war seine stete Antwort: mein Grab!

Er war abgefallen, schlich wie ein Schatten umher, und wenn er Minchen zu ihren Eltern gehen sah, so kostete ihm der Anblik jedesmal einen Strom von Thränen, und doch war es das Einzige, was er wünschte.

Indeß nach und nach kam denn doch manches wieder in eine beſſere Ordnung, und der Oberförſter hatte doch ſchon wieder einen Strahl von Hofnung, beide gerettet zu ſehen, als eine Begebenheit vorfiel, die dem ganzen Handel die traurigſte Wendung gab.

Drommer fuhr mit Minchen zu einem Nachbar, wo ſie eine große Geſellſchaft trafen. Es war nach ihrer Krankheit wieder das erſtemal, daß ſie in eine gröſsere Geſellſchaft gekommen war. Wie ſie hinein trat, und die Blike aller Damen ſich neugierig auf ſie wandten, einige ſogar ſich kichernd etwas ins Ohr ziſchelten und ſie dabei anſahn, ſo wallte eine ſehr bittre Empfindlichkeit in Minchens Bruſt auf.

Indeß es war vorübergegangen. Man aß, und Minchen in tiefen Gedanken hörte weder die Hiebe welche einige keuſche Damen, den lüderlichen Weibern austheilten, noch ſah ſie die gerümpften Näschen derſelben. Drommer wünſchte ſich unter die Erde, und verfluchte in ſeinem Herzen ſeine Heirath mit Minchen.

Nach Tiſche ſtand man auf, es wurden Spielparthien gemacht. Man wollte ſich ſezen. Eine Dame die das Unglük mit Minchen zuſammengeführt hatte, weigerte ſich ſich niederzuſezen. Man fragte nach der Urſache, und auch dieſe weigerte ſie ſich zu ſagen. Minchen die ihre Karte in der

Hand hielt, fragte: aber warum ſtören Sie das Vergnügen der Geſellſchaft?

Gott weiß, Minchens Ton mochte ein wenig barſch ſein, ihre Empfindlichkeit war den Tag zu ſehr und zu oft gereizt.

Die Dame, die der Ton verdroß, antwortete verächtlich: ich ſpiele nicht mit lüderlichen Weibern.

Minchen wollte ſich halten — konnte nicht — ſie ſchwankte, ſie ſank nieder, und heftige Konvulſionen ergriffen ſie. Man konnte ſie kaum wieder zu ſich ſelbſt bringen. Man brachte ſie in einen Wagen und nach Hauſe.

Wie Minchen zurükgekommen war, nahm ſie mit einer Stärke, die man ihr kaum zutrauen konnte, ſich zuſammen, um auch dagegen gleichgültig zu ſcheinen; allein ihr Mann gab ihr den zweiten Stoß; mit einer feindlichen Bitterkeit ſagte er ihr im Vorübergehn: ich wollte, daß ich im Grabe läge. Tod iſt mir lieber als Schande!

Minchens Augen rollten wild in dem Augenblike als er dieſes ſagte, ihre Finger krampften ſich zuſammen, ihre Bruſt hob ſich fürchterlich empor, ſie ſchoß auf Drommern einen Blik voll unnennbarer Wuth und ſchwieg.

Noch am andern Tage ſchwieg ſie hartnäkig, und antwortete auf Drommers Frage nicht ein Wort, man ſah auf ihrem Geſicht, welch eine

ſtarke Empfindung in ihrer Seele kämpfte. Sie ſchloß ſich den größten Theil des Tages ein, ohne eine lebendige Seele zu ſehen, oder nur ein Wort zu ſagen.

Eine Magd redete ſie einmal an, und Minchen ſchlug wüthend mit der Fauſt nach der Magd. Sie war verwandelt, dies ſanfte Geſchöpf war eine Furie geworden. Dabei hatte ſie nun alle Abende ein Fieber, und an jedem Morgen fand ſie ſich matter, als am Abend vorher.

So wie ihre Kräfte abnahmen, ſo nahm auch die Menſchenfeindſchaft wieder ab, und ſie ſah auch ſogar ihre Eltern wieder, die ſie eine ganze Zeit nicht hatte ſehen wollen.

Endlich ward ſie bettlägrig, der Arzt verſicherte, daß ſie ohne Rettung krank ſei, und verſicherte dasſelbe auch Minchen, die ihn inſtändig um Aufrichtigkeit bat. Da ſie das wußte, lächelte ſie freundlich, und ließ ihren Mann rufen:

Drommer, hob ſie an, und benezte ſeine Hand mit ihren Thränen: Drommer, hab ich nun genug gelitten? — Haſt du nun Mitleiden mit mir? Ich ſterbe, weißt du es ſchon? — Drommer küßte ihr die Hände.

Jezt erzählte ſie ihm ihre ganze Geſchichte, und verſchwieg ihm auch nicht, daß ſie jezt Ludwigen noch mehr liebe als alles in der Welt. Ich ſterbe, ſezte ſie hinzu, und Gott ſei Dank, daß ich ſterbe! —

Ich ſterbe gern, denn ohne Ludwig iſt mir das Leben eine Laſt.

Sie ſprach ſo viel rührendes, daß Drommer in Thränen zerfloß, und einen raſchen Entſchluß faßte, ſie noch zu retten. Er gieng zum Oberförſter, und bat Ludwigen mit ihm zu München zu gehen. Ludwig folgte.

Er führte ihn in Minchens Zimmer. Hier Minchen, iſt dein Ludwig! hier liebe ihn, liebe ihn, Minchen! und Gott gebe dir deine Geſundheit wieder, und du ſollſt glüklich werden.

Ach, die Großmuth Drommers kam zu ſpät. Zwar blikte noch einmal das ſterbende Licht durch dieſes Tröpfchen Oel hell auf, allein nur noch einmal.

Ludwig ſaß an ihrem Bette, hatte ihre Hand, betrachtete ſie unaufhörlich, und Minchens Auge war ſtarr auf ihn gerichtet. Sie lächelte und Ludwig weinte.

Drommer ließ Ludwig ein kleines Bett neben ihrem aufſchlagen, und Ludwig kam nicht mehr aus dem Krankenzimmer.

Minchen ward immer matter und ſchwächer, nur ihre Liebe behielt die gleiche Stärke. Ludwig! war ihr erſtes Wort, wenn ſie aus ihrem Schlummer erwachte: Ludwig! lispelte ſie noch mit ſchwachen Lippen, wenn ſie in den Schlummer verſank.

Ich bin doch einmal noch glüklich geweſen!

hauchte sie ihrem Manne einen Tag vor ihrem Tode entgegen, da er sich nach ihrem Befinden erkundigte: Ich sterbe in Ludwigs Armen. Sie starb in seinen Armen. Man fand sie am andern Morgen tod, in Ludwigs Armen, und ihren Arm um ihn geschlungen. Ludwig lag da ohne Leben in tiefster Ohnmacht.

Drommer bedauerte sein Weib von Herzen, Ludwig gieng ein Jahr umher stumm und sprachlos. Der Oberförster starb bald nachher und sagte dem Prediger, der an seinem Sterbebette stand: Gott muß es dort auflösen, oder er ist nicht Gott. Ludwig lebte fort wie ein Automat; zu allen Geschäften untüchtig gab er sein Amt auf, und bat sichs von Drommern aus, in Minchens Zimmer wohnen zu dürfen.

Sein Kummer ist zwar leichter geworden, allein noch immer lebt er einsam, ohne Beschäftigung. Minchen erfüllt den Kreis seines Denkens, und seines Empfindens; und gewiß wird: Minchen! das lezte Wort sein, was sein sterbender Mund, vielleicht bald, aussprechen wird.

Die Gewalt der Liebe,

in Erzählungen

von

August Lafontaine.

Zweiter Theil.

Zweite mit neuen Erzählungen vermehrte Auflage.

Berlin 1799.

Die Hochzeitfeier der Samniter.

Wo die Liebe und die Schönheit des Weibes die Belohnungen ſind, welche die Geſeze den Männern ertheilen, da iſt der Mann alles, was der Staat will; Tapferkeit und Ruhmbegierde veredlen ſich am Buſen und unter der Hut der Liebe.

Dieſes war Samniums Sitte, und dieſe Sitte zwang die unbeſiegten Römer unter das beſchimpfende Joch in den kaudiniſchen Päſſen, und machte Samnium zu Roms Nebenbuhlerin. Die Liebe machte die Jünglinge Samniums zu Helden, zu Patrioten, zu edlen Menſchen: denn die Liebe war der Preis der Tugend.

Das Hochzeitfeſt der Samniter wurde jedes Jahr auf einem weiten Plaze gefeiert, der den Kämpfen der Jünglinge heilig war. Alle Jünglinge, die zwanzig Jahre erlebt hatten, verſammelten ſich an dieſem feierlichen Tage, und nun wählten ſie aus den Mädchen ſich Weiber, nach dem Range, den ihnen ihre Thaten in den Jahrbüchern des Vaterlands gegeben hatten. Welch ein Triumph für die Mädchen, ſich von den heldenmüthigen jungern Siegern gewählt zu ſehen! Welch ein mächtiger Reiz zu al-

len Tugenden für die Jünglinge, da Ruhm und Liebe der Lohn der Tugend war!

Die Samnitische Jugend erwartete alle Jahre mit einer furchtsamen Ungeduld diesen Tag. Bis zu diesem Tage sahen sich die Jünglinge und Mädchen nur unter der Aufsicht ihrer Mütter und der bedächtigen Greise in den Tempeln, und jede Vertraulichkeit war Jünglingen und Mädchen die tiefste Schande.

Ohngeachtet dieses strengen Zwangs erhoben sich dennoch heimliche Wünsche, und die Gesezе verboten diese Wünsche nicht. Auge und Herz wählten; die Religion und die heiligste Sitte hatte die Eltern zu Vertrauten dieser geheimnißvollen Liebe bestimmt; auch diese schwiegen; denn Schande bedekte eine ganze Familie, wenn der geheime Wunsch des Jünglings oder des Mädchens bekannt wurde. Dieses Geständniß des liebenden Herzens, diese geheimen Ergiessungen des zärtlichsten Gefühls in den Busen einer Mutter oder eines Vaters machte die natürlichen Bande des Bluts noch heiliger. Die Mutter war nicht nur Mutter, sie war auch die tröstende Vertraute der still liebenden Tochter, und der Sohn erzählte seinem Vater, einem ehrwürdigen Greise, von den Vollkommenheiten des Mädchens, das er liebte, und alle Herzen in der Familie kannten nur einen Schmerz und eine Freude.

Erfüllte das Schikſal diese geheimen Wünsche nicht: so flossen nur leicht zu troknende Thränen;

kein Spott traf das stille Geheimniß; man wählte aufs neue, weil es des Vaterlands Befehl war; man mußte wählen, weil Samniums weiser Gesezgeber den Eheloſen für den Störer der Ehen hielt. Die Jünglinge mußten also alle, sobald sie das bestimmte Alter erreicht hatten, an dem feierlichen Tage erscheinen, und wählen, und wenn auch ihr Herz bei der Wahl schweigen mußte.

Unter diesem kriegerischen Volke hatte selbst das Weib etwas stolzes, edles, und männliches; die natürlichen Folgen ihrer Sitten. Die Jagd war das Geschäft der Samnitischen Mädchen; sie übten sich im Bogenschießen, im Laufen und Ringen. Diese Uebungen gaben ihrem Körper eine schöne Geschmeidigkeit, und ihren Handlungen eine reizende Leichtigkeit. Eine sanfte Bescheidenheit wohnte auf der Mädchen Stirn, wenn sie ohne Waffen waren; aber jezt hiengen sie den Köcher über die Schulter, stolz traten sie daher, und aus ihren Bliken blizte ein edler Muth. Die Jünglinge hatten einen edlen starken Körper, ihr Gang war trozig, und ihre Phantasie, immer mit Bildern von Schlachten angefüllt, gab ihren Bliken eine ernste, stolze, und drohende Wildheit.

Unter den Samnitischen Jünglingen zeichnete sich besonders durch einen zarten Körper, durch ein sanftes und gefühlvolles Auge, Agatis aus, der Sohn des edlen und tapfern Telespon. Schon hatte der ehrwürdige Greis dem Jünglinge sein Schwert und seinen Schild übergeben; höre, mein Sohn,

ſagte er lächelnd zu ihm, wie er ihm die Waffen übergab; wenn ich zuweilen bei unſern Greiſen bin, ſo ſcherzt man mit dir über dich: man ſagt zum Beiſpiel, ein Weibergewand würde dir gut ſtehen; du würdeſt eine ganz hübſche Jägerin ſein. Freilich mich verdrieſt das Geſchwäz; indeß ich denke immer, die Natur wird dir das Herz eines Mannes gegeben haben, wenn ſie ſich auch mit dem Geſichtchen da verſehen hat.

Darüber ſei ruhig! antwortete Agatis ein wenig ſpiz: vielleicht wünſchen dieſe Spötter wohl noch einmal, daß ihre Söhne Männer ſein mögen wie ich. Mögen ſie mich für ein Mädchen halten, den Römern wenigſtens ſoll mein Geſchlecht nie zweifelhaft werden!

Agatis hielt Wort: in dem erſten Feldzuge bewies er einen ſo unerſchrokenen Muth, eine ſo ſtarre Tapferkeit, daß die Spöttereien zu Lobeserhebungen wurden. Die Krieger ſagten: wer hätte geglaubt, daß dieſes Mädchengeſicht ſo viel Herz hätte? Kälte, Hunger und Märſche ſind ihm nichts und er trozt mit ſeinem ſanften freundlichen Auge dem Tode ſo gut wie wir.

Einmal ſtand Agatis mit kalten Bliken unter einem Regen von feindlichen Pfeilen, und neben ihm ein junger ſehr häßlicher Samnit: ſo ſchön und ſo brav! ſagte dieſer ſpöttiſch, und eben gab die Tuba das Zeichen zum Angriff.

In dieſem Augenblik wandte ſich Agatis zu

dem Spötter: siehst du dort den römischen Adler. — Wer von uns beiden bringt ihn zurük, ich mit meinem Mädchen Antliz, oder du mit diesem häßlichen Gesicht? So sagt' er, und beide flogen in die Feinde; aber bald erschien Agatis mitten unter dem Getümmel, den Adler in der Hand.

Jezt aber näherte er sich dem Jahre, wo er Gatte und Bürger werden sollte. Die Mädchen hörten von seiner Tapferkeit reden, und sahen die Schönheit des Jünglings mit einer süssen Empfindung; sie beneideten sich um seine Blike; die schöne Zepfalide zog endlich die Blike des Jünglings auf sich.

Auf Zepfalidens Gesicht lag in der schönsten Eintracht der edle Stolz der Samnitischen Mädchen, und die rührende bescheidene Schamhaftigkeit der Jungfrau.

Die Geseze verboten es ihren Augen nicht, die Gefühle des Herzens zu verrathen, und Blike sind beredter als die Zunge, wenn man nur mit ihnen reden darf. In einem einzigen Augenblik enthüllt sich die ganze Seele der Geliebten. Ein Blik von Agatis, und Zepfalide sah seine Unruhe, seine Wünsche, seine Furcht, seine Hofnungen, und die Ruhmbegierde, mit der die Liebe jezt sein Herz entflammt hatte. Zepfalide wollte ihre Blike von ihm wenden: wider ihren Willen wandte sie ihr Auge auf ihn, und schlug es dann erst zu Boden, wenn Agatis schon über diesen Blik erfreuet lächelte.

Besonders an einem Tage machte sie den Tri-

umph des liebenden Jünglings gewiß. Lange Zeit betrachtete sie den Agatis mit einem starren, trüben Blike; dann schlug sie den Blik mit dem Ausdruk der rührendsten Zärtlichkeit gen Himmel. Götter, sprach Agatis in sich: ich habe ihre Wünsche in diesem Blike gesehen, und ich will sie erfüllen. Nein! schönes Mädchen, ich täusche mich nicht. Dein Blik der zu den Göttern sich wandte, dieser Blik flehete von ihnen mir das Glük, dich wählen zu dürfen! Die Götter haben dich erhört, ich fühle es an diesem Feuer in meiner Brust! — Allein — hier seufzte er, und schlug sein Auge unter die übrigen Jünglinge: dort stehen sie alle meine Nebenbuhler, vielleicht wirft das Glük einem von ihnen eine glänzende Handlung auf seine Bahn, und er wählt zuerst und wählt, wählt sich die reizende Zepfalide.

Diese Vorstellungen standen immer vor seiner und auch vor des Mädchens Seele. Wenn Agatis wählen kann, sagte sie, o gewiß, er wird mich wählen; nein ich kann mich darinn nicht irren; seine Seele liegt so offen in seinem Blike; denn trift er ohngefähr auf die übrigen Mädchen, und redet er auch mit einem, wie kalt, wie ruhig steht er da; allein mit mir — seine Stimme hat immer etwas sanftes und rührendes; allein wenn er mit mir redet, so dringt sie tief ins Herz, und seine Blike — o seine Blike, wie viel sagen die mir nicht? Aber wenn ich auch einem andern schön dünkte? nein ich will nur für dich schön sein, lieber Agatis! Wie ganz an-

ders ist er, als die übrigen Jünglinge! Ihre wilden Blike erschreken mich, wenn sie auf mich fallen; ich zittre, wenn ich ihr starres, troziges Auge sehe. Agatis ist tapfer; allein sanft wie eine Taube; selbst wenn er ganz bewafnet daher tritt, so liegt dennoch eine sanfte Rührung auf seinem Gesicht. Tapfer wird er sein wie ein Löwe, das weiß ich; allein wenn das Schikſal ihm hindert, wenn ein anderer als er — O Götter! sie strekte die Hände betend gen Himmel.

Zepfalide entdekte ihrer Mutter die Empfindungen ihres Herzens. O bete zu den Göttern, theure Mutter, bete zu den Göttern für den Sieg Agatis; und du beteſt für deiner Tochter Glük.

Ich weiß es, ich weiß es, er liebt mich, und auch ich — liebe Mutter — sie verbarg das glühende Gesicht in ihrer Mutter Busen. Du weißt, die Greise ehren ihn; die Mädchen lieben ihn und, o ich seh es an ihrer Röthe, an ihrem Zittern, an ihren Blikken, wenn er sich nur nähert; ein Wort von seinen Lippen ist ihnen ein Triumph.

Gut, Kind! liebt er dich, so wird er dich wählen.

O gewiß, gewiß! er wird mich wählen, wenn er nur wählen darf, aber —

Aber mein Kind, er wird doch auch an die Reihe kommen —

An die Reihe? — Ach Götter, wenn es denn nun zu spät ist? sagte Zepfalide mit niedergeschlagenen Augen.

Zepfalide, wahrhaftig du bist sehr eitel. Du bist doch etwan nicht die Einzige, die man schön finden wird.

Eitel bin ich nicht, ach, nur furchtsam! Geben die Götter, daß jeder Jüngling alle meine Gespielinnen schöner findet als mich.

Den Tag vorher, da die Samniter gegen Rom zu Felde rükten, sagte Agatis zu seinem Vater: Leb wohl, mein theurer Vater! du siehst mich nie wieder oder als den ruhmvollsten aller Samniter.

Gut gesprochen, mein Sohn! so sollte jeder Sohn seinem Vater lebe wohl sagen. Wahrhaftig ich erstaune über die Stimmung deiner Seele, eine günstige Gottheit begeistert dich.

Natur und Liebe sind meine Götter! die Begierde dir ähnlich zu werden, und Zepfaliden zu verdienen.

Ach ich versteh! die Liebe ist mit im Spiel, und das ist nicht übel; aber sage mir doch einmal! Ich glaube; ich kenne deine Zepfalide unter den übrigen Mädchen.

O sie ist leicht zu kennen.

Aber weist du daß sie sehr reizend ist?

Reizend! reizend wie der Ruhm.

Jezt erinnere ich mich. Sie hat die Gestalt einer Nympfe.

Einer Göttin, der Juno Gestalt, mein Vater!

Einen raschen Gang?

Und edel und groß!

Eine frische Farbe?

Wie die Morgenrose!

Langes lokiges Haar?

Und ihre Augen, mein Vater, und ihre Augen. Ach, da hättest du sie sehen müssen, diese Augen; wie sie sich erst auf mich hefteten, und dann sich zum Himmel kehrten, ach sie flehten um meinen Sieg.

Ja, du hast Recht, sie ist sehr reizend; aber du mußt Nebenbuhler haben!

Nebenbuhler? o unzählige!

Und die werden dich darum bringen!

Darum bringen? wie?

Gerad' heraus, lieber Agatis! ich fürchte es! denn sieh, unsre Jünglinge, wie brav, wie kühn!

Immerhin! das fürcht ich nicht! — Du wirst von mir hören, wenn die Götter mir Gelegenheit geben um Zepfaliden zu streiten.

Wie Telespon seinen Sohn so feurig sah, so konnte er nicht länger die Thränen zurük halten; er schloß ihn in seine Arme und sagte mit weinenden Augen: Ach den Göttern sei Dank, die dir dieses warme Herz geschenket haben: das ist die Quelle aller Tugenden. O mein Sohn, wie glüklich machst du mich! Nein, mein Arm ist noch stark genug, Schild und Schwert zu tragen; ich will Zeuge deiner schönen Thaten sein.

Der Tag des Abmarsches erschien. Das Heer

zog langsam vor den Reihen der Jungfrauen vorüber. Sie standen auf dem Markte, und ihre Blike befeuerten auch den trägsten Jüngling. An Agatis Seite gieng der alte Telespon.

Sieh da, riefen einige Greise dem Alten zu: bist du wieder jung geworden? wohin, Telespon in deinem Alter?

Ich will mir eine Braut erkämpfen! antwortete der Greis.

Agatis zeigte seinem Vater schon von Weiten Zepfaliden: sieh! sieh, wie sie sich über ihre Gespielinnen erhebt in dem Glanze einer Göttin.

Als sie bei ihr vorüber gingen, so glühete Agatis sanftes und heitres Gesicht von Feuer und Muth; sein Blik war furchtbar wie der Blik des Kriegesgottes.

So recht, mein Sohn, zischelte sein Vater ihm zu: die Liebe kleidet dich.

Beide Heere beobachteten sich lange Zeit hindurch ohne eine Schlacht zu wagen. Die Blüthe der jungen Männer von beiden Nationen waren im Felde, und beide Feldherrn wagten nichts. Indeß brannten die Samnitischen Jünglinge vor Ungeduld zu schlagen. Noch hab' ich nichts gethan, rief hier einer, das einen Plaz in den Jahrbüchern meines Vaterlands verdient! man wird meinen Namen nennen, ohne von meinen Thaten zu reden. Dann rief ein andrer: ich würde Wunder thun, wenn unser Feldherr wollte. — Entehren will er uns, sagten alle

murrend: in den Augen unsrer Väter und unsrer Gattinnen! wird man nicht glauben, er habe an unserm Muthe gezweifelt, wenn wir zurükkommen ohne gesiegt zu haben?

Das alles hörte der weise Feldherr, ohne bewegt zu werden. Er überredete durch sein Zögern den Feind, ihn für schwach und furchtsam zu halten, und ihn unbesonnen anzugreifen; und dann vermehrte er dadurch die Ungeduld seiner Krieger, und trieb ihren Muth bis zur Verzweiflung.

Der römische Feldherr sah das Zögern der Samniter, und er hielt an seine Truppen diese Rede. Seht, Römer! rief er: seht die Samniter fürchten uns, und bereiten die Flucht. Roms Genius siegt! und der Genius unserer Feinde zittert bei unsrer Nähe. Gegen die Feinde, edle Römer! laßt sie auf die Höhen trozen die sie besezt haben; für den Muth sind es Ebenen. Der Sieg ist unser! Gegen die Feinde!

Sie kommen! rief der Samniter Feldherr den Jünglingen zu: lasset sie heran, bis euer Bogen sie erreicht, und dann eilt ihnen entgegen, eure Weiber zu erkämpfen!

Die Römer näherten sich; die Samniter erwarteten sie, ohne eine Bewegung zu machen. Wie ein Sturm auf sie ein! rief der römische Consul: sie werden dem Sturme weichen;

Allein auf einmal stürzten sich die Samniter ihnen entgegen, im Fluge der Rosse beim Wettlauf.

Die Römer ſtanden Mann an Mann, die Glieder blieben unzerriſſen, und ihr Führer verwandelte ſogleich den Angriff in eine ſchöne Vertheidigung. Wild und wüthend war der Kampf auf beiden Seiten; denn Männer kämpften hier für Liebe, Natur, Vaterland, Freiheit und Ruhm; alles was ihr Herz wollte und kannte.

Mitten im Getümmel wurde Telespon an der Seite ſeines Sohnes gefährlich verwundet. Sein Sohn ſah die Römer überall weichen; wir haben geſiegt! rief er, und nun folgte er den heiligen Gefühlen des Bluts und trug ſeinen Vater aus dem Gerümmel an einen ſichern Ort. Hier im Schatten eines Baums verband er unter Thränen die tiefen Wunden des ehrwürdigen Greiſes. Eben zog er behutſam den Pfeil aus der Wunde, da hörte er das Geſchrei eines Haufen Samniter, die zurük flohen.

Wohin Samniter? rief er, und verließ ſeinen Vater: dort ſteht der Feind! Eben erblikte er den linken Flügel der Römer unbedekt. Folgt mir, rief er: der Sieg iſt unſer! folgt mir!

Dieſer wüthende Angriff brachte den Flügel der Feinde in Verwirrung, ſie wichen. Agatis ſah es; ihnen nach, ſchlagt ſie! rief er, und nun eilte er zurük, zu ſeinem Vater. Endlich war der Sieg von den Samnitern erkämpft, und die römiſchen Legionen kehrten hinter die Mauren Roms zurük.

Telespon lag ohnmächtig da, die Sorgfalt

ſeines Sohnes brachte ihn wieder zu ſich. Flieht Rom? fragte der Greis. Es flieht! der Sieg iſt unſer.

So hilf mir ins Leben zurük! ſagte Lächelnd der Vater! es iſt dem Sieger ſüß, und ich will deine Hymenäen feiern. Kaum konnte er das ſagen, ſo hatte ihn der Verluſt des Bluts geſchwächt.

Die Verwundeten wurden verbunden; auch Telespon wurde obwohl mit Mühe gerettet, und das Heer kehrte zurük.

Sobald das Heer zurük war, ſo feierte Samnium ſogleich die allgemeine Hochzeitfeier der jungen Bürger. Die Tapferkeit erhielt ſogleich ihre Belohnung aus den Händen des dankenden Vaterlands, und das Herz jedes Knaben ſchlug ungeſtüm bei dem Feſte der Belohnungen. Den Winter brachten die jungen Männer an den Buſen ihrer Weiber zu, und gaben dem Vaterlande neue Bürger, ehe der Sommer ſie wieder in das Feld rief.

Glänzender als je waren die Thaten der Jünglinge geweſen, glänzender als alle Feſte ſollte das Feſt ſein, das ſie belohnte.

Faſt aller Mädchen Herzen und Wünſche waren in geheimen Einverſtändniſſen mit den Herzen und Wünſchen der Jünglinge, und jede that den Göttern Gelübde für den, deſſen Herz ſie zu beſizen glaubte.

Der Plaz, wo ſie ſich zu dieſem Feſte verſammelten war ein ungeheures Amphitheater rings mit

Triumphbogen umgeben, an denen die beſiegten Völker Roms hingen. Hieher kamen die Jünglinge in ihren Waffen und die Mädchen mit Köcher und Bogen, und in dem feſtlichſten Gewande.

O Mädchen, ſagten die Mütter zu ihren Töchtern, und waren ämſig beſchäftigt ſie zu ſchmüken; ihr müßt an dieſem heiligen Feſte ſo reizend erſcheinen, als es möglich iſt. Der Männer Stolz iſt ſiegen, und der Weiber Stolz gefallen! Wohl euch, wenn ihr die Liebe der tapfern Jünglinge verdient, welche das Vaterland für würdig erklärt, ihm Bürger zu geben. Der Lorbeer des Ruhms wird ihre Hütten beſchatten; die Achtung des Vaterlands wird ſie umgeben; ihre Kinder werden die geliebteſten Kinder des Vaterlands ſein, und ſeine ſtolzeſte Hoffnung.

So ſagten die Mütter und flochten Myrthen und Roſen in die ſchönen Loken der Jungfrauen, und ſchlugen den Schleier ſo, daß er ihre Schönheit erhob. Sie banden den Gürtel unter der Bruſt feſt, und warfen das Gewand in ſchönen Wellen um die Hüften, hefteten nun den Köcher auf ihre Schultern, lehrten ſie mit Anſtand gehen; ſich edel auf den Bogen ſtüzen, und zeigten ihnen wie ſie das Gewand heben müßten um ihren Gange Leichtigkeit und Würde zu geben.

Nur eine fromme Empfindung gegen das Vaterland belebte die Mütter ihre Töchter zu ſchmüken, und der Schmuk der Mädchen, der die Tugend belohnen ſollte, nahm ihren heiligen Charakter an.

Die Mädchen betrachteten sich in dem Kristall eines hellen Bachs, und fanden sich immer nicht schön genug; jede von ihnen erhob zum erstenmale die Schönheit der andern Mädchen, und war zum erstenmale nicht eitel auf die ihrige.

Aber von allen Wünschen, welche die Herzen der Mädchen an diesem großen Tage fühlten, waren keine heißer als die Wünsche der reizenden Zepfalide.

Die guten Götter mögen uns erhören! sagte ihre Mutter, indem sie ihre Tochter umarmte: allein, mein Kind, laß sie walten; haben sie dir Reize gegeben, so wissen sie am besten, wie viel sie werth sind. Die Bescheidenheit ist die Krone der Schönheit: Ohne sie kann die Schönheit blenden, aber nicht rühren, nur die bescheidenen Reize verehrt der Jüngling. In diese liebenswürdige Tugend hülle deine Wünsche, wie in einen Schleier, und wer weiß, ob es nicht schon am Abend deine Pflicht ist, diese Wünsche zu vertilgen, und andere in deinem Herzen zu erwärmen.

Zepfalidens Augen wurden von Thränen benezt bei dieser Vorstellung.

Diese Thränen sind einer Samniterin nicht würdig, sagte die Mutter: für unsre Vertheidigung, für unsre Freiheit hat jeder Jüngling sein Blut vergossen; jeder hat gerechte Ansprüche auf dich, und es muß dein fröhlicher Stolz sein, wenn mit deinem Herzen dein Vaterland die Tapferkeit eines Bürgers

belohnt. Das bedenke mein Kind! Trokne dein Auge und folge mir.

Auch Telespon führte sein Sohn zu der Versammlung; nun? fragte er: wie steht's um dein Herz? Ich bin mit dir in diesem Feldzuge zufrieden gewesen, und ich hoffe, das Vaterland wird es auch sein.

Ach, sagte der bescheidene und zärtliche Agatis; ich hatte nur einen Augenblik für meinen Ruhm. Ich fühle es, ich würde tapfer gewesen sein, aber du warst verwundet, und ich war dir Liebe schuldig. Glaube nicht daß ich es bereue, wenn ich dir meinen Ruhm zum Opfer brachte. Ich würde untröstlich sein, wenn ich mein Vaterland verrathen hätte; allein ich würde es ebenfalls sein, wenn ich hätte meinen Vater verlassen können. Den Göttern sei Dank, ich habe beide Pflichten erfüllt, das übrige leiten die Götter.

Wie fromm man wird, wenn man in Noth ist! sagte der Vater lächelnd: gesteh nur, du giengest damals muthiger gegen die Römer als jezt mit mir; aber fasse Muth, es wird alles gut gehen: ich verspreche dir ein sehr hübsches Mädchen voraus.

Sie kamen in der Versammlung an. Alle Samniter standen nach dem Alter in dem Amphitheater, und machten den rührendsten Anblik. Der freie, mittlere Plaz war ein Oval. An der einen Seite standen die Jungfrauen zu den Füßen ihrer Mütter; an der andern die Väter hinter den Knaben, dort der

Senat der Greiſe, dort die Jünglinge die noch nicht zwanzig Jahre alt waren, nach den verſchiedenen Jahren ihres Alters gereihet.

Die jungen Eheleute umgaben rings den freien Plaz in der Mitte.

Ehrfurcht, Beſcheidenheit und Schweigen herrſchten überall.

Auf einmal tönte durch das Schweigen das laute Geräuſch der kriegeriſchen Inſtrumente, und der Feldherr der Samniter näherte ſich umgeben von allen übrigen Befehlshabern des Heers. Die Jünglinge ſchlugen die Augen nieder. Er gieng mitten durch den freien Plaz, und ſtellte ſich mit ſeinem Gefolge mitten unter die weiſen Greiſe.

Nun öfnete man die Jahrbücher des Vaterlandes, und ein Herold las mit lauter Stimme, nach den verſchiedenen Zeiten, die Zeugniſſe welche die Väter des Staats und die Feldherrn, von den Thaten der Jünglinge gegeben hatten.

Der, welcher durch eine Niederträchtigkeit ſeinem Namen einen Fleken aufgebrandt hatte, wurde durch die Geſeze zu einer der ſchändendſten Strafen, der Eheloſigkeit verdammt, bis er durch eine großmüthige That ſeine Ehre wieder hergeſtellt hatte; aber nichts war ſeltner als die Ausübung dieſes Geſezes.

Eine unverlezte Redlichkeit, ein ſtandhafter Muth war ein geringes Lob für einen Samniter, und der

Jüngling ſchwieg gewiß ſchamroth, der nichts, als ſeine Pflicht gethan hatte. Die meiſten Jünglinge hatten Beweiſe einer Tugend, und eines Muths gegeben, die ſonſt überall angeſtaunt ſein würden: nur in Samnium wurden ſie kaum bemerkt, ſo gewöhnlich waren ſie.

Einige Jünglinge erhoben ſich über ihre Nebenbuhler durch glänzendere Thaten: allein je lobenswerthere Thaten eines Jünglings verleſen wurden, deſto ſtrenger wurden ſeine Richter; die, welche anfangs lautes Lob erregten, verloren ſich in den Haufen gewöhnlicher Handlungen; denn höhere Tugenden hatten ſie verdrängt.

Die erſten Feldzüge Agatis gehörten zu dieſer Anzahl; allein jezt erzählte man, wie er in der lezten Schlacht ſeinen Vater verlaſſen; wie er die Fliehenden aufgehalten; wie er ſie in das Treffen zurükgeführt habe, dieſes Opfer der heiligen Gefühle des Bluts, das er dem Vaterlande gebracht hatte, erwarb ihm alle Stimmen; Thränen ſtürzten aus den Augen der Alten; die neben Telespon ſtanden, umarmten ihn vor Freuden, die Entfernten wünſchten ihm Glük mit Blik und Zuwinken. Der gute Alte lächelte, und zerfloß in Thränen; die Nebenbuhler ſeines Sohns betrachteten ihn mit Ehrfurcht, und die Mütter drükten ihre Töchter an ſich, und wünſchten ihnen, daß Agatis ſie wählen möchte.

Zepfalide bleich und zitternd, wagte es nicht die Augen aufzuſchlagen, ihr Herz von Freude und

Furcht überwältigt, schlägt nur leise noch; ihre Mutter, an deren Knie sie sich lehnt, wagt es nicht ihr ein einziges Wort zu sagen, aus Furcht sie zu verrathen; es schien ihr als ob die Augen der ganzen Versammlung auf ihrer Tochter hiengen.

Jezt schwieg das tobende Gejauchz, und der Herold nennt den Parmenon, und erzählt von diesem Jünglinge: in der lezten Schlacht fiel das Streitroß unsers Feldherrn von einem Pfeile getroffen, unter ihm nieder: er sank zu Boden; ein Römer stürzt herbei, und hebt die Lanze, um ihn niederzubohren; da sprang Parmenon unter den Stoß, empfieng eine tiefe Wunde, und der Feldherr ist gerettet.

So ist es: sagte der Feldherr: so ist es, meine Mitbürger: Parmenon war mein Schild, und wenn mein Leben dem Vaterlande nüzlich ist, so habt ihr es dem Parmenon zu danken.

Bei diesen Worten jauchzte die Versammlung dem Parmenon zu, eben so erstaunt über die Tugend des Parmenon, als über Agatis Tugend, nur weniger gerührt, und Wünsche und Stimmen theilten sich unter den beiden Jünglingen.

Der Herold befiehlt Stillschweigen, und die Greise stehen auf um sich zu bereden. Lange bleiben die Meinungen getheilt: einige behaupteten, Agatis habe seinen Posten nicht verlassen dürfen, um seinen Vater zu retten; er hat nur seinen Fehler wieder gut gemacht, da er die Fliehenden aufhielt;

allein nur wenige hatten dieses gefühllose Urtheil gesprochen.

Der Aelteste unter den Greisen nahm endlich das Wort: Belohnen wir denn etwas anders als die Tugend? Was wollen wir wissen? Doch nur welche von beiden Handlungen die tugendhafteste gewesen ist? Welche? seinen sterbenden Vater verlassen, oder sein Leben einer nahen Gefahr aussezen? Beide Jünglinge haben eine Handlung gethan, die für den Sieg entschieden hat, und ihr ehrwürdigen Bürger urtheilt, welche von beiden dem Herzen am meisten kosten mußte. Die Tugend, die das größte Opfer fodert, muß am meisten belohnt werden.

Wer wird das Urtheil dieses edlen Volkes glauben? Einmüthig entschied man, daß es großmüthiger sei, sich aus den Armen eines sterbenden Vaters zu reissen, den man retten kann, als selbst sein Leben dahin zu geben. Alle Stimmen erkannten jezt dem Agatis die Ehre der ersten Wahl zu.

Aber jezt erhob sich ein Streit, der noch unwahrscheinlicher ist. Die Greise mußten bei ihren Entscheidungen laut reden, und Agatis hatte gehört, daß ihm eine größere Ueberwindung zugeschrieben war.

Eine innere tadelnde Stimme erhob sich in seiner Brust, er errdthete, Nein! sagte er bei sich selbst: ich will nicht betrügen, und was wäre es

anders wenn ich jezt schwiege? Er bittet, ihn anzuhören. Man schweigt.

Ein Triumph, den ich nicht verdient habe, würde mich mein ganzes Leben durch martern, und selbst in den Armen meines geliebtesten Weibes würde der Gedanke, ich habe sie mit Unrecht, mir jede Freude vergiften. Ihr glaubt, weise Richter, dem Jünglinge die Krone zu geben, der am meisten für sein Vaterland gethan hat? — Laßt mich es gestehen; mein Vaterland war es nicht allein, für das ich kämpfte. Ich liebte; ich kämpfte für die welche ich liebte; und verdien' ich den Ruhm, den mir euer Lob zuspricht, so theilt ihn meine Liebe mit meiner Tugend. Jezt beurtheile dich selbst Parmenon, und warst du großmüthiger als ich, so empfange du den Preiß.

So sprach er, und aller Herzen waren unglaublich gerührt. Die That des Jünglings verlohr nichts durch dieses Geständniß; seine Tugend wurde dadurch noch edler, noch erstaunlicher und noch seltner. Auf die übrigen Jünglinge machte dies Geständniß eine doppelte Wirkung. Ein Theil zeigte durch die unverstellte Freude, die sie dem edlen Jüngling bezeugten, durch die Sicherheit mit der sie um sich schauten, daß dieses Beispiel ihren Edelmuth erhoben hatte; der andre Theil stand da verwirrt und beschämt, sie fühlten die Größe der Tugend, ohne die Kraft zu fühlen, sie zu erreichen.

Mütter und Töchter gaben heimlich dem Jüng-

linge den Preiß der Tugend, der den Muth gehabt hatte, sich desselben unwürdig zu erklären; und die Greise hefteten ihre Blike auf den Parmenon. Er stand und wartete, daß das Getümmel schwieg; dann fieng er an, und wandte sich gegen Agatis: ich weiß nicht, wie wenig selbstsüchtig Handlungen sein müssen, um den Namen Tugenden zu verdienen; und doch ist eigentlich nichts, was man nicht doch zulezt um sein selbst willen thäte: indeß ein solches Geständniß, wie deines, würde ich, das fühle ich, nicht gethan haben, und wäre auch meine Handlung edler als deine: so hebt dennoch dein strenges Urtheil über dich selbst dich über mich.

Jezt standen die Greise noch unentschloßner da, wem sie den Preiß zusprechen sollten: man sammlete auch die Stimmen nicht. Ein allgemeiner Zuruf entschied; sie verdienen alle beide den Preis! keiner soll zulezt wählen!

Der älteste der Richter hob jezt an: verzögert das Glük der Jünglinge nicht länger, wahrscheinlich hat ihr Herz gewählt; laßt sie sich einander den Namen ihrer Geliebten entdeken; sind es zwei verschiedene Mädchen, so wählen beide zuerst; sind sie Nebenbuhler, so entscheide das Loos, und jedes Samnitische Mädchen wird ihren Stolz darin finden, den weniger Glüklichen zu trösten. So sprach der ehrwürdige Androgeas, und die Versammlung jauchzte.

Agatis und Parmenon traten mitten in den freien Plaz; einer sinkt in des andern Arme, und aller

Augen werden naß. Zitternd und zögernd betrachteten sie sich beide; sie wagen es nicht ihre Geliebte zu nennen; keiner kann es glauben, daß eine andre Wahl möglich ist.

Ich liebe fieng Parmenon zögernd an; ich liebe, das vollkommenste Mädchen, eine Grazie, die Liebesgöttin selbst.

Sie ist es, die ich liebe! rief Agatis: ich kenne sie aus deiner Beschreibung! ihre edeln Züge, der sanfte Stolz ihrer Blike, eine Göttin an Gestalt und Gang! O der Unglükliche der sie verlieren soll!

Ja wohl, der Unglükliche! denn wer kann ohne Elianen glüklich sein? sagte Parmenon!

Ohne Elianen? Androgeas Tochter? Elianen liebst du?

Wer muß sie nicht lieben? fragte Parmenon erstaunt über Agatis Freude.

Elianen also? Zepfaliden nicht? O Götter so sind wir beide glüklich. Sie flogen einander in die Arme.

An ihren Umarmungen, an ihrem Entzüken sah man leicht, daß die Liebe sie vereinigt hatte. Die Greise hiessen sie näher treten, und wenn sie nicht Nebenbuhler wären, ihre Wahl laut zu verkündigen. Jezt tönten die Namen, Eliane und Zepfalide! und alles Volk rief die Namen jauchzend nach.

Androgeas und Telespon, der edle Eumenes Zepfalidens Vater, und Parmenons Vater Melantes

ſanken einander in die Arme, mit der Rührung, welche die Freude der Greiſe erhöht.

Seht meine Freunde? rief Telespon, wir haben edle Kinder? wie werden unſre Enkel nicht ſein? wenn ich daran gedenke, ſo iſts als wenn ich jezt erſt zwanzig Jahre alt wäre. Nein, bei den Göttern, die heutige Hochzeitfeier iſt mein Hochzeittag. Wahrhaftig, es iſt mir als ſollte ich alle die Jungfrauen heute heirathen! und bei dieſen Worten hüpfte der Greis vor Freude.

Man rieth ihm mit unter die Jünglinge zu treten. O ſcherzt nicht, ſagte er lachend: wenn ich mich alle Tage ſo jung fühlte, ſo ſolltet ihr ſehen.

Jezt begab man ſich in den Tempel an die Altäre, die Verbindungen der Jünglinge und Mädchen zu heiligen. Parmenon und Agatis führten das Volk in Triumph bis in ihre Hütten, und man opferte feierlich allen Göttern, um ihnen zu danken, daß ſie den Samnitern zwei ſo edle Bürger geſchenkt hatten.

Liebe und Redlichkeit auf der Probe.

Je cannois mon dévoir; c'eſt à moi de le ſuivre;
Je n'examine point, ſi j'y pourrai ſurvivre!

RACINE.

* * n.

Hier bin ich, mein guter Lehwald, hier iſt Ihr Molkau! Meine Situation iſt zu neu, als daß ich Ihnen etwas beſtimmtes darüber ſagen, zu ungewohnt, als daß ſie mir gefallen könnte. Ich bin hier wie ein Menſch, der vom Wagen ſteigt, ſich auf ein Bett wirft, und ſchlafend noch die Bewegung des Wagens zu fühlen ſcheint.

Ich bin des Herumſchwärmens gewohnt geworden, ob ich gleich vielleicht von der Natur zur Ruhe beſtimmt war. Ich habe für mich gelebt, und ſoll von nun an für andere leben. Ich muß mich reſigniren, und fange wenigſtens an zu begreifen, daß ich es muß.

Ich bin in einigen Familien geweſen, und habe leider Langeweile gehabt. Man ſpielt; und man thut wohl dran! denn man iſt hier, troz dem, was

man auch von dem hiesigen guten Tone sagen mag, genirt; die Schuld mag an mir liegen, ich habe nichts dagegen. Die Weiber sind hier das Mittelding zwischen den gebildeten Französinnen, und den natürlichen Italiänerinnen; allein sie thun sich so wohl auf ihre Kultur als auch auf diese Natürlichkeit etwas zu gute, und verzerren dadurch beides. Man nennt den Ton hier Persifflage, und wenn man Recht hat, so sollte man doch affektirte Persifflage sagen; denn man persifflirt hier im Ton eines Gebets.

Ich soll meine Mutter hier erwarten, die noch im Meklenburgischen durch einen Prozeß gehalten wird, dann, wie ich aus den Briefen meiner Mutter vermuthe, soll ich — heirathen und dann sterben.

Ich habe Italien und Sie ungern verlassen, und ich denke, die Ihrer werden meine üble Laune wohl ausbaden müssen.

Grüßen Sie mir Ihre Giulietta. Ich bin wie in einem bezauberten Lande. — Gestern erzählte mir ein junger, übrigens kein unebner Mann von seiner Liebe mit einem Entzüken, mit einem überströmenden Pathos, gerade im Ton eines Ritters aus den Zeiten Arthurs. — Die Italiänerinnen wollen genieſſen, die Französinnen sich amüsiren, und wenn es Liebe giebt, so ist sie in den deutschen Herzen zu Hause. Sie sollten meinen Mann haben reden hören; denn ist nur die Hälfte von dem wahr, was er mir erzählte, so ist ein solcher Rausch, und wenn

er nur einen Mondschein lang hielte, mehr werth als alle die Egarements der Nationen, die uns gebildet haben.

Ich bin neugierig genug gewesen sein idolo kennen zu lernen, und so wunderlich es dem Mädchen ließ, für nichts Augen zu haben, als für ihren Pastor fido, so fühle ich doch wohl, daß ihm dabei ganz gut zu Muthe gewesen sein mag.

Es ist ein sonderbares Schauspiel ein Paar Liebende hier zu sehen, und doch bei alle dem anscheinenden Lächerlichen zieht dieses Schauspiel das Herz an. Es ist wie die Fröhlichkeit unterm Volk; wir lächeln über den verwahrloseten Ausdruk, und beneiden ihnen dennoch ihre Gefühle. Wo war es, wo jemand einem Trunkenen nachahmt, und ein anderer ihm vorwirft: Fi! c'est l'ivresse du peuple. C'est la bonne; c'est celle du plaisir antwortet dieser. — So ists hier mit der Liebe: c'est l'amour du plaisir.

Auf dem Korso, bei Maestro Filippo, wohnt eine arme Familie; bringen Sie doch beikommende Note selbst dahin. Sie werden dort ein reizendes Mädchen treffen, das mit einem Paar der schönsten Hände einen alten Vater, eine kranke Mutter, und fünf Geschwister ernährt, und lieber arbeitet als um eine reichliche Pension die Gesellschafterin des Monsignor * *, eines hochwürdigen Prälaten machen will.

Man lachte über den einfältigen Eigensinn des

Mädchens. Ich weiß nicht, mir gefiel der Troz, er that mir wohl; ganz in der Stille sah ich sie, und wurde der Wohlthäter der Familie, — doch ehrlich gesprochen, ich bezahlte das Schauspiel einer Seltenheit, eines sehr schönen Mädchens, das Muth genug hat arm und ehrlich zu bleiben.

Freund, wenn alle Männer aus gleichen Gründen wohlthätig sind, so sind die Blattern die unmenschlichste Krankheit. Sorgen Sie für die Signora Volletti auf meine Rechnung. Wie gesagt, der Troz des Mädchen hat mir gefallen — oder — aufrichtig lieber Lehwald; — den Abend vor meiner Abreise, lief ich noch auf einen Augenblik vor; ich fragte sie, ob sie noch bei ihrem Eigensinn bliebe, das Anerbieten des Prälaten auszuschlagen.

Es kostet mir bei Monsignor keine Mühe! antwortete das Mädchen mit einem flüchtigen Erröthen

Bei ihm nur? fragt' ich:

Es ist ein Glük für mich und meine Vorsäze, daß Sie reisen, sagte sie zu mir und ließ eine Thräne auf meine Hand fallen. Wahrhaftig, Freund, es rührte sich bei mir in der linken Brust, allein ich mußte gehn. Geben Sie dem Mädchen beikommende Note. O man sollte diese Tugend nicht aus Mangel umkommen lassen; eben weil sie so selten ist. Lieber Lehwald, was sind wir Männer eitel! ꝛc.—

* * *.

Ich habe Ihren Brief bekommen, lieber Lehwald, und es hat mir weh gethan, daß die Boletti meine Erwartung betrogen hat; hier sende ich Ihnen noch eine Note, statten Sie davon irgend ein ehrliches Mädchen aus, oder theilen Sie das Geld unter die Armen. Schreiben Sie mir doch das Detail von der Verbindung der schönen Boletti; denn daß sie sich, wie Sie es zu sagen scheinen, freiwillig dem Prälaten ergeben habe, scheint doch sehr unwahrscheinlich, und doch mag es sehr leicht sein. Es hat mir weh gethan; sie war das einzige weibliche Geschöpf, gegen das ich Achtung gehabt habe! Lieber Gott, wo ist denn Tugend? in welchen Winkel der Erde hat sie sich hinverborgen?

Wahrlich ich fange an mir hier zu gefallen, und ich habe große Lust hier nicht so viel Bettse zu finden, als man gewöhnlich unsern Landesleuten vorwirft und sollte es auch nur der wenigen Herzen wegen sein, die es uns ahnen lassen, es konnte anders und besser mit den Menschen sein.

Nicht als ob hier die Ideale des Guarini zu Hause wären, wahrhaftig nicht! Man hat hier so gut Liebeshändel à quinze jours, wobei ein Duzend Epigramen und ein Sofa den ganzen Apparat ausmachen, wie zu Paris, und ich kenne hier schon einige Weiber, die mit einer großen Ruhe ihrem Liebhaber zurufen würden: Soyez tranquille; ce n'est que mon mari! Es fehlt ihnen bloß an der

Manier, nicht am Weſentlichen! die Weiber hier ſind gegen die Weiber in Paris wie die Commedie françoiſe hier gegen die in Paris. Wer Weiber und Schauſpiel in Paris geſehen hat, findet hier eben dasſelbe, nur beides ein wenig verzerrt.

So ſind die Weiber vom Stande! allein es giebt hier auch, freilich nur im Mittelſtande, und nur, wie ich glaube, bei den Mädchen, auch wohl nicht ſehr häufig, noch eine Reinigkeit der Sitten bei einer Energie des Herzens, die Sie vergebens jenſeits der Alpen und des Rheins ſuchen würden.

Ob ſich nun Grazie nicht mit dieſer beſcheidenen Reinheit des Herzens vereinigen läßt, oder ob dieſe Mädchen zu ſtolz ſind die Grazien zu lieben, das beurtheile der Himmel! Indeß erſchüttert doch dieſe Innigkeit, dieſe gewaltſame Stärke, dieſe überraſchende Kraft ihrer Leidenſchaften, dieſe ernſte, rauhe, feierliche Natur das Herz in ſeinem Innern.

Eine Franzöſinn drükt Ihnen die Hand, lächelt Ihnen zu, fliegt in Ihre Arme, ſpricht von ihrer Liebe mit einer immer urbanen Schiklichkeit, die Liebe bleibt immer im Gebiet des Anſtandes und des Schönen, und ein reiner, heiterer, angenehmer und ruhiger Genuß bemächtigt ſich ſanft ihres Herzens. Es iſt eine künſtliche Empfindung, die nie zu laut werden kann, je ſicherer man voraus ſieht, daß ſie nicht dauerhaft iſt.

Dieſe reine Fröhlichkeit geht hier zwar verlohren; die Liebe hat hier etwas feierliches, ſtürmen-

des, eine volle unruhige, überfließende Empfindung stürzt in ihre Seele, und aus der Seele fließt sie durch Schwüre, durch Schwulst, durch die allerhöchste Vertraulichkeit zurük.

Die Liebe der beiden Nationen ist wie ihre Trauerspiele. Das deutsche Trauerspiel ist voll starker kräftiger Natur, es erschüttert das Herz dann und wann, und sezt es in den vollen Genuß aller seiner Kraft, indem es zu gleicher Zeit das Herz mit Schauder und Entsezen füllt; allein diese süsse, immer fortschwebende Empfindung des Angenehmen eines französischen Trauerspiels, diese bezaubernde, durch alle Schönheiten der erhöhten Natur und Kunst geschmükte Grazie ist verlohren gegangen.

Und kann ich mirs leugnen? Diese Liebe war es, nach der mein Herz sich sehnte; ich weiß es, man lacht in der großen Welt darüber, als über eine Chimäre; allein man lacht über viele Dinge, die wir dennoch dem Besizer beneiden; und muß denn diese Tugend der Weiber, diese volle Empfindung einer reinen Liebe eine Chimäre sein? O diese Liebe wäre denn doch die schönste Chimäre der Sterblichen, die der Moralist ungetastet lassen sollte, wie den Glauben an die sinnlichen Freuden der Seligkeit.

Wie ist mir denn jezt? Ich liebe die Schönheit des Weibes und verachte das Weib; denn ich betrachte es als ein reizendes Spielwerk, das weiter

keinen Werth für mich hat, wenn ich gesättiget bin. Ich habe mich nie überwinden können, einem Weibe zu huldigen, das aus der Liebe ein Spiel macht! Ich bin zurük gekommen wie ich ausgieng; ein reiner Jüngling! Wenn aber diese Liebe hier, oder nach der sich mein Herz vielleicht vergeblich sehnt, kein Traum wäre, wenn — ich mag nicht weiter drüber radotiren.

Da liebt ein Soldat, ein gemeiner Soldat, mit allen Fehlern seiner Bildung, ein Mädchen. Ihre Verbindung zerreißt Kaprize, Umstände, Nothwendigkeit in seiner Lage. Die Hofnung ihrer Verbindung verschwindet; sie vermögen es beide nicht den Tod ihrer Hoffnungen zu überleben; Morgen sollen sie getrennt, er in eine entfernte Garnison geschleppt werden, und sie zurükbleiben. Mitten unter den zärtlichsten Ergiessungen ihrer Herzen, mitten unter Umarmung und innigem Geschwäz ermordet der Mann, auf ihr Verlangen, die Geliebte und liefert sich nun selbst in die Hände der grausamen menschlichen Gerechtigkeit.

Diesen Morgen sah ich ihn ins Gefängniß führen; auf seinem Gesicht war Ruhe mit stiller Trauer gemischt, und die Hoffnung des Todes, der ihn wieder an die Brust seiner Geliebten führen soll.

Lesen Sie die Geschichte, sie ist wörtlich wahr, und leugnen Sie denn, wenn Sie können das Dasein einer solchen Liebe. Diese Liebe, diese Liebe, welcher der Tod nicht so schrecklich ist, als die Trennung —

diese Liebe meine ich; — oder ist sie etwan nur das Loos der untern Stände? — nun, o gütiger Gott! wie reichlich hast du denn diesen verachteten Stand für den Mangel an den langweiligen unbedeutenden Flittern des Reichen entschädigt! —

---

* * n.

Ich sende Ihnen, lieber Lehwald, einen Brief meiner Mutter, und Sie werden nach Lesung desselben Respekt vor der Matrone haben. Sie hat mir selten geschrieben, und ihre Briefe hätten mir der sicherste Führer durch die Welt werden können. Lesen Sie die Schilderung ihrer häuslichen Glükseligkeit auf ihrem Landgute und Sie können sich des Wunsches nicht erwehren, sogleich auf dem Lande im Schoße der Ruhe, in dem süssen Gefühle einer thatenvollen und unbemerkten Wohlthätigkeit zu leben.

Lesen Sie, die so bescheidene Schilderung ihrer beiden Freundinnen, und Sie können sich nicht enthalten, schon vorher diese Menschen zu lieben. So bescheiden auch die Schilderung der Räthin Stein und ihrer Tochter ist, so leuchtet doch durch jede Zeile, das volle lobschwangre Herz meiner Mutter durch.

Lesen Sie den Aufsaz über den Zustand meiner Güter von der Hand meiner Mutter, und ihr Ge-

schmak, ihr Herz, ihr Geist kann Ihnen nicht mehr zweifelhaft sein.

„Deine Güter sind ein Elisium:“ so endigt sie. „Der Boden ist fruchtbar, die Gegend mannigfaltig, „schön, und nicht selten erhaben, und — ich schrei„be das mit Thränen der Freude, — in dem gan„zen Umfange Deiner Güter kenne ich keinen Unglük„lichen! Gott gebe daß durch Dich die Zahl der „Glüklichen um einen vermehrt wird, und es wird „ein Elisium bleiben.“ — Ich will es ja hoffen, lieber Lehwald! — lesen Sie den Brief, ich kann Ihnen nichts besseres senden.

---

* * n.

Da siz' ich hier, lieber Lehwald, als um die Zeit eines Sirokkos und träumte, und kann ein Bild nicht los werden, das mich peinigt. Du bist ein Thor! hab' ich mir hundertmal vorgesagt, bin aufgestanden, habe das Rouleau in die Höhe gewunden, das Fenster geöffnet; — wie durch eine Zauberei war das Fenster nach einigen Augenbliken wieder verschlossen, der Vorhang herab, das Zimmer wieder in seiner Dämmerung und ich saß wieder mit gestüztem Haupte da und träumte.

Ist der Himmel hier schwerer, die Luft drükkender als in Italien und Frankreich? Ich kann mich nicht losmachen von dieser hypochondrischen Grille. — Was zieht mich so an?

Sehen Sie, ich habe schönere Figuren gesehen und habe sie vergessen, und immer noch steht sie da, in der engen großen spanischen Tracht und ich kann mein Auge nicht davon wenden, ich fühle eine Sehnsucht, ein Verlangen, Begierden die mich peinigen. — Wie sonderbar! — Ihr Gesicht selbst habe ich mit keinem Blike gesehen; sie ist wie eine Zaubergestalt verschwunden, und ich streke vergebens meine Hände nach ihr aus.

Ich bin wie ein Unsinniger drei Tage die Stadt nach ihr durchlaufen; überall, wo Menschen sind, gaff ich jedem Mädchen unter die Augen und habe ihr Gesicht nicht gesehen; sehe hier eine Gestalt, die der ihrigen ähnelt und erschreke vor einem nichtssagenden Gesicht, das in die Welt, wie in einen Gukkasten, hineinblikt.

Ich bin ein Narr, ich kenne sie nicht und will sie auffinden. Lieber Lehwald, was hat mich so angezogen? Die Figur ist es nicht; wie gesagt, ich habe schönere gesehen: doch Sie sollten gesehn haben, wie sie aus meinen Armen stürzte, mit dem lauten Geschrei, des Abscheus nicht, der Reue, der jungfräulichen Zucht, und — sie ist verschwunden. — —

Da überlese ich mein Geschreibsel, und es wird Ihnen wie mir gehn. Ich suche ein Mädchen das ich nicht kenne, und Sie lesen eine Geschichte die Sie nicht verstehen.

Es wird mir Mühe kosten ins Detail zu gehen.

Ich habe Langeweile, und Sehnſucht nach einer Idee; wie ich Ihnen ſchon geſchrieben habe; einige junge Herren, die mich feſtren, weil ich jenſeits der Alpen Poſſen getrieben habe, die ich wohlfeiler hier hätte treiben können, nöthigten mich zu einer Maskerade. Ich ſchlag' es ab, ich zeichnete eben die herrliche Ausſicht von dem Hügel hinter dem Dörfchen Suela. Ich erinnere mich dabei an die ſchönen Scenen, die wir beide mit der jungen Bäuerin erlebten, ich war ganz in Italien. Indeß durch die Dazwiſchenkunft der jungen Herren bin ich nun ein mal geſtört, die Idee der Maskerade war nun da, und ich nehme meinen Mantel, eine ganze Maske um unerkannt zu bleiben und fahre Abends um zehn Uhr dahin.

Ich treibe mich im Gedräng der Masken umher, tanze auch wohl ein paar Touren, und bin zufrieden, daß man mich nicht kennt.

Da ich an der Kolonne der Tanzenden hinunter gehe, zieht mich ein kleiner Wortwechſel an, der durch das Uebertreten eines Paares in der Kolonne veranlaßt iſt. Der beleidigte Tänzer, Chapeau einer Spanierin, fordert das Zurüktreten des erſten Paares, die Spanierin zittert und bittet mit ein paar flehenden Sylben, und mit einer ſchönen flehenden Stellung ihren Tänzer um Nachgeben.

Ich ergreife den Tänzer, der übergetreten war bei der Hand, führe ihn ein Paar tiefer und ſage

mit einer eindringenden Stimme: das ist Ihr Plaz, Maske! nach den Regeln des heutigen Tages!

Er antwortete einige Worte, was mich das kümmerte, oder so etwas, ich antwortete wenig, aber mit einem imponirenden Tone. Der Tänzer nahm den Plaz, den ich ihm angewiesen hatte, und es war arrangirt. Eben will ich gehen; die Spanierin verbeugt sich gegen mich mit einem Seelen vollen Anstande, und redet ein paar Worte, die ich kaum höre, mit einem rührenden Tone. Es war keine Verbeugung wie sie der Tanzmeister lehret, es war mehr eine dankbare, instinktartige Neigung des Kopfes zu mir von ein paar freundlichen Augen begleitet, dessen Grund in der Seele liegt.

Nehmen Sie dazu eine edle schöne Gestalt, die fremde Tracht, das misteriöse der Verkleidung, und die dadurch gereizte Phantasie, und Sie werden es begreiflich finden, daß ich Sie den Reihen hinauf und hinab begleite, unten einige Worte mit ihr rede, ihren Dank annehme, mir einen Tanz ausbitte, den sie mir zusagt.

So nehme ich sie aus der Hand ihres Tänzers, promenire ein wenig mit ihr im Saal, rede über diese Art des Vergnügens, und ich glaube man redet nie besser, als wenn man unerkannt ist, und nicht kennt. La qualité d'etranger hat schon manchen Blöden dreist gemacht. Sie bezeigt ihr Wohlgefallen an dem, was ich sage. Dann tanz ich mit ihr, promenire, schwaze; indeß das alles

ſen und lächeln Sie dabei, wie Sie wollen) zieht mein Auge ſtets auf den Augenblik zurük, der dem Genuſſe folgte.

Sie erwachte aus ihrer Sinnloſigkeit; ein ſtarrer Blik flog gen Himmel, und mit dieſem Blike flog ſie ſelbſt auf, und ſtürzte gewaltſam aus den Armen, die ſie halten wollten. Heiliger Gott! rief ſie und erſtarrte, aber nur auf einen Augenblik, ich ſprang auf ſie ein.

Fort, ſchrie ſie, da ich ſie berührte, und nun ſtürzte ſie aus dem Zimmer und ſchluchzend den Gang hinab. Ich hatte nicht den Muth ſie aufzuhalten: ich folgte ihr.

Ich will mich ſchnell durch einige Masken drängen, die den Gang uns entgegen kommen, und verliere meine Maske. Das Unglük hat unter den Masken einen Bekannten, man redet mich an; ich antworte, Gott weiß was, nehme meine Maske, eile fort auf den Saal, in alle Zimmer, und ſie iſt und bleibt verſchwunden.

Heiliger Gott! das waren die einzigen Worte, die ſie ſagte, und glauben Sie mir lieber Freund, ich kann oft mitten aus meinen Träumen auffahren und dieſe beiden Worte mit einer innigen Rührung ausrufen.

O Sie ſollten den Ton gehört haben, mit dem ſie dieſe Worte ſprach. Es war kein Geſchrei; und doch ein Zetergeſchrei, der Ton wand ſich ſchmetternd herauf aus ihrer Bruſt, bis in die Lippen, und

die Lippen thaten nichts, als ſie ließen dieſen ſchmerzvollen Ton heraus ſchlüpfen, und mir lief es eiskalt durch die Adern.

Lehwald, lachen Sie nicht; mein Auge fuhr bei den Worten ängſtlich an die Deke des Zimmers; es war mir als ſollte ich die Deke öffnen.

Wie ſie es rief, da falteten ſich ihre Finger gewaltſam in einander und ihre Blike ſchienen die Deke bis zum Himmel ſprengen zu wollen.

Alles dieſes habe ich mich, nach und nach, Zug vor Zug erinnert; denn die erſten Stunden lag der Himmel ſchwer auf mir, ich konnte nichts denken.

Dieſe Unſchuld habe ich zerſtört, dieſes reine Gefühl des jungfräulichen Stolzes. Bei Gott, das Mädchen war unſchuldig!

Und wie ſie mit einem Sekundenlangen Blike nur, mich anſah und fort! rief, und mit dieſem Blike mich von ſich ſchleuderte, und nun dahin flog.

Ich wiederhole mir das täglich tauſendmal, und will mit Gewalt nicht dran gedenken.

Und wenn ich ſie kennte. Ich Thor, ich verließ das Getümmel, ohne mich nach ihr zu erkundigen, und ſchlich beſchämt zu Hauſe.

Meine Phantaſie mahlt mir die Scene ſchauderhaft aus. Bald ſehe ich ſie krank, elend, bleich, abgezehrt, ein Raub des Kummers, und der Gewiſſensbiſſe; bald ſehe ich ſie auf dieſem Wege fortgehen, verderbt, wollüſtig, und alles iſt mein Werk! —

O Sie würden das alles wahr finden, hätten Sie den Ton gehört, mit dem sie rief: heiliger Gott!

Wo soll ich sie auffinden? — Ich bin auf zwei Maskeraden gewesen, und habe sie nicht gesehen.

---

* * n.

Lieber Lehwald, ich bin in den Armen meiner Mutter, eines edlen, sehr edlen Weibes, und meiner Wohlthäterin; denn was ich bin, bin ich allein durch diese Frau. Es war eine schöne Stunde, die Stunde des ersten Wiedersehens. Wie die Umarmungen, die ersten leidenschaftlichen Augenblike vorüber waren, wie wir nun da sassen gegen einander über, so hieng ihr Blik mit einer besorgten Neugierde auf mir, auf meinem Gesicht, auf allen meinen Bewegungen. Ich sprach von den Ausländerinnen, und meine Mutter lächelte ihrer Freundin zu, mit einem Blik, der mir deutlich sagte, daß man mich da erwartet hatte, um über mich zu urtheilen.

Nach einigen Stunden stund sie mit einer Art von Heftigkeit auf, drükte mich an ihre Brust, benezte mich mit ihren Thränen, und rief: o Karl, meine Mühe und mein Gebet ist nicht vergebens gewesen; du hast ein menschliches Herz behalten!

Und lieber Lehwald, dieses Herz, auf das ich stolz bin, ist wahrlich dieses ehrwürdigen Weibes ganzes Werk.

Mein Vater war ein Mann, der sonderbare

Grillen hatte; dazu gehörten denn auch diese: er glaubte ein junger Mensch könne schlechterdings nicht im Schoße seiner Familie gebildet werden. Hinaus in die Welt mit dem jungen Burschen! je weiter von Hause, je besser für die Jugend; und so bestimmte er mich zu einer Reise nach Frankreich und Italien, wenn ich fünfzehn Jahre alt sein würde.

Meine Mutter kannte den Entschluß meines Vaters, und nun arbeitete sie unermüdet meinem Herzen eine Stärke zu geben, meine Sitten so rein zu bewahren, mir eine so stolze Meinung von der Würde des Weibes und des Mannes zu geben, daß sie hoffen konnte mich unverdorben wieder zu sehen; und wahrhaftig diesem Stolze, diesem Abscheu an allen Sittenlosen, dieser Bemühung meiner Mutter hab' ich es zu danken, daß bei dem Anblik der Zügellosigkeit der Sitten, bei den Lokungen des reizendsten Lasters im Auslande meine Sitten unbefleckt blieben.

Ich erinnere mich noch des Abends vor meiner Abreise. Ich war hinausgegangen; bei meiner Zurükkunft stand die Thüre des Zimmers halb offen. Meine Mutter war mit meinem Hofmeister allein.

Ich empfehle Ihnen nichts, hörte ich sie sagen, als das: lassen Sie Karls erste Geliebte ein edles Weib sein; — jede Liebe hebt einen edlen Charakter, die Liebe eines edlen Weibes befestigt ihn.

Denken Sie sich die große Freiheit des Geistes, die bei der Mutter eines fünfzehnjährigen Jünglings

einen solchen Gedanken hervorbringen konnte. Ich hatte sie sonst nur lieb, jezt habe ich tiefe Ehrfurcht vor ihr.

Ich bringe den größten Theil meiner Zeit in der Gesellschaft meiner Mutter und noch eines eben so edlen Weibes der Räthin Stein zu.

Die beiden Weiber sizen da zusammen, ohne mich im mindesten binden zu wollen; ja, sie ermuntern mich mehr in der Welt zu leben, obgleich meine gute Mutter das Wohlgefallen nicht bergen kann, wenn sie sieht, daß ich mich bei Ihnen einsiedle.

Sieh, da glauben wir jungen Kerle unsre Alten weit übersehen zu können, wenn wir ein hundert Meilen weit von unsrer Geburtshufe, in die Welt gelaufen sind, und ich schäme mich sehr oft von ganzem Herzen, vor den reifen, weisen Urtheilen dieser beiden Matronen über Menschen und Nationen. Es ist als kämen sie von der Reise, und ich säße da und ließe mir erzählen.

Meine Mutter und die Räthin Stein stehen in dem allergenauesten Verhältnisse: sie sind aus der frühesten Jugend her noch Freundinnen; sie wurden in einer Pension erzogen; sie wurden fast zu einer Zeit an zwei Männer verheirathet, die Freunde waren; sie wurden in dem Zeitraume von einem Jahre Wittwen, und von diesem Augenblike an, der kurz nach meiner Abreise nach Frankreich eintrat, sind sie unzertrennlich gewesen.

Die Räthin zog mit ihrer Tochter Julien auf

meine Güter, und da waren die Bildung Juliens, die reinste Wohlthätigkeit und Lektüre ihre einzigen Beschäftigungen.

Julie ist ein sehr gutes Mädchen mit einem sanften Gesichtchen voll Güte und herzlichem Wohlwollen. Sie sizt da, strikt und näht, hört zu, wenn die Matronen reden, ist höflich und artig gegen mich, ohne mich weiter zu bemerken.

Was ich eigentlich aus Julien machen soll, weiß ich nicht. Bei manchen Erzählungen springt ein Interesse, das an Leidenschaft gränzt, in ihr Gesicht, es ist als ob eine Bildsäule belebt würde, und darauf, wenn ich sie ansehe, sinkt jede gehobene Muskel wieder, und das Feuer im Auge verschwindet.

Sie redet wenig; allein das Wenige sehr gut; sie hat nichts imponirendes, und doch haben die Domestiken eine Achtung gegen sie, die nahe an Verehrung gränzt: die Mamsell will dies und das; das ist ihnen die Losung zum Fliegen.

Der Diamant liegt in einer Kieselrinde; ich werde ja endlich den Edelgestein auch gewahr werden. Wie dem nun auch ist; ich befinde mich hier wohl.

---

* * * n.

Ich fühle es jezt immer tiefer, ich bin zu dem ruhigen Genusse eines stillen Lebens geboren, zu dem

unzweideutigen Ergüssen der Freundschaft und der Liebe.

Auf einer meiner kleinen Streifereien von Zürich aus ins Unterwaldische, irrte ich nach und nach vom Wege ab. Hier zieht mich ein Fels an, dort einer; hier lokt mich das Geräusch eines Bergbachs, dort das schöne Dunkel eines Thals, und zulezt bin ich von Bergen ringsumgeben, daß ich schlechterdings den Weg nicht wieder auffinden konnte. Abgemattet durch Hunger und Durst, und durch das ewige auf und abklettern der Berge dankte ich endlich Gott, wie ich einen kleinen Fußsteig fand, der sich in manchen Krümmen in die Höh zwischen Berg und Berg durchwand.

Dieser schmale Pfad führte mich endlich in einen reizenden Abhang zwischen zwei Bergen, die sich im Hintergrunde schlossen, und unter den schönsten Bäumen erblik ich eine kleine reizende Hütte von zwei Seiten unter Obdachungen mit Bienenkörben, und von den zwei andern Seiten mit Spalieren besezt.

Ich eile voll Freude auf die Hütte zu, und finde vor der Hütte unter einer Art Laube eine junge Schweizerin, einen schönen zweijährigen Knaben auf dem Schoß haltend sizen.

Es war ein reizendes rundes, nicht überlanges Weib, obgleich eine Oberhaslerin. Sie sezte, wie sie mich erblikte, nach einem herzlichen Kusse, den Knaben auf den Rasen, und kam mir entgegen.

Die Oberhaßlerinnen tragen ſehr lange Röke von ungebleichtem Zwillig, die bis auf die Spizen der Füße gehen, und gleich unter den Buſen gebunden werden. Der volle Buſen, das lange ziemlich weißliche Gewand gab ihr das Anſehen einer Griechin! das Einſame der Gegend, die dunkeln Bäume aus denen ſie hervortrat, die feinere Bildung, die reizende Stimme mit der ſie mich anredete, vermehrten den romantiſchen Eindruk, den ſie auf mich gemacht hatte.

Ich erzählte ihr mein Abentheuer, und ſie erſucht mich in ihre Hütte einzutreten. Ich ſezte mich mit ihr unter den grünen Vorſprung der Thüre, und nach einigen Worten erſuche ich ſie mir ein Gericht Eſſen, ſo gut ſie es haben könnte, zuzubereiten, und unterſtüze meine Bitte mit ein paar Goldſtüken, die ich dem Knaben auf dem Schoß legte, zu einem Andenken von mir, wie ich ſagte.

Sie macht Anſtalt zum Eſſen, indeß ich unter der Laube ſize, und den Knaben betrachtete, der mit einigen Blumen ruhig fort ſpielte. Von Zeit zu Zeit kam die junge Frau heraus, betrachtete den Knaben, ſah mich lächelnd, gleichſam um meinen Beifall für den Knaben bittend an, gieng dann auf den Hügel zur Seite der Hütte und ſah in das Thal hinab, woher ich gekommen war.

Ich dringe in ſie ein zu eilen, und nun ſezt ſie ſich zu mir, unterhält mich mit einer ſo gutherzigen

Geſchwäzigkeit und ſo angelegentlich, daß ich wohl ſah, ich ſollte noch warten; und dabei gieng ſie wieder den Berg hinan um ſich umzuſehen.

Wartet ſie noch auf Jemand? frag ich endlich.

Sie geſtand mit Errdthen, auf ihren Mann, er ſey nach Lungern gegangen, und müſſe nothwendig jeden Augenblik zurük kommen.

Endlich kam er das Thal herauf. Sie nahm den Knaben mit Liebkoſungen von dem Raſen auf, und eilte dem geliebten Manne entgegen. Er umarmte ſie, und ſie hielt ihm den Knaben hin, und ſchien für das Kind die Liebkoſungen zu erflehen, die der Mann allein ihr gab.

Sie kamen heran, ſie ſezte ſich neben ihn auf die Bank, ſchlug einen Arm um ſeine Schulter, betrachtete ihn, küßte ihn, während ich dem Mann über mein Hierſein erzählte, und ich, eine ſeltene Erſcheinung für die Oberhaßlerin, war rein vergeſſen.

Endlich nach einer halben Stunde, wo Liebkoſungen von Fragen nach ſeinem Befinden, und dieſe Fragen von Küſſen immer unterbrochen wurden, erinnerte man ſich endlich, bei des Mannes Frage nach dem Eſſen, daß der gute Herr Hunger habe.

Das Eſſen wurde aufgetragen. Die junge Frau wandte die Schüſſel beſtändig ſo fein, daß der Mann immer zu den beſten Stüken kam; dagegen prieß ſie mir jedes Stük, das ſie mir vorlegte, mit einem Strome von Beredſamkeit, als das beſte an.

Nachmittag fühlte ich mich doch so ermüdet, daß ich es nicht wagen wollte den Rükweg zu nehmen, und das glükliche Paar trug mir so offen ein Nachtlager an, daß ich nicht das Herz gehabt haben würde, es ihnen abzuschlagen.

Nach einigen Stunden Schlaf war ich doch so munter wieder, daß ich die reizendsten aller Gegenden noch von der untergehenden Sonne beglänzt sehen konnte.

Die Nacht hörte ich das Gespräch dieser glüklichen Eheleute; und Lehwald, Lehwald, es gieng mir durch Mark und Bein, diese vertrauliche, reine, kraftvolle Ergiessung zweier natürlichen, liebevollen Herzen. Die Hütte wurde mir ein Tempel der heiligen Liebe, und ich gieng noch die Nacht hinaus, sezte mich in den Vorsprung, und träumte den seeligsten Traum meines Lebens, ein Weib mit der Liebe dieses Weibes.

Am andern Tage führte mich der Mann an einen See, den die Aare am Haßlethal bildet, und der den vorigen Tag meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Ich stieg in einen kleinen Kahn und fuhr hier unter einer herüberhängenden Laube von Buchen und Weiden, und hier stach ich durch einen Wald von schwankendem Rohr, besuchte jede kleine Bucht, und dann stieß ich mitten auf den See um den zauberisch schönen Anblik der Küste zu haben. Da standen Häuschen unter Buchen; da stieg ein

Berg mit wilder gräßlicher Geſtalt in die Höh und drohte den See auszufüllen; von weitem hob ſich der Pileatus mit ſeinen zakigten, nakten Felsſpizen hinter den Bergen hervor; da weideten Heerden Kühe mit dem ewigen Geläute ihrer Gloken; da wandte ſich ein fruchtbares Thal hinter einem Berge hervor, mit ſeinen ſchattigten Bäumen. Ich war mit zwei andern Kähnen allein auf der See, und ich vermied die Geſellſchaft und war unendlich glüklich, ich legte mein Ruder nieder und ließ mich vom Laufe der Aaare forttreiben, und fand immer wieder nach tauſend Gedanken, daß nur Einſamkeit, die Natur und Liebe mich beglüken könnten.

Ich kehrte endlich zurük zu meiner Hütte, ſchon von weitem erkannte ich meine Wirthin, die mir entgegen gekommen war, ſie nahm mir ein Gericht Fiſche ab, die ich gefangen hatte, und ſo giengen wir ſchweigend zur Hütte, vor der der Mann ſaß und mit dem Knaben ſchäkerte.

Drei der ſchönſten Tage lebte ich unter dieſen glüklichen Menſchen, drei der ſchönſten Tage meines Lebens. Ich konnte mich kaum der Thränen enthalten, wie ich von dem jungen Weibe Abſchied nahm, und ſie mir ängſtlich anempfohl, ja keine gefährliche Höhen zu beſteigen, mit mir redete, und ihren Mann in Augen hatte; ihr Mann nämlich ſollte mich begleiten.

Kommen Sie je in die Gegend, ſo beſuchen Sie dieſe Hütte, ſie liegt bei dem Dorfe Mäyringen ohn-

weit der Aaare, der Mann heißt Ried, und versichern Sie dem glüklichen Paare, daß ich noch jezt ihr Loos beneide.

Nehmen Sie mir mein Gold, lassen Sie mir nur so viel als ich bedarf sokratisch zu leben, und geben Sie mir ein Herz, dessen Ergiessungen von Liebe gegen mich so unzweideutig sind, als die Liebe dieses Weibes, und ich bin über glüklich.

Wie zweideutig sind dagegen alle Aeusserungen der Liebe und Freundschaft in der großen Welt? die Liebkosungen eines Weibes aus dem glänzendsten Zirkel, ihre Schwüre, ihre Blike, ihre Umarmungen — ich will leichter Träume deuten und die Wahrheit öfter treffen, als diese nichtssagende Aeusserung einer vielleicht bloßen Eitelkeit.

Und diese Gewißheit, diese Gewißheit ist es, die mich glüklich machen muß, und wo anders soll ich finden, wo anders sie fest halten, als in der ländlichen Einsamkeit; am Busen der Natur. Ja ich bin zu dem ruhigen Genusse eines stillen Lebens geboren, und hätt ich je daran im Ernst zweifeln können, so würde ich es noch jezt glauben; jezt da ich anfange diesen Triumph zu geniessen.

O Sie sollten mich in den Armen meiner Freunde sehen; Sie sollten die Liebe einmal fühlen, von der mein Herz voll ist, und die so ungezweifelt in Blike, Worte und Handlungen überfließt; Sie müßten dieses unschuldige, reizende, seelenvolle Mädchen sehen, wie sie sich bestrebt mit einer heitern

liebevollen Güte, die kleinſte Wolke von meiner Stirn zu treiben. Juliens ſo beſcheidene Vertraulichkeit gegen mich, zieht mein Herz nach und nach unwiderſtehlich in die ſanfteſten Bande der ſeelenvollſten Liebe, und ich hoffe bald nicht mehr die Hütte im Haßlethal beneiden zu dürfen. —

* * n.

Julie iſt von mir belagert, ohne daß ſie es weiß, lieber Lehwald, ich habe ſie unabläßig im Auge; ich ſcheine gleichgültig gegen ſie, und zugleich ſtudier' ich jedes ihrer Worte, alle ihre Mienen; ich bin für Julien wie das zarteſte Gewiſſen der beſorgteſten Unſchuld; der kleinſte Fleken auf dieſem reinen Spiegel ihrer Seele könnte meinen ſcharfen unabläßigen Blike nicht entgehen.

So reizend und ſo frei von Grimaſſe, ſo liebenswerth und doch ſo demüthig, ſo gebildet und doch ſo unſchuldig, ſo geiſtreich und doch ſo wortarm, ſo viel erworbene Reize, und doch ſo natürlich, ſo feſt in ihren Grundſäzen und doch ſo mitleidig, ſo edel und doch ſo geſchmeidig.

Ich irre mich nicht, wie Sie zu glauben ſcheinen: ſie iſt das Weib, nach dem mein Herz ſich als nach einer Unmöglichkeit ſehnte. Morgen geh ich nach Oberſtedt. Bis dahin leben ſie wohl!

Dederſtedt.

Da ich in der Schweiz die Gletſcher beſtieg, ſo war mein Führer ein ehrlicher Hirt vom Gebürge. Im Geſpräch fragte er mich, mit einer Art von Heimlichkeit, warum die vielen Fremden die höheſten Gebürge mit Gefahr und Mühe bekletterten. Ich antwortete etwas drauf, er ſchien das zu bezweifeln, lächelte und ſchüttelte den Kopf und ſagte: wir ſuchens auch, und ich habe es auch ſchon geſucht. Ich fragte ihn: was? — und da erzählte er mir, auf den höchſten Alpen wüchſe ein Kraut, mit einer Blume wie eine Roſe geſtaltet und auch ſo riechend, und wer dieſe ſeltene Blume findet, der iſt immer vergnügt, alles gelingt ihm, jede Arbeit geht ihm von der Hand, jeder Menſch, der ſich ihm nähert, iſt gezwungen ihn zu lieben, kein Sturm kann ihm ſchaden, keine giftige Luft ihn treffen, ſein Vieh gedeihet, jede Blume riecht ihm ſchöner, jede Speiſe iſt ihm ſüß.

O mein theurer Freund, dieſe ſeltene Blume habe ich gefunden; hier blüht ſie in ewiger junger Blüthe an meinem Herzen. Wörtlich trift meines Hirten Sage bei mir ein. Eine reine, immer fröhliche Heiterkeit liegt in allen Gegenden meiner Seele, alles gelingt mir, ich wünſche, und es iſt, wie ich wünſche; ich habe Frieden mit mir, mit der ganzen Welt; die ganze Natur hat höhere Reize, und überall quillt mir Leben und Gedeihen entgegen, und dieſe ſeltene Blume iſt — Julie.

Ich fragte meinen Führer im Gebürge; ob er nicht glüklich wäre, daß auch Er nach dieser Blume gesucht habe? Ich bin wohl glüklich, antwortete mir der Mann lächelnd: ich habe satt, mir schmekt das Essen, mein Vieh gedeihet — aber —

Nun? aber —

Aber — fuhr er lächelnd fort: so von allen Menschen geliebt zu werden, daran wage ich so gut mein Leben als andre.

Hören Sie die simple Sprache des Herzens. Geliebt zu werden, daran wagt der Mann sein Leben, und ich bin es — ja ich bin es und bin nur den reizendsten Weg voll Rosen an der Hand der Natur gegangen.

Sie liebt mich, Julie liebt mich; zwar ist dieses Geständniß noch nicht über diese reizenden Lippen gekommen; aber ihr Blik, ihr stiller glänzender freundlicher Blik hat mir, wie die schönste Morgenröthe einen heitern Tag, ihre Liebe schon angekündigt.

Die Zeit ist verschwendet, die ich hier am Tische zubringe; aber doch muß ich einen haben, mit dem ich das große Gefühl meines Wesens theilen kann: hier in das todte Papier hauch ich Leben, empfangen Sie es von ihm: Julie liebt mich.

Dederstelt.

Nein ich verlange nach dieſem Geſtändniſſe von ihren Lippen nicht; ihre Worte würde ihre Liebe ſchmälern; denn was könnten ihre Lippen mir ſagen, was mir nicht ihr Blik, ihre Unruhe, ihre Theilnahme an allem, was zu mir gehört; ihre Angſt, wenn ich zu Pferde ſteige, um ein Viertelſtündchen mich zu bewegen, und die Freude mit der ſie mir ſchon von weitem entgegen ſiehet, ſchon längſt und beredter geſagt hätten.

Nein, ich habe nichts mehr zu beneiden! Was bedarf ich noch mehr als ich habe? o ich brauchte nicht einmal ſo viel; wie ſoll ich es anfangen, Ihnen mein Glük zu ſchildern; ich erlebe nichts; ich verändere meinen Zuſtand nicht; ich kann Ihnen auch nicht die kleinſte Begebenheit erzählen; ich kann Ihnen kaum den Gegenſtand meines Glüks nennen; ich kann Ihnen nichts ſagen, als: ich bin hier glüklich, hier, hier, wo meine Kindheit mir noch einmal mit allen ihren reinen Genüſſen zurükgegeben wird; wo die wonnevollen Bilder aus meiner Jugend durch tauſend Gegenſtände die mich umgeben; und die ich noch aus der Kindheit erkenne, zu lebendigen Geſtalten werden und vereint mit meinem jezigen Glük mein Herz in den ruhigſten Taumel ſezen, den je ein Sterblicher gefühlt hat. Die Freuden aus zweien Altern meines Lebens umgeben mich ungetrennt, und ich weiß nicht, welche ich vorziehen ſoll. Ich lebe doppelt, ich lebe dreifach; denn die

hellſte Zukunft, ſo gewiß, ſo lebendig, hat ſich zu ihnen geſellt und ich genieſſe die verfloſſene Kindheit, die Gegenwart, und ſchon voraus eine ſelige Zukunft.

O die erſten Augenblike, da, mit dem erſten Schritt, den ich auf den geliebten Boden that, der mich erzog, alle dieſe reizende Gefühle erwachten, wie ſoll ich ſie Ihnen malen?

Meine und Juliens Mutter, Julie und ich fuhren endlich den ſchönſten Maytag nach Oederſtedt ab. Mit jedem Schritt den ich der geliebten Wiege meiner Jugend näher kam, wurde ich unruhiger. Eine ähnliche Empfindung fühlte ich, da ich von weitem Rom erblikte.

Eine ſtille, angenehme, ſchauerliche Empfindung bewegte mich, der Wagen gieng mir zu langſam, und zu ſchnell. Ich wünſchte in Oederſtedt zu ſein und wünſchte auch jedem Hügel, jedem Buſche, jeder Stelle, die ich kannte mein Willkommen geben zu können.

Meine Unruhe ward heftig und merklich. Willſt du ausſteigen Karl? fragte meine Mutter und wiſchte ſich die Augen, ich ſtieg aus, Julie mit mir. Ich kann nicht im Wagen bleiben! rief ſie und ihr Auge funkelte, ihre Wange glühte.

So giengen wir beide ſchweigend neben einander her, durch ein Gehölz. Hier fand ich einen Hügel, wo ich tauſendmal geſeſſen hatte, eine ſchöne Buche beſchattete ihn; ich hätte um alles nicht vor-

über gehen können, wie mechaniſch ſezte ich mich nieder. Julie rief ich und ſtrekte ihr beide Arme entgegen. Sie ſah mit einem himmliſchen Lächeln mich an, und häufige Thränen rollten aus ihren Augen. Das ſah ich erſt jezt; allein ein Bach, der im ſanften Geriſſel neben dem Hügel dem Dorfe zufloß, deſſen Quellen ich oft als ein Kind bis ins Weltmeer verfolgt hatte, zog meine Blike auf ſich. Die Gegenwart verlor ſich, ich war wieder Kind, ich ſtand bei ihm, die Wellen ſpülten den Staub von meinen Füſſen, und meine Augen verfolgten ein Blatt das ſeine Wellen trugen.

Wollen wir nicht weiter gehen? mit den Worten wekte mich ſchüchtern Julie aus meiner Spielerey. Wir giengen. Auf einmal! Auf einmal — O Freund fühlen Sie dieſes Auf einmal! lag mein Dorf hell vor meinen Augen im Thal. Der Anblik überraſchte mich. Sonſt zog ſich das Gebüſch bis ins Thal hinab und verſtekte das Dorf. Meine Mutter hatte dieſen Abhang zu Land machen laſſen. Auf einmal lag es da! O rief ich und ſtrekte meine Arme aus in dem überſchwenglichſten Entzüken: ſe ſe-jour eſt celui du bonheur et de l'innocence! Si je ne les trouve pas ici, il ne nes faut chercher nulle part!

Sie werden ſie hier finden, rief Julie laut ſchluchzend: ſie ſtammelte, ſie lag in meinen Armen, ſie drükte mich an ſich, ihre Lippen lagen auf mei-

nen, unſre Thränen vermiſchten ſich, unſre Seufzer. Ich war auſſer mir.

Dederſtedt.

Stolz und Bequemlichkeit haben die glänzende Lehre erfunden: wohlwollend für die Gattung Menſch zu ſein, und durch das Leiden des einzelnen Menſchen ſich nicht ſtören zu laſſen. Es iſt ſo bequem über die Pflicht zu raiſonniren, vom allgemeinen Wohlwollen zu ſchwazen, ſelten wird man in den Fall kommen, von dem Zufalle beim Wort genommen zu werden: denn was kann ich für das menſchliche Geſchlecht thun? O Freund, wir können nur lieben, was uns ähnelt, und die abgezogene Idee Gott, wird nie der Gegenſtand unſrer Verehrung, unſrer Liebe und unſers Vertrauens werden, ſo wie eben ſo wenig die Idee Menſch. Man will das Herz heben, und macht aus dem Menſchen, der einzelne gute Thaten that, nichts als einen Schwäzer großer Worte. Und wenn man man auch ein zulängliches evidentes Prinzip für die Moral fände, ſo wird man nichts haben als nur eine ſchöne Idee.

Man will die Allweisheit des Himmels haben, und vergißt das eingeſchränkte menſchliche Herz, das ſich allein an das Einzelne hängen kann. „Mein Herz kann nur für einen auf einmal fühlen! ſagte neulich bei einem ſolchen Geſpräch Julie: ich würde unglüklich ſein, wenn mich die Leiden aller Men-

schen beschäftigten, und ich hätte nicht zugleich den Reichthum Gottes, und seine Weisheit. Der Baum beschattet nur eine Stelle, die Quelle bewässert nur da die Pflanzen, wo sie sich hin gießt, die Sonne erwärmt nur eine Seite der Erde, und ich — wollte Gott, ich könnte allen helfen; allein — so ist es besser, daß mich das ferne Elend weniger interessirt. Es würde meine Empfindung gegen das Leiden, das ich kenne, beengen, und ach! der Unglükliche bedarf doch des ganzen Trostes, eines ungetheilten Herzens. Nein, Gottlob! sezte sie mit funkelnden, von himmlischen Feuer strahlenden Augen hinzu: ich tröste jeden Unglüklichen, den ich kenne, so als ob er der Einzige Unglükliche auf Erden wäre."

Und so ist sie. Sie ist die helfende Gottheit aller Leidenden, jeder Unglükliche wendet sich an sie, und thut er es nicht, so bringt sie ihm Trost ungefodert entgegen: als ob sie die Bittende und er ihr Wohlthäter wäre.

Es hat mir Mühe genug gekostet, diese Seite ihres schönen Herzens in diesem vollen Glanze zu erbliken, sie scheint neidisch auf alle Wohlthaten, die man erzeigen könnte, zu sein, und darum verschweigt sie das Leiden, um ihm allein abhelfen zu können.

Ich habe sie belauscht, lieber Lehwald. Da sizt sie, die segnende Gottheit, an dem ekelhaften Lager eines Greises, horcht mit großem Interesse auf seine langgedehnten Klagen, wird nie müde

zuzuhören; und nun ergießt sich aus ihren holden Lippen Muth für den Elenden, Trost für den Jammernden, Rath für den Zweifelnden in vollen Strömen. Sie geht, und der Unglükliche, den sie verließ, ist weniger traurig oder weniger unglüklich, und in ihren Augen strahlt ein Triumph, der mir um nichts feil sein würde.

Liebe giebt sie und Liebe belohnt sie. Man betet sie an. Ich habe die Liebe meiner Unterthanen, und Julie hat sie mir gegeben. Auf meinem Hofe hatten sich den Tag meiner Ankunft der größte Theil meiner Unterthanen versammlet. Ein lautes Vivat schallte mir entgegen, da ich in die Pforte trat, ich wurde mit Blumen überstäet; ein alter Greis sagte zitternd mir ein paar Worte, bat um meinen Schuz und um meine Liebe für meine Unterthanen.

Ich war gerührt; so viele Empfindungen hatten mich betäubt, ich antwortete kaum ein paar Worte. „Ich war diesen Menschen fremd, sie waren glüklich, und verloren nun den Herrn unter dem sie glüklich gewesen waren.“ Das waren Gedanken die ich vorher gehabt hatte, und die mich jezt doch wenigstens auf den Eindruk aufmerksam machten, den ich auf meine Unterthanen machte.

Ich sah ein Befremden auf ihren Gesichtern, eine Aengstlichkeit; sie maßen mich heimlich mit ihren Bliken. Meine Mutter die eben so gerührt war, umarmte mich mit Thränen: ich gebe meine Ansprüche auf deine Liebe von jezt an auf, mein Karl!

dort ſtehn deine Kinder; ihnen ſchenke ich meine Anſprüche, ſei ihr Vater.

Meine Thränen floſſen. Julie flog in meine Arme, o Molkau! rief ſie: nein, Sie werden — Ein lautes jauchzendes Freudengeſchrei verſchlang ihre übrigen Worte. Alles drängte ſich um mich her: Gottlob! Gott ſei Dank! — Unſer guter, guter Herr! Gottes Segen! war alles was ich durch die Stimmen vernahm.

Julie umarmte mich, und dieſe Umarmung hatte alles fremde von mir genommen, hatte mich feierlich entſündigt, ſie erkannten jezt in mir ihren Vater.

So groß iſt die Allmacht dieſes Mädchens.

Ederſtedt.

O was einem die Tugend leicht wird, wenn man durch die Gefühle ſeines Herzens glüklich iſt; ich habe in den vierzehn Tagen, die ich hier bin, mehr Gutes gethan, als in den acht Jahren auf Reiſen, wo ich ſo viel menſchliches Elend ſah. Ich fange an Juliens Nebenbuhler in der Liebe meiner Unterthanen zu werden.

Noch will mirs nicht ſo mit dem Leiden gelingen, als mit dem Mangel. Bedarf jemand Unterſtüzung ſo wendet er ſich an mich, und bedarf man Troſt, ſo flieht man zu Julien. Glaubt man daß ich nur Geld und kein Herz habe? Aber wer hat ein Herz wie Julie?

Oederstedt.

Sie ist mein! Sie ist mein! Ich glaubte alle menschliche Seligkeit zu besizen, und wie viel war noch für mich übrig! aber mehr erträge der endliche Geist nicht.

Wie es kam, fragen Sie? Ich habe Ihnen schon geschrieben, daß längst ihr Herz mein war; ehe noch ihre Lippen mir es versicherten. Sie war den ganzen Tag an meiner Seite, des Morgens mit dem ersten Stral der Sonne waren wir im Garten, wir giengen neben einander, schwazten oder schwiegen und waren glüklich. Sie strikte, und bei jeder Nadel die sie auszog, sah sie einmal lächelnd zu mir auf, und schwieg und strikte weiter. Von Zeit zu Zeit bot sie mir die Hand, lächelte und schwieg und wir waren glüklich.

Waren unsre Mütter da, und redeten, Julie lächelte mir zu, ich lächelte ihr zu, wir nahmen keinen Theil, oder doch selten nur, am Gespräch, und waren glüklich. Mittags aßen wir, Julie legte vor und nur mir gab sie den Teller, nur für mich war sie da; — alles hatte für uns eine eigene Bedeutung; die Mütter redeten, und wir redeten durch das Gespräch unsrer Mütter, ganz etwas fremdes, und ich war sicher, sie verstand mich.

Ich könnte Ihnen ganze Gespräche zwischen uns aufschreiben, wo wir beide kein Wort geredet haben.

Nachmittag las sie eine Stunde vor; ich hörte an ihrer Stimme was mich gelten sollte, und wir redeten zusammen ohne ein Wort zu sagen. Abends blieben wir im Garten so lange es nur schiklich sein konnte, und dann hörte ich sie noch bis Mitternacht auf dem Flügel spielen, und dann noch einmal hörte ich ihr Fenster öfnen, ich öfnete meins. Unsre Gedanken flogen zu einander, unsre Träume begegneten sich gewiß. Das war Ein Tag, das waren alle Tage.

Eines Tages bin ich in die Nachbarschaft gebeten. Ich reite ab, und Juliens Blike verfolgten mich, bis mich das Gehölz verbarg. Ich komme zurük, und finde Juliens Auge leicht berdthet! sie ist freundlich, allein in ihrer Freundlichkeit lag eine Trauer, die ihr Lächeln mir nicht entziehen konnte. Vorgefallen ist nichts; meine Mütter beide sind heiter wie gewöhnlich. Juliens Blik hängt auf mir mit einer sichtbaren Unruhe. Ich schlage mein Auge auf sie, ich lächle ihr zu, sie lächelt wieder, aber mit dem Lächeln einer Kranken, die ihren Schmerz verbergen will, um einem geliebten Manne nicht weh zu thun.

Ich will sie allein sprechen; sie weicht der Gelegenheit aus. Endlich sehe ich sie im Garten gehen, ich fliege hinterher.

Was ist Ihnen liebste Julie?

Lieber Molkau, sagte sie mit einer süssen bit-

tenden Stimme, und reichte mir mit einer stummen lichtrauigen Miene die Hand: gönnen Sie mir diese Stunde Zerstreuung. Mir ist nichts, nichts das Sie beunruhigen darf.

Ich wollte etwas sagen; allein sie unterbrach mich: ich bitte Sie, lieber Malkau; eine Grille, eine bloße Grille! — ich bitte Sie, lassen Sie mich allein!

Ich gieng zurück, ich sah sie sich verstohlen ein paarmal die Augen troknen.

Auch noch am andern Tage vermied sie mich allein zu sehen — und in Gesellschaft unsrer Mütter — sie schwollte nicht, sie war nicht übelaunigt, sie zwang sich freundlich gegen mich zu sein, und doch war ihr Auge noch roth, ihre Wange blaß, und bis zwei Uhr Nachts hatte ich Licht auf ihrem Zimmer gesehen.

Länger konnt ichs nicht ertragen. Da wir Abends uns einander verlassen hatten, schlich ich vor Juliens Zimmer. Ich wußte sie war allein. Schon hatte ich den Finger gekrümmt anzupochen, als ich ihre Stimme hörte. Es war ein Seufzer. Ich horchte und hörte nichts mehr. Das durchscheinende Licht entdekte mir eine Oeffnung in der Thüre ihres Zimmers, ich sah hindurch — O Lehwald, da saß sie gerade mir über an einem Tische auf den schönen Arm gestüzt nachdenkend da, ein Buch vor sich, in dem sie nicht las.

Auf ihrer Stirn hieng ein rührender Kummer.

Sie hob ihr ſchönes, naſſes Auge ein paarmal zur Deke, und ein tiefer Seufzer begleitete den Blik.

Sie war ſchon im leichten Nachtgewande, ihre braunen Loken wallten über ihre Schultern nieder, ihr Buſen wallte freier, doch züchtig bedekt, unter dem Gewande.

Ich hätte ſo Stunden lang ſtehen können. Endlich pochte ich leiſe und öffnete die Thür.

Julie erſchrak, da ſie mich erblikte. Ihre erſte Bewegung war heftig, ſie flog auf, doch nach einigen Sekunden war ſie in Faſſung, auſſer eine glühende Röthe dekte ihre Wangen.

Liebe Julie, Sie ſelbſt ſind Schuld, hob ich an, daß ich mich eindränge. Sie vermeiden mich. Sie haben Kummer! und ich fürchte, ich bin auf eine Weiſe die Urſach!

Lieber Molkau, Sie die Urſach? ich Kummer? Sehen Sie, lieber Molkau, wie ich Ihnen geſagt habe, eine bloße Grille. — Sie war in Verwirrung.

Hat Julie Ausflüchte nöthig? — Julie, ſezte ich ernſt hinzu: unſre Art von Freundſchaft bedarf eines ungemeſſenen Vertrauens, wenn es auch meine Liebe gegen Sie nicht verdient. — Julie, ich bin ein ehrlicher Mann!

Sie ſah mich ein paar Augenblike betroffen mit großen Augen an als ob ſie ſich bedächte.

Molkau, es könnte kommen, daß ich Ihre Achtung in ein paar Augenblikken verloren hätte.

Wie? Julie? meine Achtung? Wenn ich so gewiß nie die Ihrige verliere. — Lassen Sie mich Ihr Vertrauen haben.

Sie sah mich wieder betroffen und nachsinnend an; Molkau! rief sie, und ihre Augen glänzten von Thränen, Molkau! sezte sie noch einmal in großer Bewegung hinzu.

Sie schloß einen Schrank auf, holte ein Papier heraus, nahm etwas aus dem Papiere heraus; wer ist das? fragte sie mit einer bebenden Stimme und abgewandtem Gesicht.

Es war ein großes Miniatur-Gemählde; ein sehr schönes Mädchen, eine Idee von Guido Reni, deren Original, im Farnesischen Pallast hängt, steht in idealischer Kleidung in der zärtlichsten Stellung da, und zu ihren Füßen liege ich sprechend ähnlich gemalt, und breite dem Mädchen meine Arme entgegen, und unter dem Gemählde stehen aus irgend einem Sonett diese beiden Verse.

Quanto ciascuna é men bella di lei
Tanto cresce il desio che m'inamora.

Jezt muß ich Ihnen auch sagen, wie ich zu diesem sonderbaren Gemählde komme.

In Rom hatte ich einen sehr vertrauten Umgang mit Lord Seymour. Er war ein sehr edler Mann, nur immer in Liebeshändeln verwikelt, die ihm zulezt beinahe den Tod zugezogen hätten. Ich war sein Vertrauter, und nun lag er auch mich an, ihm meine Geliebte zu nennen; ich versprach ihm lachend

ihn den andern Tag bei ihr zu präsentiren, führte ihn, da er mich daran erinnerte, in den Farneſiſchen Pallaſt und zeigte ihm dieſes wirklich reizende Gemählde von Guido.

Als ich in Mayland bin, ſendet mir Mylord eine Kopie des Mädchens von einem ſehr fleißigen Künſtler, und mein Bild, das ich ihm hatte geben müſſen, vor ihr auf den Knieen, mit einem ſehr luſtigen Briefe.

Ich habe, weil mir wirklich das Mädchen ſehr gefiel, es zugleich als einen Beweis von Mylords Freundſchaft ſammt dem Briefe aufbewahrt, um ihn nach ſeinem Willen einſt zu gebrauchen.

Julie iſt in meiner Abweſenheit auf meinem Zimmer geweſen, und findet, weil ich eben vorher Briefe geſucht hatte, das Gemählde auf den Papieren liegen, und nimmt es zu ſich.

Wer iſt das? fragte Julie alſo.

O Julie, wie glüklich bin ich! ſo rief ich, lief auf mein Zimmer und holte den Brief von Seymour.

Sie ſah mich verwundert an, da ich zurük kam und ihr den Brief von Mylord gab.

Sie nahm den Brief, ſie las ihn, ſie las ihn wieder, ſie erröthete, ſie glühete, ihre Hände zitterten; ſie hatte nicht das Herz die Augen aufzuſchlagen.

Ich muß Ihnen die Stelle, die das Gemählde betrift, abſchreiben:

„Hier, lieber Molkau, ſende ich Ihnen Ihre „Geliebte aus dem Farneſiſchen Pallaſt. Es hat „mir Mühe gekoſtet Ihnen dieſe ſchöne, ſehr ähnli„che Kopie zu verſchaffen. Sollten Sie einmal ein „Mädchen finden, das ſchöner iſt als dieſes Ideal „des Guido, ſo ſchenken Sie Ihrer Geliebten das „Gemählde an dem Tage, da ſie Ihnen ihre Liebe „geſteht; leſen Sie ihr dieſe Poſſe von William Sha„mour vor, der Ihrer ſchönen Braut hierdurch verſi„chert, daß Molkau nie ein andres Mädchen ge„liebt hat, als dieſes Gemählde, und den Anſchein „von ſich giebt, vor ſeiner Verbindung nie ein ande„res zu lieben als dieſes.“

Ich, lieber Lehwald, weidete mich an der Verwirrung Juliens, die ſie noch reizender machte. Endlich gab ſie mir holderröthend den Brief zurük.

Ich ergriff ihre Hand: darf ich Ihnen dieſes Gemählde ſchenken, Julie? —

Sie legte ihre Stirn auf meine Schulter: O Gott! ſagte ſie mit der innerſten Bewegung.

Ich umfaßte ſie: liebt mich Julie?

Ein leiſes Ja! entfloß ihren Lippen, ſie lag in meinen Armen.

Und ſeitdem mögen Ehrgeiz, Goldſucht, Eitelkeit und das ganze Gelichter von Leidenſchaften ruhig ihr Spiel treiben, ich beneide nichts, ich wünſche nichts, ich hoffe nichts. Ich habe alles. O Lehwald, was für unbeſchreibliche Seligkeit hat die Natur in das Herz gelegt! O wehe dem Menſchen, der ſchlech-

ten Sand sammlet und diesen unschäzbaren Diamant mit den Füßen tritt.

Diese reine Unschuld, dieses Herz, das Engel beneiden müssen, diese arglose, natürliche, unverstellte offene Seele, dieser Himmel ist mein. O Gott, wie wörtlich ist das eingetroffen, was ich ausrief, da ich mit ihr die Anhöhe hinab in das Dorf sah: ce séjour est celui du bonheur et de l'innocence!

Dederstedt.

Lehwald, Julie ist fort! — Ich habe sie nicht wieder gesehen! — Auf den Knieen habe ich meine Mutter gebeten, mir zu sagen, wo sie ist. Sei unbesorgt antwortete sie; sei unbesorgt! Julien ist wohl! — es ist nichts! und dabei brechen Thränen aus ihren Augen. Juliens Mutter ist mit ihr abgereist! — Meine Mutter tröstet mich, mit einer Miene, die zeigt, wie sehr sie selbst des Trostes bedarf, den sie mir giebt. Ein Vormund von Julien, erzählt sie mir, dem Juliens Vater eine große Gewalt über die Bestimmung ihres Schiksals und über ihr Vermögen im Testamente eingeräumt, habe jezt seine Rechte reklamirt. Er wolle Julien verheirathen. Juliens Mutter hielt es für dienlich, den Vormund, der kein unbilliger Mann sein soll, selbst zu sprechen, den Juliens Liebe gegen mich auf eine

gute Art beizubringen, und die Verbindung mit mir zu arrangiren.

Die Räthin Stein fürchte meine Hize, und habe daher das Versprechen von meiner Mutter erhalten, mir ihren Aufenthalt zu verschweigen, und gäbe mir dagegen die heilige Versicherung, daß Julie so wenig als sie, je in eine andere Verbindung willigen würde.

Die ganze Erzählung sieht einem Mährchen ähnlich, und wird mir auch in dem Tone eines Mährchens erzählt. Warum habe ich von diesem Vormunde nie etwas gehört? Warum meldet sich der Mann nicht früher? Meine Mutter beantwortet alles das so zweideutig, daß ich wohl sehe, man will mich irre leiten.

Tausendmal frag' ich, wüt' ich, tod' ich, wo ist Julie, und ihre Antworten sind Thränen oder leere Betuhigungen. Unser Haus ist ein Haus des Elends. Mit stieren, traurigen Blikken betrachten mich alle Domestiken, und keiner weiß wo sie ist! — Wo ist sie? Ich werde noch von Sinnen kommen!

Ist das mein gehaftes Glük? Sie ist fort, und ich weiß nichts von ihr. Meine Mutter bleibt bei ihrem hartnäkigen Schweigen und bei ihren Thränen! Was kann es sein? so frag ich mich tausendmal im Tage! Ich bin auf ihrem Zimmer, ich wohne dort, tausend Kleinigkeiten habe ich von ihr

gefunden, einen angefangenen Zettel an mich von ihrer Hand: „Liebet Karl, wie unendlich lieb' ich Sie! O, ich muß es Ihnen sagen.“ — Diese wenigen Worte, ich betrachte sie täglich und immer mit nassen Augen. Und das soll alles sein, was ich von ihr habe? Alles? — Nein bei Gott! meine Mutter soll und muß sagen, was sie weiß!

Ich werde nichts erfahren! Sie haben geschworen mich um den Verstand zu bringen. Bis drei Meilen von hier hab' ich die Spur des Wagens, und von da an weiß kein Mensch weiter etwas! Ich tobe, und man hält mich für unsinnig. Meine Mutter sagte mir heute: Karl, du führst mich so den Weg zu meinem Grabe.

Und Sie, antwortete ich, mich den Weg zum Irrhause. Sie schlug das Auge gen Himmel, und umarmte mich schweigend. Heute hat das gut gethan. Ich bin sanft gewesen. Allein wird das immer? — und zwingt man mich nicht? — wo ist sie? —

Wie das alles zugegangen ist? Sie ist fort! — das, was ich weiß, macht nur meine Angst noch fürchterlicher. — O die unglückliche Reise die ich in die Residenz machen mußte! Ich komme noch ein paar

Morgen zurück, und sie ist fort. — Was man mir erzählt hat, sieht Fabeln ähnlich.

Am einem Morgen schallt Juliens Mutter heftig. Man läuft hinzu. Julie liegt in tiefer Ohnmacht auf einem Sofa, ihre Mutter, bleich wie eine Leiche, ringt die Hände, schluchzt; o Gott, mein unglükliches Kind! diese Worte hat sie tausendmal wiederholt. Meine Mutter kommt dazu. Man heißt die Domestiken gehen. So bleiben sie den Morgen alle drei eingeschlossen, selbst am Mittag haben sie ohne Aufwartung gegessen; allein fast alle Schüsseln sind unberührt wieder abgenommen. Julie, dieses erbarmungswürdige Mädchen, hat wie die Verzweiflung da gesessen. Nach Tische haben beide Mütter sie zu Bette gebracht. Abends hat man in Juliens Zimmer vor dem Bette gegessen, ebenfalls ohne Bediente. Weinend sind beide Mütter aus dem Zimmer Juliens gekommen. — Julie ist die Nacht auf gewesen, und hat unter Händeringen und Schluchzen die ganze Nacht hingebracht.

Was kann das sein, Lehwald? Etwas wichtiges muß es sein, denn meine Mutter war, wie ich kam, schlechterdings aus aller Fassung!

Am andern Mittag ist Julie mit ihrer Mutter abgereist, und drei Meilen von hier haben sie Postpferde genommen, und sie sind verschwunden. Julie hat kaum den Weg zum Wagen gehen können, so hat sie geschwankt! Noch einmal hat sie die Arme gegen das Haus ausgestreckt, dann ist sie meiner Mutter

laut schreiend in die Arme gesunken, schluchzend ist sie in den Wagen gestiegen, und sie sind verschwunden.

Bedenstedt.

Meine Mutter hat mir versichert, Julien sei wohl, und ich soll sie wiedersehen! allein was helfen mir diese Versicherungen, die meine Unruhe von ihr erpreßt, und die sie mir mit einer höchst zweideutigen Miene giebt.

Ich ziehe umher im Lande wie ein irrender Ritter, und suche sie an allen Orten, wo ich sie vermuthen kann, auf, und finde sie nirgend. Niemand weiß von ihr, ich bin der Einzige der dabei leidet. Selbst meine Mutter hat sich beruhigt, nur verschweigt sie jezt noch eben so hartnäkig ihren Aufenthalt. — Ich soll eine Reise in die Residenz machen, um den verwirrtesten Prozeß aufzuhellen. Meine Mutter giebt mir Geschäfte, um mich zu zerstreuen, und ich nehme sie an, um aus dieser Gegend wegzukommen, wo mich alles an sie und an ihren Verlust erinnert.

* * n.

Hier bin ich schon zwei Monate, ohne einen Schritt weiter in meinem Prozesse zu sein, dessen Gerechtigkeit ein Kind verstehen kann; allein das windet sich durch die tausend Formen, wie an der

Schnur, und die Herren Rechtsgelehrten liessen sich lieber eine Hand nehmen, als eine lästige Formalität. Wer hat das gesagt: der Mensch sei ein Papagey, der plaudert, was er früh gelernt hat und nicht eine Sylbe mehr oder weniger? — O bei Gott, der Mann, der das sagte, kannte den Menschen. Länger halt' ich es hier nicht aus, auch hab' ich das meiner Mutter schon geschrieben. Juliens Aufenthalt ist und bleibt noch immer ein unergründliches Geheimniß. Mein Julius ist in Dederstedt zurük geblieben, um auf alles ein aufmerksames Auge zu haben. Sie kennen des Kerls List und seine Liebe zu mir. Man muß sich doch einmal verrathen.

---

* * berg.

Ich habe sie, Lehwald! Sie ist hier! Julie ist hier! Hier siz' ich in einem elenden Wirthshause, und zehn Häuser von mir wohnt sie! Ich habe sie gesehen! — Sie leidet wie ich! Sie ist blaß und abgefallen, ihr Blik finster, ihr Gang langsam und schwankend. Aber ich bin bei ihr! ich weiß wo sie ist! Sie lebt! — Und das hab ich meinem Julius zu danken! — —

Immer noch saß ich in der Residenz, betrieb meinen Prozeß, und wand mich ungeduldig durch alle die Labyrinthe von Kabalen. Ich wagte endlich einen entscheidenden Schritt. Ich gieng zu meinem Gegner. Ich stellte ihm die Gerechtigkeit meiner

Sache nach, ich machte ihm begreiflich, daß er zwar das Urtheil verzögern, allein nicht vermeiden könne. Ich erbiete mich zu einem billigen Vergleiche, und in einer halben Stunde war alles arrangirt, und ich kam noch ganz wohlfeil aus diesem Abgrunde.

Ich fliege nach Hause. Meine erste Frage ist: wo ist Julie? Meine Mutter schweigt, und versichert mir ihre baldige Zurükkunft. — Mein Julius, so bald er mich allein hat, behauptet mir, daß wenn Julie irgendwo sein könne, so sei es zu **berg. Er schließt das, weil meine Mutter häufig dahin Briefe an Madam Müller, addreßirt habe.

Ich gebe bei meiner Mutter eine kleine Reise vor, und fahre mit Julius bis auf die erste Station, von da nehme ich Postpferde, und komme nach acht und vierzig Stunden Abends hier an. Am andern Morgen bringt mir Julius die Nachricht, daß vor ungefähr fünf Monaten zwei Fremde hier angekommen wären, eine Madam Müller mit ihrer Tochter.

Ich taumle vor Freude. Wo wohnen sie? — Er zeigt mir das Haus aus meinem Fenster. Ich ergreife meinen Hut, und will fort. Kaum kann mich Julius halten.

Er macht mir begreiflich, daß wenn diese Madam Müller und ihre Tochter, die Räthin und Julie wären, sie Ursachen haben müßten, ihren Aufenthalt zu verbergen. Er wollte sich lieber erst erkundigen, sezte er hinzu. Ich hörte kaum, was er sagte, und sah starr auf das Haus, wo sie wohnen sollten. Er

dem Augenblikk öfnete sich die Thüre. Julie und ihre Mutter traten heraus. Sie war es! Sie war es! Ihre Blike starr an den Boden geheftet, schwankte sie daher! Bleich! bleich und kummervoll. Beider Kleidung war simpel, Julie war in eine Enveloppe gehüllt, um das schöne Haar ein weißes Band geschlungen. . . . . .

Ich wollte hinab, ihnen entgegen. Julius hielt mich mit Gewalt! und dem Himmel sei Dank, daß er mich gehalten hat. Wie hätte Julie erschreken müssen, wenn sie mich so auf einmal gesehen hätte. Bald, bald wird mir das schrekliche Geheimniß enthüllt sein! Julius will mir in einer Viertelstunde Nachricht geben. O Lehwald, bald wird sie wieder in diesen Armen liegen, an dieser Brust athmen, und mit ihrem Lächeln der Liebe, die Angst auflösen, die ihretwillen meine Brust getragen hat! — Was es sein mag! — O die Rosen sollen bald wieder auf ihren Wangen blühen! — Ein vorübergehendes Weib grüßte sie, sie dankte mit einem freundlichen Kopfneigen, mit ihrem Engellächeln, das den Winter in Frühling verwandeln könnte!

Gott! wie lange mir die Augenblike dünken! Mein Julius hat einen schlichten Ueberrok genommen, und sich durch einen schwarzen Bart so verstellt, daß ich selbst ihn kaum kannte; um nicht gekannt zu sein! antwortete er mir.

Wie umständlich die Menschen sind! allein, mit Thränen hat er mich gebeten auf seine Zurükkunft

zu wanken. Ich mußte mich ergeben! und wer weiß auch, ob er nicht Recht haben kann! —

Wozu dieses Geheimniß? wozu die Verbergung ihres Namens? wozu diese so sehr simple Kleidung? Tausend Gedanken schwimmen vor meiner Seele und mich schwindelt in diesem stürmenden Meere von Vermuthungen!

Julie muß krank gewesen sein. Sie ging sehr langsam. Ihr leichter fliegender Gang war es nicht, es war der bedächtige langsame Gang des Grams. Auch die Räthin war bleich.

Tausendmal bin ich ans Fenster gegangen, um sie zu sehen, wenn sie zurük kommen!

O Gott, der Augenblik des Wiedersehens! —

Julius kommt, eilig! was werd ich hören!

Ich komme zu Ihnen nach Italien: Die Menschen sind Ungeheuer! In eine Wüste will ich fliehen, wo kein menschlicher Fußtritt mir begegnen kann! O schändliche Abscheulichkeit! — — leben Sie wohl! — —

Tükische Ungeheuer, Betrüger sind die Menschen!

O bei Gott, einmauren will ich mich! Es ist entsezlich! Selbst mein Kerl, ein Mensch ohne Gefühl, unter Niederträchtigkeiten erzogen, vom

Elende gebildet, erstarrte bei dieser höllischen Betrügerei! — Weh mir, daß ich dieser heuchlerischen Schlange glaubte! leben Sie wohl!

Hm! lächerlich daß ich drüber auffahren kann! Es ist ja nichts anders auf dem ganzen Runde der Erde, als Betrügerei! es ist eine gewöhnliche Begebenheit! Jezt muß ich selbst drüber lachen! Da steht der verdammte Schurke und heult über diese höllische Heuchelei! und seine Thränen sind nichts mehr als alles. Hätten sie dem Schurken ein Goldstük geboten, er hätte mich betrügen helfen! —

Sie hatten Recht, lieber Lehwald! Liebe ist ein Unding!

Es ist aus; Es ist vorbei! — Gott im Himmel, diese Liebe, diese ungemessene Liebe mit dem schwarzen Undank belohnt!

Es ist Licht auf ihrem Zimmer! da sizt sie und lacht über den Thoren, der sie im Herzen trug! O lache nicht! der Thor ist klug geworden! Ich könnte mich ermorden, daß ich ein Narr war, und mich so einfältig betrügen ließ. Leben Sie wohl! Mir

ist übel! die Hände zittern mir! Julius hat Recht, ich muß zu Bette! Gute Nacht, Lehwald! Es ist entsezlich!

Brenkow.

Hieher senden Sie Ihre Briefe, lieber Lehwald, wenn Sie Muth genug haben, einen verrathenen, verspotteten, betrogenen Elenden Ihre Freundschaft zu erhalten.

Hier will ich den Frühling erwarten, hier in dieser romantisch schönen Gegend. Sehen Sie, hundert Schritte von mir fließt die breite Havel, und bildet hier einen Bogen, der das Dörfchen vertraulich in seine Arme schließt, ach, freilich nur darum es so vertraulich in seine Arme schließt, um es desto sicherer bei einer Ueberschwemmung zu verschlingen. Jenseits der Havel hebt sich ein finsterer Tannenwald, und der Herbstwind summet in seinen Nadeln, und kündet den rauhen Winter. Steile Felsen umgeben das Dorf in einem großen halben Kreise und sondern es von der übrigen Welt, und lassen nur einen Wagen durch eine schmale Oeffnung einschlüpfen.

Hier wohn' ich auf meinem Stübchen; und sehe den Tod der sterbenden Natur, und höre das Brausen des Stroms und das Geräusch des Waldes. Da lagere ich mich in die Kluft eines Felsens, und weide mich an dem herbstlichen Anblik, wie der Tod von un-

ten herauf am Graſe empor ſteigt, und nur die Spizen des Graſes noch grünen; da ſehne ich mich hinab in den Sturm des Stromes und des Waldes.

Was kümmert mich die Welt? was die Menſchen? — Ich bin in Dederſtedt geweſen, meine Mutter war nicht da. Mir war es recht. Ich ließ ihr eine Nachricht in ein paar Worten zurük, daß ich noch eine Reiſe zu machen hätte, die mich wahrſcheinlich einige Monate beſchäftigen würde. Ich würde ihr Nachricht geben. Und ſo reiſt' ich ab, in der Abſicht in der Schweiz mir irgend eine ſtille, verſchloſſene Gegend aufzuſuchen, wo ich einſam meine langweilige Exiſtenz endigen könnte.

Ich flog. Allein noch einmal wollt' ich ſie ſehen, die Betrügerin, noch einmal wollt' ich ſie niederſchmettern. Ich gieng eben ſo ſchnell zurük. Ich komme endlich hieher nach Brenkow, die romantiſche Lage, die öde Stille gefällt mir. — Was ſoll ich nun dort? — Ein neues Gewebe von Betrügereien zerreiſſen? Ich bleibe hier, eben ſo gut als anderswo! — Ach Lehwald nun giebt es keine Tugend mehr! O Sie ſollten ſie geſehen haben, dieſes Antlz voll Güte, voll Redlichkeit, voll himmliſcher, einfacher, ſeelenvoller Grazie, und dabei ein Herz voll der bitterſten Galle! Sie ſollten dieſen reinen Flötenton gehört haben, wie er ſich ins Herz hinein ſtahl, weil man glaubte, daß er im Herzen geboren ſei. — Und doch — Nein, es iſt nichts! die Menſchen ſind es nicht werth, daß nur das kleinſte Gefühl für ſie das Herz bewegt.

Man thut ihnen noch zu viel Ehre wenn man sie Automaten nennt. Es sind Betrüger schon in der Geburt, und schon in der Geburt Betrogene!

Erkundigen Sie sich doch einmal bei dem Banquier Balanti, er wohnt am Vatikan, ob Lord Seymour schon nach Egypten abgegangen ist. Er hatte die schöne Idee Egypten, die Wiege aller Nationen, zu bereisen. Schreiben Sie mir doch wo Mylord jezt sich aufhält; ich vermuthe in Sicilien. Wenigstens wollte er von Rom dorthin gehen, um auf dem Aetna die Sonne im Jonischen Meere aufgehen zu sehen.

Er sprach von dieser Reise nach Afrika mit einem Enthusiasmus, der mich anstekte, und ich würde schon damals vielleicht sein Gesellschafter geworden sein, wenn ich nicht vorher meine Mutter hätte sehen wollen. Ich habe sie gesehen! — Geben Sie mir doch so bald als möglich Nachricht.

Geben Sie mir doch sogleich Nachricht. Vielleicht bin ich noch vor Winters bei Ihnen.

**berg.

Ich bin wie Kain. Der Fluch treibt mich von Ort zu Ort, und nirgend hab' ich Ruhe. Seymour ist also todt! Sein Genius hat ihn früher in den Hafen geführt als mich! Ich dachte mit einer Art von

Beruhigung daran, mich im Schatten einer Pyramide zu vergessen! aber auch dahin würde das Bild dieses Mädchens mir folgen.

Schon war ich im Begriff nach Rußland zu gehen um gegen die Türken einen Feldzug zu machen, und da wirft mein grausamer Unstern mich hieher, hieher wo die falsche treulose Seele —

Ach, Sie erinnern mich, daß Sie noch nicht wissen, wie ich eigentlich betrogen bin. Sollte ich das wirklich vergessen haben, oder ist einer meiner Briefe verloren gegangen — So hören Sie! —

Ach, da muß ich noch einmal mit meiner Schande, meiner Einfalt, mit diesem Betrug ohne Ende mein Herz zerreissen!

Ich will da also fortfahren, wo Sie sagen, daß ich geendigt habe.

Aengstlich trat Julius ins Zimmer, und verlegen; er sah mich an, sah an die Deke, dann ans Fenster; ich zitterte. Nun? fragte ich endlich mit einem so gleichgültigen Tone, als er nur möglich war: nun? wird's?

Lieber, gnädiger Herr, die Mamsel Stein — er rieb sich die Stirn, und sah mich von unten auf verlegen an. Man spricht wunderliche Dinge von ihr.

Und welche?

Sehn Sie, da bin ich dort drüben —

O Schurke, nenne das mit einem Worte — was spricht man?

Die Mamsell, oder wie sie sich hier nennen läßt,

die Madam Wallner will hier ihre Niederkunft abwarten.

Ich erstarre einen Augenblik, und gleich darauf mochte meine Bewegung fürchterlich sein, denn Julius traten die Thränen in die Augen: O Gott, lieber Herr, sein Sie doch ruhig! rief er und näherte sich mir einen Schritt.

Wie? Niederkunft? — Wie? Julie schwanger? das brachte ich endlich heraus.

Einige Augenblike darauf war es mir so unwahrscheinlich, so unmöglich — ich hätte ihm eher meiner Mutter Schwangerschaft glauben können als Juliens.

Du bist ein Narr, Julius! sagte ich.

Wollte Gott daß ich es diesesmal wäre! antwortete er kopfschüttelnd: allein — ich habe gesehn. —

Was hast du gesehn? —

Die Mamsell — und ihre Gestalt. —

Schurke! — der Kerl machte eine die Gestalt nachahmende Bewegung. Schurke! rief ich im höchsten Zorn. Er zog sich, die Hände nach mir erhebend an die Thüre.

Ich faßte mich. Ihre Gestalt, sagst du Julius — in dem Augenblik fiel mir ihr Gang, ihr Schwanken, ihre Gestalt, die auch durch die Enveloppe nicht ganz verhüllt wurde, sehr lebhaft ein. Ich drehte mich ins Fenster, und jezt wurde mir alles wahrscheinlich.

Eine fürchterliche Empfindung flog durch meine Seele. So ſtand ich lange, eine ungeheure Menge der fürchterlichſten Anſchläge nach Rache, drängten ſich durch meinen Kopf; und dennoch erhob ſich in meinem Innern eine Stimme, die mir hell zurief: es iſt nicht! es kann nicht ſein!

Ich drehte mich zu Julius, der erwartend da ſtand. Wie haſt du das erfahren Julius? —

Nun erzählte er mir. Er geht in das Haus, wo heraus wir ſie hatten kommen ſehn, und kauft eine Kleinigkeit, und erkundigt ſich dann bei der Wirthin, was das für ein paar Frauenzimmer wären, die ſo eben aus dem Hauſe gekommen wären. Die Wirthin antwortet: eine Madam Müller und eine Madam Wallner, Mutter und Tochter. Die Tochter wäre eine Offizierswittwe, der im Türkenkriege vor einem halben Jahre geblieben wäre. Sie wären auf der Reiſe nach Rußland geweſen, und hätten auf dieſer Reiſe erſt den Tod des Mannes erfahren.

Der Kummer der Madam Wallner über die Nachricht von dem Tode ihres Mannes wäre ſo groß geworden, daß es die Mutter für rathſam gehalten hätte, in dieſem Städtchen vorerſt zu bleiben, und nun rükte die Niederkunft der Wittwe heran, die denn wohl in einigen Tagen erfolgen müßte.

Ich zweifelte noch immer: es könnten wohl noch ein paar Frauenzimmer dort wohnen.

Allein Julius ſteht noch bei der Wirthin, da Julie und ihre Mutter zurük kommen.

Das waren ſie: ſagt die Wirthin.

Auch da noch zweifle ich, da mir mein Wirth im Hauſe eben die Geſchichte erzählt.

Wie war es möglich Lehwald, wie konnt ich es glauben. Giebt es doch jezt noch Minuten, da ich es gern meinen Augen ableugnete.

Ich war zerſtört! ich tobte die Nacht durch! dieſe Wuth, die ſchlafloſe Nacht, der fürchterliche Kampf der Leidenſchaft hatte mich ermattet. Am andern Abend war ich ſo ruhig, daß ich es wagen konnte ſelbſt dieſes Haus zu betreten wo ſie wohnte.

In einem Ueberroke, und auf allen Fall durch Farbe unkenntlich gieng ich dahin. Sie bewohnten ein Seitenzimmer. Während Julius mit der Wirthin ſchwazte, gieng ich als aus Langeweile die Flur auf und nieder.

Ich ſah ſie, ich ſah Julien durch ein Fenſter. Ihre Geſtalt verwandelte meinen Zweifel in die fürchterlichſte Gewißheit. Sie gieng auf und nieder im Zimmer in tiefen Gedanken; wahrſcheinlich erſann ſie den Plan mich über ihre Abweſenheit zu täuſchen.

Ach Lehwald, ſoll ich Ihnen die Schwäche meines Herzens geſtehn? In demſelben Augenblike, da die Wuth mich zu einem blutdürſtigen Tiger machte, in demſelben Augenblik fühlte ich mitten durch dieſe Wuth das Gefühl der Liebe emporſteigen.

Eben trat ein Weib ins Haus, und die Wirthin fragte die Frau: nun, wann werden wir den

kleinen Russen haben. — Morgen oder Uebermorgen, denk ich! antwortet das Weib, und geht zu Julien in das Zimmer.

Kaum konnt' ich mich fassen. Ich stürzte hinaus, und rannte wüthend zwei Stunden in dem Städchen umher.

Dennoch — sehen Sie den festen Glauben an ihre Tugend — dennoch erhob sich ein neuer Zweifel. Es ist ein Irrthum, eine Krankheit, ein unnatürlicher Zustand! Ich wollte mich überzeugen. Zwei Tage darauf — o dieser fürchterliche Tag! — wurde sie von einem Knaben entbunden.

Ich ließ mir die Nachricht aus dem Munde der Hebamme geben, und so ließ ich Pferde holen und fuhr ab, in einem Zustande, den ich Niemanden zu glauben würde, und hätte er seinen eigenen Vater ermordet.

Drei Tage noch blieb ich in der Gegend. Bald fuhr ich wieder zurük dem Städchen zu wo sie war, und eh' ich es erreichte, wieder den Weg nach Dederstedt, und so mehrere male. Ein Postmeister sogar fragte mit einem bedeutenden Blik auf mich, meinen Julius: ob es denn mit mir im Kopfe nicht richtig wäre.

So kam ich endlich nach Dederstedt: eben so schnell eilte ich wieder nur auf einem andern Wege zurük nach **berg: schwor mirs tausendmal, sie nicht wieder zu sehen. So kam ich nach Brenkow; einen Monat halt' ichs da aus.

Und jezt bin ich wieder hier, in **berg, wohne von heute in ihrem Zimmer, schlafe in dem Bette, worin sie Mutter geworden ist. — Lehwald ich werde das Mädchen nie vergessen!

**berg.

In Amerika giebt es eine Schlange, der kein Thier entgehen kann. Wenn sie ihr Haupt empor hebt, so fällt der Vogel, der über ihr auf einem Zweige sizt, von Zweig zu Zweig. Er flattert wieder in die Höh; allein er kann dem unwiderstehlichen Zauber nicht entgehen; immer niedriger sinkt er, er flattert wieder in die Höhe, und dennoch wird er zulezt ein Raub des zauberischen Anblikks.

Der Vogel ist mein Bild. Ich will sie vergessen und beschäftige mich unaufhörlich mit ihr. Jezt reiß' ich mich gewaltsam auf, ich bin schon bei Ihnen in Italien; und den Augenblik nachher fühle ich mich so schwach wie ein Kind.

Ich reisse meine Gedanken von ihr ab, und kehre auf weiten Wegen wieder zu ihr zurük, ein wahrer Mäander, der seine Wellen beständig nach seiner Quelle zurük wälzt.

Ach und hier, hier wo ich überall von ihr umgeben bin, wo ich noch tausend Kleinigkeiten von ihr finde; dann ein Band, dann eine Haarnadel, dann ein Stükchen Papier, das sie berührt hat. Ich bin der Raub dieser zauberischen Schlange!

Da ſitz' ich hier und gegen mir über die Wirthin des Hauſes, eine alte geſchwäzige Frau, und laſſe mir erzählen. Ach und nun hörten Sie, mit welcher Achtung, mit welcher innigen Liebe dieſe Alte von ihr erzählt! — und wie mit jeder Erzählung meine Liebe wächſt, und meine Wuth abnimmt!

O lieber Lehwald! wie ſoll ich mir dieſes fürchterliche Räthſel löſen? — Noch heute ſaß die Alte ein Stündchen bei mir und erzählte mir von ihr.

Sehen Sie, lieber Herr, ich habe einen Mann und drei Kinder verloren, und es hat mir nicht ſo weh gethan als das Unglük der armen Frau. Fünf Monate iſt ſie hier geweſen, und in dieſen fünf Monaten habe ich ihr Auge nicht troken geſehen, und dabei war ſie ſanft wie ein Lamm, und freundlich wie ein Engel. Gott weiß, ich dachte jeden Morgen, ich würde ſie nicht lebendig wieder antreffen, ach und ſie ſprach von ihrem Tode mit einer Frohlichkeit, mit einer Heiterkeit, als ob es ihr Hochzeittag wäre. — Den Armen gab ſie! — Und da erzählt dieſes Weib von ihrer ſchönen Seele, von ihrer Sanftmuth, von ihrer Wohlthätigkeit, und troknet ſich dabei mit ihrer Schürze die hervorquellenden Thränen, und bezeichnet mir wo ſie geſtanden hat, wo ſie ſaß, als ſie das ſagte und jenes, und Sie ſollten ſehen, wie geſchäftig meine Augen der Hand dieſer Frau folgen, mit welcher Aufmerkſamkeit ich an ihrem Munde hänge!

Sie wird nicht fertig mit Erzählen, und ich

nicht mit Hören. Lieber Lehwald, ich beneze mit Thränen die Kissen, die Juliens Thränen benezt haben, und ich freue mich, daß unsre Thränen sich mischen. Ich esse mit dem Messer womit sie gegessen hat, ich size auf dem Stuhle, wo sie gesessen hat. Ich täusche mich selbst; oft schleich ich leise und betrachte das Bette, höre ihren Athem, höre ihr Seufzen, und ich Unglüklicher glaube, daß ein Theil ihrer Thränen mir geflossen sind.

**berg.

Karl! O Karl! So hat sie tausendmal die Hände ringend gerufen! sagte mir heute meine Alte!

Lehwald, ist das mein Name? Wer hilft mir aus diesem Zweifel? O mein Karl! und mit einem tiefen Schmerze hat sie den Namen genannt!

Was gäb ich darum, wenn ich es wüßte, wie der Elende heist, von dem sie Mutter ist!

Karl! so hat sie gerufen. Bin ich das? bin ich es nicht? Bald glaub' ich es. Bald glaub' ich es nicht! Lehwald, nein, bei Gott! Unglüklich hat sie mich gemacht! Aber betrogen? — O Ehe sollten sie nur einmal gesehen haben.

**berg.

Lehwald, ich bin in dem fürchterlichsten Labyrinthe. Es war mein Name! meinen Namen hat sie

ſeufzend und Händeringend genannt! Glauben Sie nicht, daß eine wieder erwachende Liebe mich beſtürmt; nein! freiwillig erzählte mir die Wirthin, mit einer Art von Bedenklichkeit, daß Julie oft den Namen Molkau genannt habe! Ich weiß nicht, ſezte ſie hinzu, was es für eine Bewandniß damit hat; allein der Molkau war ihr mehr als ihr verlorner Mann.

Noch den Morgen, da ſie von hier abreiſen, fällt ſie der Wirthin in die Arme, und ſagt ihr ſchluchzend: Beten Sie für eine Unglükliche, daß mir Gott Muth giebt, mein Loos zu tragen. — Julie, ſagt die Räthin: ich ſehe ſchönen Tagen für dich entgegen.

Julie ſchüttelt den Kopf! meine Hofnungen ſind dahin: er iſt für mich verloren!

Lehwald, Lehwald! — Gott, wenn ich doch nichts wüßte! daß ich dieſe Nacht aufhellen mußte, um mein Elend zu ſehen! Er iſt für mich verloren! — Ja! er iſt für dich verloren, du Unglükliche, Betrogene! — Betrügerin? — Nein, Lehwald! ſo tief konnte Julie nicht fallen. — Ach und doch! — Ich ſinne oft darüber nur einen Scheingrund zu finden, ſie zu entſchuldigen, und ſo angeſtrengt, daß mir die Sinne vergehen.

Jezt will ich dies, und einen Augenblik darauf jenes! — Wittwe! — Gut! ſo hab ich mir ſie tauſendmal gedacht! Wittwe! — Was iſt denn entſezliches dabei? — Soll mich eine elende Form binden? — Und wenn ſie mich liebt — Ja, wenn ſie mich liebt? — Mutter? von einem andern? und von

wem? ob nun die Geſetze dieſe Ehe geſchloſſen haben, oder das Herz: iſt dieſe Verbindung zerriſſen ſo iſt ſie Wittwe! — und hat das Herz die Verbindung geſchloſſen, was kann ich hoffen. Da fahr ich vor dem ſchrecklichen Abgrunde zurük, an deſſen Rande ich ſtehe!

Hat ſie ihren Verführer geliebt? Liebt ſie mich? Wo iſt er? wer iſt er? — Leben Sie wohl. Ich will nach Oederſtedt, um dieſe hölliſchen Zweifel aufzuhellen, und vielleicht noch elender zu werden, als ich ſchon bin.

Welfen.

Hier bin ich noch vier Stunden von Oederſtedt. Meine Bruſt pocht gewaltſam. Sie iſt da! ſie iſt in Oederſtedt. Mein Plan iſt gemacht, mein Entſchluß gefaßt. — Nur ſcheue ich den erſten Anblik. — Seltſam! Es iſt, als ſollt ich der Schuldige vor den Augen meines Richters erſcheinen! — — Mein Entſchluß iſt gefaßt: ich thue, als ob ich nichts weiß; ich fliege in ihre Arme; ich werfe mich zu ihren Füßen; ich gerathe in Entzüken, daß ich endlich meine Julie nun wieder habe; ich glaube gutmüthig jeden Vorwand ihrer Abreiſe, und der Verbergung ihres Aufenthalts; ich liefre mich wie ein Lamm zum Opfer; ich will ihnen, wollen ſie mich betrügen, jeden Betrug erleichtern! und betrügen ſie mich wirklich, wollen ſie mich bethören, willigt Julie ein in den Anſchlag

dieſes gutmüthige, argloſe Herz zu äffen: ſo — o bei dem Gott der Götter! ſo will ich ſie alle verderben, niederſchmettern will ich Mutter und Tochter; bei der Hand will ich die Betrügerinn nehmen, und in Gegenwart, o könnt es ſein! der ganzen Welt, ihr hohnlachend den Knaben bringen laſſen, dem ſie das Daſein gegeben! —

Lehwald, ich bin jezt in einer fürchterlichen Wuth.

Ich habe den Knaben geſehen, ſie haben ihn in **berg mit der Amme zurük gelaſſen. Ein ſchöner Knabe! — Die Amme mußte mir ihn bringen.

Sehn Sie den Goldjungen! ſagte die Wirthin, und hielt mir ihn entgegen. Eine unfreiwillige Bewegung erfüllte mich mit einer widrigen Empfindung. Ich ſchaudderte.

Die Wirthin belehrte mich, daß man freundlich ausſehen müſſe, wenn man Säuglinge zum erſten male ſähe! — Sehn Sie die ſchönen Augen!

Er hatte warlich ganz die ſchönen Augen ſeiner Mutter, und ich ſah hell um ſich her.

Ich ſtand in Empfindungen von beſondrer Art verloren; Die Frau legte mir den Knaben auf den Arm. Jezt zerfloß meine Empfindung in Wehmuth, ich beugte mich über den Knaben und bedekte ihn mit Thränen und Küſſen; ich machte ihm Vorwürfe; meine Thränen floßen mild, mein Herz war erleichtert, meine Bruſt war frei, und wenn jezt Julie herein getreten wäre, ich glaube, ich wäre ihr zu Füßen geſunken. Alles vergoß Thränen des Mitgefühls mit mir.

Mein Gott, was iſt Ihnen, lieber Herr? fragte die Wirthin mit einer gerührten Stimme, und wiſchte ſich die Thränen ab. Ich gab das Kind der Amme, und riß mich hinaus auf das Feld, zwiſchen Berg und Thal, und ein Gewirr in meinem Gemüthe trieb mich bald zur Wuth, bald zur weinenden Wehmuth.

Alle Tage mußte der Knabe zu mir kommen, ich liebkoſete ihn, als ob er mein Sohn geweſen wäre. Mit Mühe hab' ich mich von ihm losgeriſſen, der Abſchied von ihm koſtete mir Thränen. Sein Name iſt Karl! —

Da hat man die Pferde ſchon vorgeführt. In vier Stunden bin ich wieder bei ihr. — Gott, Lehwald, wenn ſie mich liebte, wenn ſie. — Ich könnte ihr alles vergeben.

Ich muß es wiſſen, ob ſie mich liebt oder nicht, ob ſie mich betrügt oder nicht, und wehe ihr, wenn ſie es wagt, eine Unſchuld mir zu heucheln, die ſie nicht mehr hat! Wehe ihr, und wehe mir! —

Oderſtedt.

Guter Gott, du gabſt mir eine Seele für den Schmerz, jezt gieb mir eine für die Freude!

O Lehwald, Lehwald! was hab' ich erlebt! Wie iſt mir! Julieus Fall iſt wie ein Traum, von dem im Erwachen noch eine Täuſchung von Wirklichkeit übrig geblieben iſt! — Noch immer, noch immer bin ich wie im Traume! — Lehwald, ich wage mit

es zu sagen, ich bin glüklich, ich fühle mich glüklich, obgleich mein bedächtiger Verstand noch immer dem Herzen Zweifel macht. —

Ich kam hier um drei Uhr an. Ein Freudengeschrei empfängt mich. Ich eile die Treppe hinauf, meine Mutter stürzt mir entgegen, und in meine Arme. Willkommen hier, mein Karl! Sie ist wieder zurük! Julie ist ohnmächtig! — Wo, ruf ich und stürze neben ihr weg ins Zimmer.

Julie liegt heftig zitternd und bleich ihrer Mutter im Arm.

O Gott! schrie sie laut auf, da sie mich sah, der Anblik war erschütternd. Sie verbarg sich in den Busen ihrer Muttet, so fest, so ängstlich, daß ich hätte ein Unmensch sein müssen, wenn diese Angst mich nicht gerührt hätte.

Ich hatte alles vergessen, ich zitterte für sie. Ich flog in ihre Arme, o Julie! Julie! rief ich, in der Empfindung eines tiefen Schmerzens, und des höchsten Entzükens.

Sie stieß meine Umarmung nicht zurük, sie lag noch in den Armen ihrer Mutter, sie zerfloß in Thränen.

O Gottlob! rief meine Mutter, und umarmte uns alle drei. Julie war zerstört.

Die Freude über deine unvermuthete Ankunft — sagte meine Mutter: du siehst wie sehr sie dich liebt!

Erlauben Sie ihr einen Augenblik sich zu fassen! sagte die Räthin, und Julie lächelte schmerz-

haft, und folgte ihrer Mutter in ein anders Zimmer.

Die Räthin kam bald zurük. Man fragte mich über meine Reise. Ich war vorbereitet, ich sagte meine Fabel, die ganz wahrscheinlich war, mit einer Dreistigkeit her, die mich selbst wunderte.

Nun kam man auf Juliens Reise; die Räthin lächelte, und meinte, daß meine Mutter mir wohl den Ort ihres Aufenthalts und das Detail dieses Geheimnisses hätte entdeken können, und sicher, sezte sie hinzu, würden wir es Ihnen nicht verhehlt haben, wenn sie damals nicht abwesend gewesen wären, wie wir reisen mußten.

Ich nahm alles als baare Münze, ob ich gleich innerlich brannte. Ich hatte die Bosheit mich jezt nach dem Detail der Begebenheit zu erkundigen, zulezt fragte ich die Räthin: also jezt steht meiner Verbindung mit Julien nichts im Wege?

Nichts, bester Molkau! — Nichts! antwortete das Weib, und dennoch verrieth eine Thräne in ihrem Auge diesen Betrug, und die Mühe, die sie hatte, ihn zu verbergen.

Meine Mutter weinte laut, legte mir die Hand auf den Kopf, als ob sie mich segnete; ich war bewegt, und zugleich tobte ein bittrer Haß in meinem Herzen.

Wir standen alle drei auf, und es war Zeit, daß ich gieng, denn vielleicht hätte ich es nicht mehr zwei Minuten so ertragen.

So geh ich auf mein Zimmer. Was mir am unbegreiflichsten war, das war meine Mutter! auch sie kann in den hämischen Betrug willigen, mir eine Gefallene zum Weibe aufdringen! — Auch sie?

Mein Haß wurde giftig, meine Wuth ungeheuer. Ich konnte mich nicht überwinden zu Tische zu gehen. Ich gab eine zu große Ermüdung vor, sandte meinen Kerl weg, und blieb mit meinem Hasse allein, und übersann den Plan der allergiftigsten Rache, und zugleich flossen die Thränen der innersten Wehmuth.

Es mochte eilf Uhr sein, da pocht man leise an meine Thüre. Ich öffne die Thüre, und — Julie, Julie steht da glühend roth, zitternd und bebend.

Julie! sag ich und sie sank vor Schwäche in meine Arme. Ich sezte sie nieder.

Molkau! — Sie legte die Hand auf die Brust, und holte schnell Athem, als ob sie erstiken wollte. Molkau! —

Ich ergriff ihre Hand und bedekte sie mit Küssen.

Molkau! hob sie, nach zwei vergeblichen Versuchen zu reden endlich an: Molkau, Sie lieben mich. Diese Liebe hat das Glük meines Lebens ausgemacht, und jezt ist eben diese Liebe meine Hölle! Sie schluchzte, sie legte ihr Gesicht an meine Brust. Ich wollte vergehen vor fröhlicher Angst.

Meine Mutter, Ihre Mutter haben mir ihren Entschluß gesagt mich zu heirathen. — Ach Molkau, wenn Sie meine Liebe gegen Sie kennten, so würden Sie wenigstens dies arme unglükliche Mädchen we-

gen des Opfers schäzen, was es Ihnen bringt. Ich kann nie Ihr Weib werden, und — sie sah mich an mit einem Blike des Himmels — und wenn Sie nicht Freude daran finden, mich vergehen zu sehen, so thun Sie keine Frage nach der Ursach. O Molkau, ich bin zu Ende. — Ja wohl, du guter Gott! ich bin zu Ende mit allem. — Nun lassen Sie mich!

Ich hielt sie umarmt, ich weinte in ihren Busen, Küsse, Seufzer, gestammelte Worte flossen vermischt von meinen Lippen.

Mein Julie! rief ich endlich: von jezt an bist du mein Weib!

Molkau! sagte sie ernst und feierlich: es muß doch etwas wichtiges sein, das mich zwingt mich so aufzuopfern. Bei Gott ich kann nie ihr Weib sein. Bedenken Sie das, lieber Molkau; — zwingen Sie mich nicht, mich selbst zu zernichten; um einer Heirath mit Ihnen zu entgehen, würd' ich auch das können.

Bei Gott, meine angebetete Julie, du bist mein Weib, von diesem Augenblike an mein Weib, und mehr mein Weib als je!

Ihr Auge funkelte finster, ihre Finger faßten die meinigen gewaltig, ihr Ton ward tiefer, ihre Brust hob sich: Ich bin Mutter! rief sie, und ein tiefer Seufzer folgte diesen Worten.

Aber dennoch mein Weib! rief ich und drükte meine Lippen auf die ihrigen.

Wie? — Molkau! es lebt ein Knabe, den

ich geboren habe! ſagte ſie mich ſtarr betrachtend.

Liebſt du den Vater deines Kindes, Julie?

Nein! nein! ich habe ihn nie geliebt.

Nie geliebt? — rief ich mit Erſtaunen. Wo iſt er?

Gott! Molkau! ich habe ihn nie geliebt, ich weiß nicht wo er iſt! todt! todt! oder doch für mich!

Nie geliebt? den Vater deines Kindes? — Wie aber Julie, wie aber? Ich erröthete.

O Molkau, foltern Sie mich nicht, eine Stunde der Trunkenheit, der höchſten Sinnloſigkeit und der höchſten Sinnlichkeit, hat mich elend gemacht.

Noch eine Frage, liebſte Julie! — du haſt ihn nie geliebt?

Nie? O bei dem Allwiſſenden, der meine Angſt kennt, ich habe nie einen Mann geliebt: als dich, dich Molkau!

Da ſank ich in ihre Arme, da drükt ich ſie an meine Bruſt, da begegneten meine Küſſe den ihrigen. Julie, Julie! meine angebetete unſchuldige Julie! rief ich tauſendmal. —

Sie erſtaunte über mein Entzüken, ſie ſah mich neugierig an, ſie betrachtete mich als einen Trunkenen, bis ich endlich erzählte, daß ich in **berg geweſen wäre.

O Lehwald, welch' eine Nacht hatt ich. Da ſaß ſie auf meinem Schooße, und ich erzählte ihr von ihrem Knaben, wie ich über ihn geweint, ihn ge-

liebkost hätte, und ihr giengen die Augen über vom mütterlichen Gefühl, das in das Gefühl ihrer Liebe gegen mich zerschmolzen war, und sie sank, ohne daß ich es hindern konnte zu meinen Füßen, und ihre Lippen brannten auf meinen Händen: o mein Karl! mein Karl! Wie soll ich es dir vergelten.

So zerflossen wir in Thränen der Liebe, der Wehmuth, des Mitleidens und der Sehnsucht. Alles war vergessen! Sie war mein! sie ist mein! Ihre Angst hat sich in Entzüken verwandelt, und mein Haß in Anbetung. Gegen zwei Uhr verließ sie mich und ich trieb noch eine Stunde Possen, lachte und weinte eins ums andre.

O Lehwald, fühlen Sie, wie viel mehr es dem weiblichen Herzen, ihrer Delikatesse, dieser unüberwindlichen reizenden Schaam kosten mag ein solches Geständniß abzulegen, als uns; und dann fühlen Sie die Gewalt ihrer Liebe, und die Offenheit ihres Herzens gegen mich!

Dederstedt.

Der Sturm ist vorüber gegangen, und ein heiterer Sonnenschein glänzt um mich her, und die Regentropfen des vorüber gegangenen Sturms, die noch auf den Spizen des Grases zittern, verschönern nur den schönen Anblik der heitern Gegend!

Lehwald, es ist ein Himmel sich geliebt zu wissen, und nun mit dieser Gewißheit, mit der ich es

weiß. Ach es ergreift mich zuweilen ſo, daß ich meine Knie vor Julien beugen könnte.

Kein Gedanke von Eiferſucht und Unmuth iſt mir übrig geblieben. Der Name Mutter verſchönert Julien; ich nahe mich ihr jezt mit einer Achtung, mit einer Ehrfurcht, die ſie mir heilig macht.

Sie iſt reizender als je. Eine ſanfte Mattigkeit, eine rührende Sehnſucht, ein ſchöner Kummer liegt auf dieſem ſchönen Geſicht, und giebt der Schönheit ein Intereſſe, ein Leben, ein Athmen, das ihr die vorige ruhige Fröhlichkeit nicht geben konnte.

Oft, Lehwald, fehlen mir die Zeichen meiner Liebe gegen ſie, ich fühle mich ſelbſt kalt, weil ich ihr es nicht ſagen kann, wie ſehr ich dieſe reizende Empfindlichkeit liebe. Ich denke, ſie hat es in meinen Armen, unter meinen Liebkoſungen vergeſſen, daß ſie fallen konnte, und ſie iſt wie das zarteſte Fühlkraut, bei der geringſten Berührung, zieht ſie ſich zuſammen.

Da geh ich neulich, ſie an meinem Arm, die Treppe hinab. Auf der Flur ſteht eine junge Bäuerin, und ſäugt ein Kind. Sie erblikt es, und mit einem Blik voll reuiger Wehmuth, ſieht ſie zu mir auf: Moltan, o, bin ich deiner werth? ſo flüſtert ſie mir zu. Ich lächle, geh zu dem Weibe, nehme den Säugling auf meine Arme, und bringe ihn Julien entgegen. Sie nimmt ihn auf ihre Arme, drükt ihn an ihre Bruſt, an ihre Lippen, Thränen ſtürzen aus ihren Augen: ſie reicht ihn mir hin mit einer bittenden Miene. Ich verſtehe ſie, ich küſſe den Knaben, und ſie beugt ſich

nieder, als ob sie das Kind küssen will, und drükt einen heissen sanften Kuß auf meine Hand.

O, Lehwald, die geheime Sprache der Liebe, und eines empfindenden Herzens, wie reich, wie deutlich, wie lebhaft, wie stark und erhaben ist die! — das Herz hat keinen Theil an der todten Wortsprache; Neugierde, Langeweile, und Gefühllosigkeit haben sie erfunden. Das Herz verleugnet diese Sprache, wenn es bewegt ist, weil sie zu arm, zu zweideutig, zu niedrig für die großen Bewegungen ist, die es fühlt.

Unsre Mütter sind noch immer in dem Traume, als wüßte ich nichts. Ich selbst habe Julien gebeten, sie bei der Meinung zu lassen. Sie sind ruhiger, und wir auch. Man würde Julien entschuldigen wollen, und würde sie befleken. Man muß selbst Julie sein, um fühlen zu können, daß hier nichts zu entschuldigen ist. Eine Thräne von Julien würde einen Mord von ihrem Gewissen wegspülen, und wie viel Thränen hat ihr nicht schon diese Schwäche des Herzens gekostet!

Ich darf nur von weitem irgend einmal etwas ähnliches nennen, so — ist Juliens Kummer wach. Ich erinnere sie nicht mehr daran; ich hab' es vergessen, wenn sie es nur vergessen könnte.

Oederstedt.

In acht Wochen ist sie mein! O Lehwald, eilen Sie! verlassen Sie Frankreich und Ihre Gulietta einige

Tage früher, und sein Sie Zeuge von dem Glük Ihres Freundes. Ach wenn ich an diesem großen Tage an Ihrem Busen nur eine Stunde ruhen könnte, das würde mein Glük, wenn es möglich wäre, erhöhen!

Das Schikſal der Voletti hat mich erſchüttert. Nun weint ſie im Kloſter über verſchwendete Sünden; denn was iſt Genuß ohne Liebe?

Ich fliege in die Reſidenz, um meine lezten Geſchäfte mit der Welt abzumachen; und dann, dann in Juliens Arme, und da finde mich noch der Tod im Genuß des ſchönſten Herzens des beſten Weibes auf Erden!

* * *.

Wie einem iſt, dem mitten im reinen Genuſſe der Freude ein Geſpenſt in den Weg tritt, ſo iſt mir. Das Geſpenſt iſt zwar verſchwunden, allein der Eindruk des Schrekens und der Aengſtlichkeit iſt geblieben. Julie giebt mir einen Brief an ihre Buſenfreundin zu **n mit, einer Henriette Dufour. Sie erzählt mir ſehr viel gutes und intereſſantes von dieſem Mädchen, um ja nicht dahin zu bringen ſie zu ſehen. Die beſcheidene Seele! ſie iſt Juliens Freundin! wie viel unwiderſtehlicher Reiz in dieſen Worten, ſie zu ſehen, und ſie zu lieben.

Ich fahre dahin, und finde ein Mädchen, die durch eine Art von Bläſſe im Geſicht, und durch eine Sanft-

muth, die mehr eine Wirkung von Leiden als von Temperament zu ſein ſcheint, jedem Unbefangenen, mir alſo in einem hohen Grade intereſſant werden muß.

Wir ſezen uns und reden von Julien, und Henriette erzählt mir von Juliens Kindheit tauſend kleine Anekdoten, und verſpricht mir, wenn ich wieder kommen wollte, noch tauſend neue. Sie können leicht denken, daß ich die Stunden, die mich abmüßigen kann, bei ihr zubringe.

So geht es einige Tage, wir fahren zuſammen zu allen Parthien, und unſer ewiges Geſpräch iſt Julie. Es iſt Maskerade, und Henriette erſucht mich ſie hin zu führen. Ich fahre den Abend vor, ich gehe die Treppe hinan, ich öffne die Thüre, und erſtarre vor Schreken.

Henriette iſt die Spanierin. Starr und ohne Bewegung, ohne Worte, ohne Athem bleib' ich ſtehen immer noch die Thüre in der Hand. Ich will mich erholen, und kann keine Worte finden; ich ſuche mich zu faſſen, und werde immer verwirrter.

Mein Gott! ſagte Henriette: was iſt Ihnen denn? Sie betrachtet mich genauer. Jezt mochte ſie mich erkennen, ich hatte eben den Mantel, ſchwarz mit roth, à la Figarro bizarr beſezt, den ich den unglüklichen Abend trug. Sie betrachtete mich genau, ſie ſchien ſich auf etwas zu beſinnen. Auf einmal fuhr ſie in einer heftigen Bewegung auf! O mein Gott im Himmel! iſt es möglich! rief ſie, und flog in ein Nebenzimmer.

Ich ſtehe noch immer da, ſehe ſie ins Zimmer fliegen, ſehe ſie die Thüre verſchlieſſen, und kann nichts denken, und mache nicht einmal die Thüre hinter mir zu.

Endlich kommt ein Domeſtik und ſagt mir: Henrietten ſei nicht wohl, ſie bedaure und ſo weiter. Ich höre das an, antworte keine Sylbe, gehe mechaniſch die Treppe hinab, ſteige in Wagen, komme zu Hauſe, werfe mich auf mein Sofa, und ſize noch um Mitternacht im Domino, die Maske in der Hand, und wäre ſo bis Morgens geſeſſen, wenn mein Bedienter mich nicht erinnert hätte, mich auszukleiden.

Ich will nachdenken, wie ich mich aus dieſem Handel wikle, und ich habe nicht ſo viel Beſinnung etwas anders zu denken als die Spanierin. Die Geſtalt ſteht da, unverrükt wie ein Geſpenſt, wohin ich blike ſteht ſie. Als wenn mein übriges Gehirn Blei wäre, nur der Theil nicht, wo das Bild der Spanierin ruht, und dabei überfällt mich eine Aengſtlichkeit, die mich unthätig macht.

So hab' ich hier nun ſchon den ganzen Tag geſeſſen, ohne etwas anders zu thun, als ſie mir zu malen; ich habe nicht Muth genug hinzugehen. Was ſoll ich ihr auch ſagen? Ich habe nicht Muth genug zu Julien zurükzukehren. — Ich ſize hier und träume, und würde ſo ſizen bis an meinen lezten Pulsſchlag, wenn ich nicht Hofnung hätte, daß eine äuſſre Begebenheit irgend eine Veränderung hervorbringen müßte. — Und welche kann die ſein? Die Zukunft iſt mir

verdekt wie der Mittelpunkt der Erde. Henriette läßt nichts von ſich hören. Es iſt als ob mir die Welt ausgeſtorben wäre, alle Menſchen ſehen mir aus als ob ſie die Begebenheit wüßten, und ſie verrathen würden. Ich kann manchmal laut auflachen und dann ſehe ich um mich her, als ob ich mich fürchtete, daß es Jemand gehört hätte. Gute Nacht.

* * n.

Endlich! — zwar ein neuer Blizſtrahl und ſchrekklicher als der erſte; allein ich bin doch erwekt aus dieſem dumpfen Brüten, meine Leidenſchaften ſind wieder in Bewegung, alle Kräfte meiner Seele ſind wach. Ich fühle wieder, ich denke wieder, ich nehme doch wieder Theil an mir ſelber.

Lehwald, wie viel gäb' ich jezt um eine Stunde, die ich mich mit Ihnen berathen könnte. Ich wandle in tiefer Nacht, meine Fakel iſt verlöſcht, kein Stern am Himmel ſendet auch nur den leiſeſten Strahl herab, nur von Zeit zu Zeit erhellt ein Bliz die gräßliche Gegend; vor mir ſehe ich ſpize, ſchrekkliche Felſen, hinter mir die tiefſten Abgründe, und um mich her höre ich die Stimme der ſchrekklichſten Raubthiere.

Dieſes iſt das Bild meines jezigen Zuſtandes.

Heute früh erhalt ich dieſen Brief von Henriettens

Mein Herr von Molkau! tauſendmal habe ich die Feder ergriffen, tauſendmal habe ich ſie niedergelegt.

Meine Lage iſt einzig, mein Verhältniß gegen

Sie das drükendste von der Welt. — Neue Verhältnisse müssen es mir erlauben über die Gränze der weiblichen Delikatesse hinüber zu schreiten, und meine Lage ist so neu, daß ich nicht vor diesem Richterstuhle des Weibes beurtheilt werden kann.

Ich erwartete von Ihnen irgend eine Veränderung meiner Empfindungen; zwar nur, um selbst nicht in den Fall kommen zu dürfen, diese Veränderung veranlaßt zu haben.

Ich habe Mitleiden mit Ihrem Zustande, und wenn Sie menschlich fühlen, so werden Sie auch Mitleiden mit dem meinigen haben.

Wären Sie ein andrer als Mollau, so würde ich mein Schiksal als ein körperliches Leiden tragen; ich würd' unter allen Männern, die ich kenne, an keinen appelliren, als allein an Sie.

Sehen Sie wie mein Verstand einen Weg sucht, die Empfindung meines Herzens auf die weniger schmerzhafte Weise für Sie und mich auszudrüken.

Ach, Mollau, es giebt keinen andern Weg für uns beide, als auf eine Zeit alle Konvenienz zu vergessen, und in den Stand der Natur zu treten, wo das freie Geständniß seiner Gefühle noch eine Tugend war.

Ich muß schamlos scheinen, um meine Tugend zu retten; ich muß die erste sein die einen Mann bittet, sie nicht zurük zu stoßen, um die Achtung dieses Mannes zu gewinnen.

Mollau, ich bin Ihr Weib. Von der unglükli-

chen Minute, jenes entſezlichen Abends an, habe ich mich nie anders betrachtet, als Ihr Weib, von ihrem Mann durch ein hartes Schikſal getrennt.

Ich habe die Hand zweier achtungswürdigen Männer ausgeſchlagen, weil ich mich als das Eigenthum eines andern betrachten mußte; und jene Eindrüke des Wohlwollens, einer ſchnell entſtandenen Liebe gegen Sie, die Gefühle meiner ganzen gegen Sie gewandten Sinnlichkeit, und die Hoffnung, der Wunſch Sie einſt wieder zu finden, haben mir dieſe beiden Opfer leicht gemacht.

Ich trauerte um Sie wie eine Wittwe, ich tröſtete allein mein Herz mit der Hoffnung Sie wieder zu finden, und mit dem Gefühle, daß kein Unwürdiger mein Herz berükt hätte.

Ich habe ihn wieder gefunden, den Mann, von dem das harte Geſchik mich ſo lange getrennt hat; meine Hoffnungen haben neues Leben erhalten, meine Augen haben ſich erſt geſtern zum erſtenmal ohne Thränen geſchloſſen, in meine Bruſt iſt zum erſtenmal wieder das Gefühl getreten, nicht allein in der Welt, nicht allein unter den Menſchen zu ſein.

Können Sie ungerecht ſein, mir jezt mit dieſen entſtandenen Gefühlen des aufleben den Glüks, auch die Hofnung, die mich ehedem tröſtete, zu nehmen; rauben Sie mir den Titel Ihres Weibes, der mich unter allem Elende aufrecht hielt, und brennen Sie durch Ihre freiwillige Trennung von mir, den Namen: einer Gefallenen! in meine Seele: freilich

mögen Sie das leicht vor der Welt verantworten; denn das Geſez giebt mir keine Rechte; und könnten Sie es verantworten vor dem Gefühle Ihrer Ehre, vor Ihrem Herzen: ſo waren Sie nicht der, für den ich Sie hielt; ſo bin ich der Raub meines Elends und Sie der Raub Ihrer Schande! ſo führen Sie mich ans Grab und ſich — mein Herz verſagt es mir Ihnen Böſes zu wünſchen! Mein Herz hat nichts als Liebe und Eine Hoffnung: ach und es wird auf Sie ankommen, ob dieſe einzige Hoffnung, die das vollſte Glük meines Lebens ausmachen könnte, verſchwinden oder zur Gewißheit werden ſoll. Leben Sie wohl. Henriette!

Ich bin in einem Zuſtande, der einzig iſt. Die Größe meines Unglüks, die ſchlechterdings unvermeidliche Gewißheit, daß ich nichts thun kann, macht mich ruhig; ich bin wie einer, der den fortdauernden Schlägen ſeines Unglüks endlich eine gräßliche Kälte entgegen ſezt, welche die Verzweiflung geboren hat, und welche ſelbſt der Verzweiflung troze. Ich bin wie einer, der verirrt im Schnee, erſtarrt vor Kälte, ſich endlich auf den Boden nieder legt, und in einer ruhigen Empfindung dem Tode entgegen ſchlummert. Ich fühle jezt weder Liebe gegen Julien, noch Unruhe über Henrietten, ich fühle allein eine dumpfe Empfindung des Schmerzens, und zuweilen erſchrekt mich ein ängſtliches Auffahren.

Dies habe ich Henrietten geantwortet.

Ich bin unfähig zu denken, zum Entſchlieſſen zu

fraglos. Es giebt ein Zusammentreffen von Begebenheiten, im menschlichen Leben, die das Herz und jede Empfindung aus ihrer natürlichen Lage bringen; dies ist mit mir der Fall! — Wie dem auch sei, so soll doch Henriette nie von einem andern die Wendung ihres und meines Schiksals erfahren, als selbst von dem unglüklichen Wolkau.

Sehen Sie hier einen Ausgang? finden Sie hier ein Ende? Wie einem doch oft etwas natürlich werden kann, das zuvor ungereimt schien! — Makbeths Dolch! — der Dichter kannte das Herz mehr als ich dachte. — Wohin ich greife, wohin im ganzen Raum der Schöpfung, nirgend seh ich einen Ausweg aus diesem Dunkel, immer fliegt denn meine ermattete Phantasie auf ein gräßliches Instrument des Todes.

---

* * *.

Was ich auch wählen könnte, ich wähle mein Unglük. — Tausend Plane bildet meine unruhige Phantasie, und verwirft sie einen nach dem andern. — Einmal schon war ich entschlossen, zu Julien zu fliehen, mich mit ihr trauen zu lassen, und dann mich mit ihr in irgend einem Winkel der Erde vor den Vorwürfen Henriettens zu retten. — Das kam mir so leicht, so wahrscheinlich vor, daß ich aufsprang — ach!

ich bedachte nicht, daß ich mich nirgend vor meinem eignen Herzen hinwetten kann.

Bald wollte ich Henrietten meine Hand und meinen Namen geben, und den folgenden Augenblik mich tief in einen Abgrund in der Schweiz verbergen, um Juliens Jammern nicht zu hören; aber wohin würde Juliens Stimme nicht dringen? —

Lange darf mein Zustand so nicht dauern, lange nicht mehr; eine gräßliche Kälte fängt an mein Herz mit einer Eisrinde zu überziehen. Das Verschwinden jeder Hoffnung ist die schrekliche Losung des Todes!

Noch ein Weg ist mir offen. Es soll keine auch die unmöglichste Möglichkeit von mir unversucht bleiben! Ich gehe zu Henrietten.

Ich bin da gewesen, und ich stehe wieder auf dem vorigen Punkte. Ich size hier wie ein Merkstein des göttlichen Zorns!

Ich habe zu Henriettens Füßen gelegen, ich habe ihre Hände mit meinen Thränen benezt; ich habe sie verwünscht, und doch mußt' ich sie bewundern!

Sie sezte meinen Thränen, meinen Vorwürfen, meinen Klagen nichts als eine stille, ertragende Geduld entgegen.

Ich bin ruhig, sagte sie zulezt zu mir mit einer wahrlich unverstellten Heiterkeit; ich bin ruhig, lie-

der Molkau; denn mein Schikſal liegt in den Händen eines edlen Mannes.

Ja! rief ich, aber auch in den Händen der Verzweiflung! —

O! ſagte ſie: Molkau! der Weg zum Glük führt durch Dornen.

Hätte ſie mir Vorwürfe gemacht, ich wäre troz dieſer unermeßlichen Angſt zum Entſchluſſe gekommen, mein Glük zu wollen. Aber dieſe hingebende Vertraulichkeit, dieſer Glauben an meine Redlichkeit, dieſe feſte Stille, die es voraus ahnet, wie ich handeln werde! — Mein Haß und meine Achtung gegen die Unglükliche ſind gleich groß! Ich bin ohne Hoffnung elend.

Julie erwartet mich morgen. Sie will mir entgegen kommen. Ich fahre hinaus und ſollte jeder Schritt, den ich thue, ein Menſchengeſchlecht zerſtören. Soll ich allein, allein von allen Menſchen, in meinem eigenen Herzen wüthen? Ich fahre hinaus. Ich will es entſcheiden, dieſes zweifelhafte Geſchik. Ich will es zwingen den lezten entſcheidenden Wurf zu thun; und er falle, wie er falle, Sie ſollen keine unmännliche Klage von mir hören. Leben Sie wohl.

Dederſtedt.

O Lehwald! Lehwald! Was iſt der Menſch? —

doch nein! es soll Ihnen gehn wie mir! Ich will der Reihe nach erzählen; kein Ach; kein Seufzer soll mein Schiksal Ihnen verrathen. Sie sollen es erleben, mit allen den Empfindungen, die mein Herz, die je ein menschliches Herz gefühlt hat!

Julie kam mir entgegen: wie sie den Wagen erblikte, ich sah sie noch nicht, da hört ich schon ihr Freudengeschrei, ihr lautes entzüktes Freudengeschrei. Ich stürzte in ihre Arme wie ein Unsinniger, ich drükte sie an mich, als ob dies die lezte Umarmung sein sollte, ich benezte sie mit meinen Thränen; Julie! Julie! rief ich: so hab' ich dich! So bist du mein! — Nein Julie, wenn du Muth hast, meinetwillen — hier schwieg ich bestürzt. Sie sah mit Augen voll Thränen der heitersten Wonne mich an; o mein Karl, sagte sie: ich habe dich! — welche Wonne wartet auf uns.

Sie zitterte vor Freude, sie lachte, und in ihr Lachen mischte sich der Ton des Weinens, und ein Ausruf des Entzükens verdrängte wieder den Ton des Weinens.

Nie hatte ich sie so gesehen! und dieses Entzüken diente nur dazu die Angst meines Herzens bis zur höchsten gedenkbaren Höhe zu treiben.

So kamen wir endlich in Oederstedt an. Meine Mutter, Juliens Mutter, stürzten uns entgegen, ich sank aus einer Umarmung in die andre. Eine höhere eine ungewöhnlichere Freude strahlte in allen Augen, nur in meinen Augen lag eine finstere Schwermuth.

Ich trat mit ihnen auf den Saal, ich ſehe ein heimliches Geflüſter, ein Zuwinken mit den Augen ein Deuten auf mich, und alles mit einem Entzüken, das zu gräßlich mit meiner Empfindung abſtach, als daß ich es lange ertragen konnte.

Man giebt ſich die undankbare Mühe mich aufzuheitern, Julie verſchwendet Liebkoſung, Entzüken, Umarmungen an eine Bildſäule. Ich bleibe ſtumm, und erwiedre nur hin und wieder mit einer preſſenden Umarmung, und mit einem Ausruf des Schmerzens Juliens Liebkoſungen.

Was iſt dir denn, lieber Karl? frägt endlich meine Mutter mit einem geheimnißvollen Lächeln. Sollte es denn kein Mittel geben deine Unruhe noch heute von dieſer faltigen Stirn zu jagen.

Ich antwortete mit einem Achſelzuken. — Meine Mutter ſchließt einen Schrank auf, nimmt eine Krone von Myrthe heraus, und ſezt ſie Julien, die in Freudenthränen zerfloß, auf die Stirn.

Was iſt das? rufe ich in der höchſten Wuth: was iſt das? Meine Mutter war fertig; jezo führt ſie Julien mir zu, und ſagt lächelnd und mit naſſen Augen: Hier, mein Karl, iſt deine Julie! der Altar ſteht bereit, ſie wird heute dein Weib. Julie flog ſchluchzend in meine Arme. Die Räthin ſchlang ihren Arm um mich, meine Mutter hatte meine eine Hand ergriffen, und drükte ſie an ihren Buſen.

Mein Kummer verſchwand auf einen Augenblik,

meine Verzweiflung schwieg, ich überließ mich dem Entzüken, den Ergießungen ihrer Herzen. Ich hatte Julien in meine Arme gefaßt, und mein Mund lag auf ihrer Stirn, meine Augen flossen über, mein Mund stammelte Worte der Liebe, meine Knie zitterten. Ich hatte alles vergessen.

Dieser glükliche Rausch dauerte nur einen Augenblik. Heute? fragt' ich endlich: heute schon? — O du Unglükliche! so sagte ich endlich zu Julien, und preßte sie an mein Herz: o du Unglükliche! und so riß ich mich aus ihren Armen, und warf mich nieder im Gefühl meines Elends, in einen Stuhl.

Alle drängten nun auf mich ein mit Fragen.

Julie! rief ich endlich: meine Schuld trennt uns, und ach! vielleicht auf ewig.

In diesem Augenblike öfnete sich die Thüre, und Henriette trat herein. Julie flog auf Henrietten ein.

Henriette, rief sie: er verläßt mich! er hat mich von sich gestoßen! —

Ich erstarrte! dann fuhr ich auf, und bei Gott, mit der boshaftesten Empfindung, der sich keine andere je an Bosheit genähert hat, ergriff ich Henrietten gewaltsam bei der Hand, zog sie hin vor Julien, und rief mit dem tiefsten Ingrimm meines Herzens: diese beiden Menschen, dieses unschuldige Mädchen, und mich — mich, haben Sie zernichtet! der Altar ist bereit! Kommen Sie, hier ist die Hand, die Sie begehren. Erst lege sie der Priester in die Ihrige, und

dann soll sie meine Schwäche bestrafen, die unser Glük zu Ihrem grausamen Opfer macht! —

Ein lautes schluchzendes Geschrei erhob sich, alle viere drängten sich um mich her, alle viere umarmten mich; o Glük ohne Maaß! rief Julie laut mit einer freudenvollen Wuth.

Ich taumelte, ich ahnete aus den halben Worten, die ich höre, mein Glük.

Laut schreiend fährt meine Mutter an die Thüre. Herein! herein! ruft sie mit einer zitternden, jauchzenden Stimme. Sie bringt mir einen Knaben; — dein Sohn! mein Karl! siehe, dein Sohn! ruft sie. Julie ist außer sich, sie öfnet die Lippen, endlich kommen nach einer Anstrengung, die gewaltsam war, die Worte mit einem Geschrei heraus: die Spanierin war ich!

Du! ruf ich! du! — und das ist mein Sohn? das konnt ich sagen, die Farben verschwanden vor meinen Augen, mich schwindelte, ich höre noch ein verwirrtes Geschrei und sinke nieder.

O du heilige Natur! welcher gewaltsamen Regungen machst du fähig!

Ich erwache in Juliens Armen. Ich schlinge meinen Arm um sie, und betrachte Henrietten, als ob ich mich noch einmal versichern müsse, daß Julie mein wäre. Mit wenigen Worten hellt man mir die Begebenheit auf. —

O Gott! o Gott! — so ruf ich: und nehme meinen Sohn, tanze mit ihm umher, bringe ihn mei-

ner Mutter, ihn zu segnen, mische meine Küsse und meine Thränen in ihren Segen, bringe ihn Julien, bringe ihn der Räthin, bringe ihn Henrietten. Ich war vor Freude trunken, — ich warf mich allen in die Arme, ich dankte im Taumel meiner Freude Henrietten, daß sie ihre Ansprüche an mich aufgegeben habe. Ich mische Vergangenheit und Gegenwart in einander. Jezt fällt mir es bei, daß Julie und nicht Henriette die Spanierin gewesen sei. Du also warst es? du Julie? — Und das ist mein Sohn! o mein Sohn! so bringe ich alle zum Lachen; außer Julien, die da mit gefaltenen Händen saß, und mit einem nassen Auge voll Entzüken mich betrachtete.

Endlich verlor sich der erste heftige Taumel, und Julie wurde mein Weib; und heute ist der dritte Tag, da ich sie mein nenne!

O Lehwald, Lehwald! da liegt sie noch, da schlummert sie noch, ich höre ihr Athmen durch die Thüre zu mir herüber säuseln. Ich breche mir den Morgenschlaf ab, um Ihnen zu schreiben. Sie sollten den Engel schlafen sehen; die Wange ruht auf ihrer einen Hand, und ihre andere Hand, halb unter einer herabrollenden Loke versteckt, scheint mit dem Bande zu spielen, das ihren schönen Busen fesselt. So hab ich sie eben ein Viertelstündchen betrachtet. O leben Sie wohl!

Doch noch ein Paar Worte zur Auflösung des Räthsels.

Julie war, wie ich in **n ankomme, zufällig

in der Nähe bei **n, ſie beſucht Henrietten auf vier und zwanzig Stunden. Man geht gerade den Abend auf die Maskerade. Henriette leiht Julien ihre Spaniſche Kleidung.

Die Begebenheit mit mir und Julien auf der Maskerade wiſſen Sie. Julie ſtürzt aus meinen Armen, eilt fort, trift Henrietten. Juliens Angſt, ihr Zittern, ihre Heftigkeit erſchreken Henrietten. Sie verlaſſen den Saal, werfen ſich in den Wagen, und hier ſinkt Julie Ihrer Freundin in die Arme, und die Angſt erpreßt ihr das Geſtändniß ihrer Schwäche.

Henriette tröſtet Julien, und Julie, die, wie ich Ihnen ſchrieb beinahe ſinnlos in meinen Armen lag, und alſo eigentlich keine beſtimmte Idee mit der Begebenheit dieſes Abends verbindet, vergißt nach und nach dieſe Schwäche ihres voreilend und ahnenden Herzens.

Ich lerne ſie darauf kennen, unwiſſend, wie ſehr nahe ſie mich angeht, und erhalte ihre Liebe. Vier Monate darauf in meiner Abweſenheit klagt Julie ihrer Mutter, einige körperliche Zufälle, die denn der Mutter ſogleich die Augen über Juliens Zuſtand öfnen. Das war der ſchrekliche Morgen geweſen.

Juliens Erzählung ſezt bei beiden Müttern ihre Unſchuld außer Zweifel, und meine Mutter verlangt, troz den Widerſprüchen Juliens und der Räthin, das Verſprechen von Julien, dennoch meine Frau zu werden. O! Sie ſollten die Briefe leſen, die über dieſen Punkt zwiſchen Julien und meiner Mutter gewechſelt ſind.

Ich dachte gerade ſo, wie meine Mutter in die-

ſen Briefen behauptete, daß ich denken würde: die ſimple Verſicherung Juliens, daß ſie den Vater ihres Kindes nicht liebe, nicht geliebt habe, und in keiner Beziehung mit ihm ſtünde, beruhigte mich vollkommen; und noch mehr ihre peinigende Unruhe, ihre zarte Empfindlichkeit brachten mich zu dem Entſchluß, über dieſen Punkt ganz zu ſchweigen.

Unſere Mütter wußten nur die Hälfte, ſo wie auch ich nur; die einzige Henriette wußte alles was verhandelt war, Julie ſtand mit ihr in dem genaueſten Briefwechſel.

Natürlich erwartet Henriette mit großer Neugierde den Jüngling, der Muth genug hat Julien eine ſolche Schwäche zu verzeihen. Ich ſehe ſie und gefalle ihr. Endlich, wie ich den Abend komme, ſie zur Maskerade abzuholen, wie ich erſtarre, ſie ſtier betrachte, erblaſſe und alle Zeichen der heftigſten Erſchütterung gebe; ſo fällt ihr mein ausgezeichneter Mantel ein. Sie erkennt ihn, und mein Erſchreken hilft ihrem Gedächtniß nach.

Sie verläßt mich vor Freude, Juliens Schikſal ſo hell, ſo glüklich enden zu können. Während des Schreibens an Julien fällt ihr der Gedanke ein meine moraliſchen Grundſäze zu prüfen. Die Nacht geht der Brief noch mit einem reitenden Boten fort, Abends hat ſie ſchon Antwort. Meine Mutter billigt Henriettens romantiſchen Plan mich auf die Probe zu ſtellen, und das Schikſal hat alles wohl gemacht.

Ich hoffe, dieſer Brief ſoll ſie noch in Trieſte treffen. Eilen Sie. In vier Wochen hoffe ich Ihnen meine Julie, meinen Sohn zeigen zu können, und Sie ſollen mir geſtehen, daß ich der ſeligſte aller Menſchen bin. Leben Sie wohl.

Aus Scherz wird Ernſt.

Spiele nicht mit Amor; denn geſchwinde
Schlingt er die zauberiſche Binde
Um das hellſte Auge hin.

Der Wagen der Frau von Bernack rollte die Anhöhe herab, neben dem Schlage ritt ihr Gemahl und rief dem Kutſcher zu, langſam zu fahren.

Aus Dannheim ſchallten ihnen ſchon Pauken und Trompeten entgegen.

Bei der großen Linde hielt der Wagen. Frau von Bernack ſtieg aus, hieng ſich an ihres Mannes Arm, und ſo giengen ſie beide, hinter ihnen ein Haufen reich galonirter Bediente, in die zwei gegen einander überſtehenden Reihen ihrer Unterthanen hinein; und dieſe ſtreueten ihnen mit einer feierlichen, ängſtlichen Scham Blumen auf den Weg.

Lange lebe Ihro Gnaden der gnädige Herr von Bernack, und Ihro Gnaden Frau Gemahlin! rief ein alter Bauer, nachdem er zweimal vergebens dazu ſchon den Mund geöfnet hatte. Vivat hoch! riefen alle Bauern nach und wiſchten ſich den Angſtſchweiß von der Stirn.

Die Trompeten ſchmetterten, daß es im Walde nachhallte.

Ich dank' euch, meine Freunde! nikte Bernack mit gezogenem Hute den Bauern zu. Ich dank' euch auch! lispelte leiſe und faſt ungehört, mit einer Verbeugung die zum erſtenmale nicht gerieth, die Frau von Bernack, und flüſterte ihrem Gemahl ins Ohr: ich wollt' es wäre vorbei.

Der Herr von Bernack, wollte nun zur Seite nach ſeinem Hauſe ausbeugen; allein der Schulze bat ihn mit einem vielverſprechenden Lächeln, doch über den Hof zu gehen, wo das junge Volk ihn empfangen würde.

Du ſiehſt, wir ſind in ihrer Gewalt, meine Liebe! lächelte Bernack ſeiner Frau zu: ſie lächelte wieder und folgte ihm auf den Schloßhof.

Da ſtunden ſammt und ſonders in ihren Sonntagsröken, und in der ſteifſten Stellung die jungen Leute des Dorfs, und aus allen Stall- und Scheun-Thüren, aus allen Oefnungen ſahen die Köpfe der Dorfſchönen hervor, und harreten der Würkung entgegen, welche die Feierlichkeit haben würde.

An der Spize der jungen Leute ſtand ein junger Mann, glühend roth im Geſichte, die Stirn mit Schweiß bedekt, die Augen ſtarr auf Bernack gerichtet, der voraus geeilt war um ſeiner Gemahlin Zeit zu laſſen, ſich zu faſſen. Das bepuderte und friſirte Haar, die ſtädtiſche Kleidung des jungen Menſchen zeichneten ihn von dem Haufen ſeiner Begleiter aus.

Wie Bernack vor ihm ſtand, ſo ſieng der junge Mann ehrerbietig, beſcheiden, und mit einer zittern-

den Stimme an: Hier mein gnädiger Herr, sehen Sie die jungen Leute aus ihren Dörfern, voll Hoffnung ihre Liebe zu erhalten, und voll gutem Willen sie zu verdienen. Sie, gnädiger Herr, haben die Residenz und die Freuden des Hofes verlassen, um unter uns zu leben; wenn Liebe Sie dafür schadlos halten kann, so werden Sie uns sicher nie wieder verlassen.

Sie haben uns verlassen, uns, die wir gerechte Ansprüche auf Sie hatten; allein Sie bringen, um die Zeit uns zu ersezen, die wir Waisen sein müßten, uns eine Mutter mit, die wir lieben werden, weil sie Ihre Gemahlin ist.

Erlauben Sie, gnädiger Herr, daß ich im Namen Ihrer Unterthanen Ihrer Frau Gemahlin die ehrfurchtsvolle Liebe versichern darf, die künftig unser Stolz sein wird!

Hier gab der Herr von Bernack seiner Frau einen Wink, und sie trat, zu ihrer Ehre gesagt, mit einem nassen Auge an die Seite ihres Gemahls.

Meine gnädige Frau, fuhr der junge Redner nach einer Verbeugung und einer kleinen Schaamröthe fort: sein Sie die Mutter der Menschen, die Sie vor sich sehen; sein Sie so gütig als Sie schön sind!

Mit diesem Worte schlug Jakobi (so hieß der Redner) zum erstenmale seinen Blik auf die Frau von Bernack; er sah das reizendste Weib, in dem schönsten Jugendglanze, mit dem schlankesten Körper, mit einem Busen, der durch den seidnen Flor noch einmal so blendend schön schien, als er wirklich war, und was mehr

als alles war, er sah sie mit einer sanftlächelnden Miene, mit einem Auge voll wehmüthiger Freude vor sich stehen.

Er stokte — er hob wieder an; sein Sie so schön als — stokte wieder, wurde roth, zitterte, und schlug die Augen nieder. Er blikte noch einmal auf. Ihr Auge fiel auf seines — sein Gesicht glühete wie eine Fakel.

Was ist Ihnen, mein Lieber? — fragte sie mit einer süssen Stimme.

Er sah sie zum drittenmale mit einem tiefen Seufzer an, und schwieg. —

Die Frau von Bernack soll leben hoch! rief jezt lachend Bernack. Hoch! riefen die jungen Leute und schwenkten die Hüte.

Das ist eine böse Frau mit ihren Augen! sagte Bernack lachend zu dem jungen Jakobi: indeß es ist mehr ehrlichen Leuten schon so gegangen. Da ich um ihre Hand bat, gieng mirs eben so, ich verstummte, und mußte mich obenein verlachen lassen, und sehen Sie, Ihnen weint sie doch!

Jakobi schlug das Auge zu der Frau von Bernack auf. Sie lächelte ihm zu, mit einem ihrer zauberischen Blike, der eben dadurch noch zauberischer wurde, weil ihr Herz gerührt war, und sich in diesem Blike malte; und dann war dieser Blik wahrlich zauberisch schön.

Hoch! hoch! schrien die jungen Leute noch einmal, und Bernack führte nun seine Gemahlin die Stufen hinauf, in seine Burg. Noch einmal sah sie

zurük auf den jungen Mann, den ihre Blike so stumm gemacht hatten; er stand noch immer auf der ersten Stelle, in eben der Stellung, in der sie ihn verlassen hatte, die Augen fest auf den Boden geheftet; aber jezt schlug er sein Auge auf den einen Flügel des Schlosses mit einer Heftigkeit, die sie Wunder nahm. Sie erinnerte sich dieses Blikes mit einem Lächeln, da Bernack ihr diesen Flügel des Hauses als ihre Wohnung anwieß.

Jakobi — dem es unsere Leserinnen nun schon mögen abgemerkt haben, daß er seine Rolle in diesem Mährchen haben wird — Jakobi war der einzige Sohn eines sehr ehrlichen Mannes, der unabhängig vom Edelmann ein hübsches freies Gütchen im Dorfe hatte, das seinen Besizer sehr reichlich nährte.

Der alte Jakobi war zwar nicht vielmehr als ein Bauer; indeß hatte er doch an seines Sohnes Erziehung so viel gewandt, daß wenn der junge Jakobi auch nicht zu den Elegants gehören konnte; so unterschied er sich sehr merklich von Leuten aus den geringern Ständen.

Sein Gesicht hatte nichts bedeutendes: ein paar frische rothe Lippen, und eben so frische Wangen, ein paar große dunkelblaue Augen, war alles, worauf er stolz sein konnte. In seinem Wesen nichts von dem, was man seine Bildung nennt; sein Verstand war schlicht und gerade, sein Herz gut und warm, seine Phantasie hatten Rabeners Satyren und einige wenige Romane nur mäßig in Bewegung gebracht.

Das wäre alles, was ich von dem jungen Menschen bis jezt zu sagen wüßte; destomehr aber von der Frau von Bernack, wenn sie nicht meine Leserinnen unter dem Worte einer eleganten Dame genugsam kennen könnten.

Sie war das reizendste Mädchen der Residenz gewesen. Bernack lernte sie kennen, liebte sie, und sie ihn mit aller der Zärtlichkeit, deren Menschen aus der großen Welt fähig sind.

Ein Verdruß mit dem Mignon des Fürsten, der die Frau von Bernack schöner fand, als es ihrem Gemahl beliebte, hatte leztern zu dem Entschlusse gebracht auf seinen Gütern zu leben. Seine Bauren bewunderten die Großmuth ihres Edelmanns ihnen zu Liebe auf dem Lande zu leben, und der Mignon des Fürsten ließ sich nichts von einer Dankfeierlichkeit in Dannheim träumen, die eigentlich ihm gehörte.

Nun, liebe Louise, ich hoffe, sagte seufzend Bernack; du sollst hier in diesem Paradiese Hof und Stadt vergessen lernen; und küßte ihr die Hand.

Was würd' ich nicht, in deinen Armen? versezte seufzend Louise; und dann haben wir die Stadt ja nicht abgeschworen.

Der Pfarrer und der Justizkarius ließen sich melden, und Louise hüpfte auf ihr Zimmer.

Wie gefällt dirs hier Hannchen? fragte sie ihre Jungfer.

Ei nun, wir müssen — sagte das Mädchen.

Louise und Hannchen fiengen nun an die Feierlich-

kelt bei ihrem Empfang hier zu beklatſchen, ſo wie ſie in der Stadt einen Ball beklatſcht hatten, man kam auf den Redner zu ſprechen; man fand ſeine Verwirrung poßirlich, ihn ſelbſt albern, ſeine Wangen ganz roth, ſeine Lippen auch, und ſeine Augen groß; allein ohne Intereſſe, und in dieſes ganze Detail ließ man ſich ein, bloß, weil er beim Anblik der gnädigen Dame ſo alle Faſſung verloren hatte.

Die Frau von Bernack war alſo guter Laune, aber ganz anders ſtand es bei dem armen Jakobi. Das Bild der ſchönen Frau von Bernack, mit ihren wirklichen und mit tauſend hinzu erfundnen Reizen ſtand lebendig vor Jakobis Seele, und blieb da ſtehen. Immer hielt er ihr ſeine Rede noch einmal, und er verbeſſerte, im Wachen und Träumen den Theil der Rede, der die ſchöne Frau betraf, ſo oft und ſo arg, daß der alte Gerichtsamtmann, der ſie gemacht hatte, ſich um alles in der Welt nicht mehr würde dazu bekannt haben, ſo ſtrozte ſie von den allerſchwülſtigſten Schmeicheleien.

Er hatte in ſeinem Leben nicht ſo viel Verweiſe von ſeinem Vater bekommen und verdient, als in dieſen lezten acht Tagen. Er träumte auf dem Felde und am Tiſche; er legte ſich zu Bett im Traume, im Traume ſtand er wieder auf.

Mitten unter dem Morgenſeegen, den ſein Vater allemal früh nach dem Kaffee aus einem Quartanten vorlas, ſeufzte Jakobi, und fieng wohl an zu geſtikuliren: ſein Vater erhob dann die Stimme deſto lauter, ohne gerade durch einen beſtimmten Verweis dem lie-

ben Gott es merklich machen zu wollen, daß hier etwas Unſchikliches vorgehe; und wenn nun Jakobi merkte, daß ſein Vater mit ſeiner Rede, die Rede an die Frau von Bernack, die er hielt, überſchrie; ſo ſtand er auf und gieng voll Verdruß hinaus.

Was fehlt unſerm Johannes? fieng der Alte bedenklich an, nahm die Brillen ab, und ſezte die grüne Sammetmüze auf: ich bin noch nicht am Vaterunſer, und dahin geht er.

Gott gebe, daß es keine Krankheit iſt! ſagte die Mutter. Er iſt wie im Traume, der Junge; er geht umher mit naſſen Augen, und pflükt mit den Fingern. Gott leite es zum Guten!

Der Vater ſchüttelte den grauen Kopf, und las ſeinen Morgenſegen kopfſchüttelnd weiter, und die Mutter rükte unruhig auf dem Lehnſeſſel hin und her, bis das Amen da war, um zu ihrem Johannes zu gehen.

Johannes käuete an den Nägeln, gieng die Hausflur auf und nieder, und ſann über eine neue Wendung in ſeiner Rede an die Frau von Bernack.

Der arme Johannes! Er mochte ſein wo er wollte, ſein Rükweg führte immer am adelichen Hauſe weg; er ſchlich durch die Büſche bis an den Garten, und lauſchte durch die Zweige. War die Frau von Bernack da, ſo zitterte er wie ein Eſpenblatt, der Athem ſtokte ihm; und näherte ſie ſich von ohngefähr der Gegend, wo er ſaß, ſo entfloh er, als ob ihn Mörder jagten.

Auf seinem Kirchstuhle, der nur durch eine Brettwand von dem adelichen getrennt war, fror ihn, wenn er sie in ihren Stuhl herein rauschen hörte; alle sein Blut stieg in seine Wangen, wenn er ihren Gesang vernahm; er sah den Küster mit starren Blikken an, der ihn schon zweimal mit dem Klingebeutel berührt hatte; denn eben lehnte sich eine Feder von ihrem Hute zum Glasfenster heraus, und er hätte beinah sein Gesangbuch in den Beutel gesteckt, da ihn sein Vater mit einem derben Stoße aus seiner Starrsucht wekte.

Von alle dem merkte die Frau von Bernack nichts. Der erste Eindruk von der Bestürzung des jungen Menschen, welche ihre Schönheit erregt hatte, war wieder verwischt; unter Spazierfahrten, Besuchen, Gesellschaften, Langeweile und allem, was die große Welt leben heißt, war längst das Bild des armen jungen Menschen vergraben und sicher würde nach und nach auch in Johannes Seele der Dame Bildniß, so tief es auch seiner Seele eingedrükt war, verschwunden sein, und das Bild der runden, hübschen, begüterten Müllerstochter, das vorher lebhaft in Johannes Seele stand, fieng schon an, zuweilen ganz leise sich in die Stelle der schlanken edeln Dame einzuschieben, wenn nicht der leidige Zufall oder das gebrechliche Herz — was es ist, entscheide der, der uns so und nicht anders gemacht hat.

Wirklich war Johannes nach dreien Wochen schon wieder so weit, daß er in der Kirche seinen alten

Plaz der runden Müllerstochter; aber auch der gnädigen Dame gegenüber nahm, und die schöne Frau ohne Zittern betrachtete, wenn sie auf den weissen vollen Arm gelehnt die großen schwarzen Augen nachläßig bald hieher, bald dorthin schlug: ja schon hörte er wieder wenigstens einen Theil der Predigt, und sang andächtig seinen Gesang mit, und konnte zu Hause nach einer alten Gewohnheit wieder, das Thema und die Theile der Predigt seiner Mutter, die Vormittags nicht in die Kirche gieng, vorsagen, und das hatte er seit dreien Sonntagen zum Erstaunen seiner Eltern nicht gekonnt; als ein Zufall — doch lieber erzählt, als raisonnirt.

Der Prediger des Orts predigte einen Sonntag, da die Bauren die Großmuth ihres Herrn für sie auf dem Lande zu leben nicht mehr so großmüthig finden wollten, indem sie nichts weiter dadurch gewonnen hatten, als das Fest bei seiner Ankunft, das sie bezahlt hatten, von den Pflichten der Unterthanen gegen ihre Herrschaft und umgekehrt. Bei dieser Gelegenheit erinnerte er seine Gemeinde an den fröhlichen Tag, da ihre Gutsherrschaft hier angekommen wäre, und an das Versprechen, das sie sich gegenseitig gemacht hätten.

Dieser Theil der Predigt erinnerte Johannes an seine Rede und an die schöne Frau von Bernack, und die Frau von Bernack an den Redner und an den Triumph ihrer Schönheit.

Beider Blike suchten sich ganz natürlich, und fielen ganz natürlich zu einer Zeit auf einander. Die

Frau von Bernack lächelte, Johannes erröthete. Sie war ein Weib! sie lächelte noch einmal und freundlicher als zuvor, dem armen jungen Menschen zu. Er schlug die Augen nieder, und allemal, wenn er sie wieder hob, so traf er wieder auf ein noch gefährlicheres Lächeln; er wurde unruhig, er zitterte, er glühte, und die Frau von Bernack kam heute sehr guter Laune aus der Kirche und versicherte ihrem Gemahl, daß der Prediger ganz passable geredet hätte.

Die starren Augen, womit Johannes sie betrachtet hatte, sein Zittern, sein Glühen, seine Unruhe; — sie konnte sich nicht enthalten mit einem wohlgefälligen Lächeln sich alles dessen am Nachmittage noch einmal zu erinnern. Die Frau von Bernack war ein Weib und Johannes ein Mann; was bedarf es mehr um die Freude der schönen Frau sehr natürlich zu finden?

Ihr genügte an diesem Triumphe; allein unserm armen Johannes nicht an diesem Lächeln. Die kleine Hoffnung, die Johannes aus ihrem Lächeln herausgezaubert hatte, war der Hauch, der den Funken der Liebe in seinem Herzen wieder zu hellen Flammen blies.

Wo sie war, und wo es nur dem armen Burschen erlaubt sein konnte, auch da zu sein, da war er, immer die brennenden Augen auf sie gerichtet. Ging sie ins Feld, so begleitete sie Jakobi immer in der Entfernung von einigen hundert Schritten; bald war er hinter ihr, bald auf der Seite, bald vor ihr. Stundenlang saß er auf einem Hügel gegen ihrem

Fenſter über tief in Büſchen verſtekt; dann ſaß er ſeitwärts immer hinter ſeinen Büſchen und betrachtete die Jalouſien mit ſtarren Blikken.

Was ſizt der junge Menſch immer dort? fragte Louiſe mit unwilligem Tone ihr Hannchen.

Ich, ich ſolls nicht verrathen, antwortete Hannchen mit einem liſtigen Lächeln; wer weiß, es iſt vielleicht mein Anbeter.

Man ſchüttete ſich aus vor Lachen, man ſpottete des Thoren, und doch ſtand Louiſe von Zeit zu Zeit vom Strikrahmen auf, fand ein kleines Geſchäft am Fenſter, und rief dann laut lachend: Hannchen, wahrhaftig, er ſizt noch da.

Wahrhaftig, gnädige Frau! ich muß doch einmal die Jalouſie öffnen. O gnädige Frau, ſein Sie nicht unbarmherzig! Sehen Sie doch einmal hinaus!

Du biſt eine Närrin! ſie ſah hinaus, und war böſe, daß der junge Menſch immer noch da ſaß.

Da iſt er wieder! ſagte ſie Abends zu Hannchen, und ſah mit einer nachläßigen Miene auf die entgegengeſezte Seite; der Himmel mag wiſſen, woher er es erfährt, welchen Weg wir nehmen.

Was der junge Menſch will! ſagte ſie bei ſich ſelbſt, und hüpfte aus der Geſellſchaft auf ihr Zimmer, öfnete das Fenſter, um von Herzen auf den jungen Menſchen böſe zu werden. Johannes ſaß da wie die Geduld und betrachtete das geliebte Fenſter, und der Himmel mochte es ebenfalls wiſſen, wie es kam! ſie

lächelte, so böse sie auch eben war, wenigstens einmal am Tage dem Thoren zu.

Meine schönen Leserinnen, die hier im Begriff sind, der Frau von Bernack die Betise Schuld zu geben, einem Menschen, der nicht viel mehr ist als ein Bauer, ihre Neigung zu schenken, irren sich von ganzem Herzen. Sie hatte nicht die kleinste Neigung zu dem jungen verirrten Menschen; allein diese Anhänglichkeit, diese Innigkeit seiner Leidenschaft gab ihrer Eitelkeit einen Genuß, der desto reiner war, je mehr ihr Rang und die Art ihres Verhältnisses mit dem jungen Menschen sie versicherten, daß allein ihre Schönheit diese Leidenschaft erzeugt habe.

Eine Erklärung von seiner Seite würde sicher ihre stolzeste, verschmähendste Abweisung bewirkt haben; allein der schweigende, leidende, ohne Hoffnung liebende Jüngling, aus dessen Augen die innigste Liebe leuchtete, ohne sich je in ein Wort zu verlieren, war ihr ein süßes Opfer.

Der Gedanke, daß wo sie auch gienge, wo sie wäre, im Gebüsch, auf dem Felde, ein Mann ohne Athem, ohne Sinne, ohne Worte, ohne Hoffnung war, der keinen Genuß weiter kannte und wagte, als allein das Anschauen ihrer Schönheit zu haben, war ein Gedanke, der wohl weniger eitle Damen, als die Frau von Bernack, den Tag ein paarmal ans Fenster und Abends auch mit Gefahr eines Schnupfens in den Garten oder auf das Feld gezogen haben würde.

Ja, mit einer großen Beschämung fiel ihr zu-

weilen der Gedanke bei: ſollte der Thor wohl mein Lächeln für etwas mehr als Belächeln genommen haben? — Die allerentfernteſte Wahrſcheinlichkeit, daß es ſo ſein könnte, war ihr zuwider.

Sie gieng am Abend mit dem Vorſaze, auch die kleinſte Hoffnung dem Thoren zu benehmen, am Gebüſch weg. Zwanzig Schritte hinter ihr ſchlich der treue Jüngling, und ſezte da voller Freude ſeinen Fuß hin, wo er am zertretenen Graſe ihren Fußtritt erkannte.

Die ſchöne Frau ließ ihren Handſchuh fallen. Jakobi ſah ihn fallen, und warf ſich verſtohlen über den Handſchuh her; und nun floh er, glüklich wie ein König, mit ſeiner Beute davon. Die Frau von Bernack ſah ſich eben ſo verſtohlen um, wie er eben den Handſchuh aufhob. Ihr Herz klopfte doch ſchneller als vorher, und jagte doch ein wenig mehr Blut in die ſchöne Wange. Jezt wird er kommen und mir den Handſchuh bringen; dachte ſie: allein mit ein paar ſtolzen Worten, mit einem noch ſtolzern Blike will ich ihm jede Hoffnung benehmen! Sie ſah nach einigen Minuten noch einmal zurük, und Johannes flog wie ein Vogel dahin quer durch den Buſch davon.

Der Handſchuh war Johannes ganzes Glük. Er zog ihn täglich hundertmal hervor, betrachtete ihn mit brennenden Augen, gab ihm die runde Geſtalt des Arms, der ihn getragen hatte; küßte ihn, und drükte ihn einmal übers andre an ſeine Bruſt.

Das geht nicht mit unſerm Johannes! ſagte

der Vater bedenklich: höre Mütterchen! wir müssen ein Einsehen thun. Der Junge soll Müllers Dorte heirathen.

Jakobi zündete seine Pfeiffe an, und gieng zu Müllers; der Antrag geschah, wurde angenommen, Dorte herein gerufen, ihr Vater erklärte ihr den Willen des Himmels, den jungen Jakobi zu heirathen. Dorte erröthete bis an die Ohrzipfel, schlug die Augen nieder, spielte mit dem Bande an ihrer Schürze, und sagte weder ja noch nein, das denn beiderseitige Partheien für ein deutliches ja! annahmen. Die Aussteuer wurde bestimmt, und Jakobi, nachdem er ein Langes und Breites über die Grillen seines Sohnes vermuthet hatte, schloß endlich damit, daß seine Heirath ihn wohl wieder ins rechte Gleis bringen würde.

Am Abend nach einem weitläuftigen Eingange schlug er seinem Johannes diese Verbindung vor, und foderte seine Einwilligung. Johannes sah den Vater starr in die Augen, seine Wangen glüheten; dann sah er starr vor sich auf den Tisch, an dem er saß, und antwortete nichts.

Seine Mutter stieß ihn an den Ellenbogen, und sagte ihm: Johannes, so sag in Gottesnamen Ja!

Nun denn ja doch! ja! sagte Johannes. Ich bin müde. Er gieng zu Bette.

Der arme Johannes hatte kein Wort von der ganzen Verhandlung gehört. Er hatte den Abend im Schloßgarten versteckt tief in Büschen gesessen; Louise gieng in den Büschen auf und nieder, in dem reizend-

sten Deshabillé. Der Abend war so warm, die Luft so still, der Ort so dämmernd, und sie war allein. Er sah sie in allen Stellungen, er sah die runden weissen Arme, er sah den reizenden kleinen Fuß; er sah, sie bükte sich in der Gegend, wo er verstekt saß, nach einem Blümchen, er sah die vollste, die schönste Brust; sogar schien es ihm, als ob sie in die Gegend hinlächle, die ihn verbarg.

Wie sollte er an einem solchen Abende Gehör und Sinne für etwas in der Welt gehabt haben?

Der Sonntag kam. Müllers kamen Abends um sechs Uhr, das Töchterchen verschämt und mit niedergeschlagenen Augen in ihrem besten Puze. Mehr als zehnmal hatte Jakobi seinem Johannes sagen müssen, nicht weg zu gehen, und endlich mußte er ihm sogar den Hut verschliessen.

Man hatte sich den Handschlag gegeben, nach vielen Nöthigen war man zum Sizen gekommen, und Dorte saß neben Johannes. Die Alten waren tief im Gespräch: nur Johannes hatte die Thüre in den Augen, und ein unruhiger Aerger war die Empfindung, deren er sich bewußt war.

Am Tische that der alte Jakobi noch einmal den Antrag für seinen Sohn, und Johannes, dem alle vorhergegangene Anspielungen böhmische Dörfer gewesen waren, Johannes sah nun wohl, daß er eine Hauptrolle bei diesem Feste machte. Er winkte seinem Vater. Sein Vater gieng mit ihm nach vielen Winken hinaus, und draussen erklärte Johannes seinem

Vater, daß er Dorten nie heirathen würde. Sein Vater erſtaunte, und erinnerte ihn an ſeine Einwilligung; Johannes leugnete; man rief die Mutter; Johannes leugnete, und berief ſich auf ſeine geſunde Vernunft: er müſſe doch wiſſen, ob er ja geſagt habe oder nicht, und erklärte denn endlich kurz und gut: Nein!

Das gab einen Aufſtand; Jakobi ſchrinte, die Mutter weinte, der Müller hieß Johannes einen Narren, die Müllerin war am aufgebrachteſten, und Dorte wußte nicht, in welchen Winkel ſie hinſehen ſollte.

Johannes war indeß verſchwunden, und überließ es den andern ſich unter einander zu vergleichen.

Jezt fieng das Ding an dem alten Jakobi ernſthaft genug zu werden. Er that ſeinem Sohne noch einmal die beſten und kräftigſten Vorſtellungen, und da Johannes auf ſeinen Sinn beharrete, ſo gab er dem Prediger den Auftrag ſeinen Johannes zu Vernunft zu bringen; und da auch das nicht half, ſo fiel er endlich nach hundert Entſchlüſſen darauf, den Herrn von Bernack ſelbſt um einen Verſuch zu bitten, ſeinen Sohn zu dieſer Heirath zu überreden.

Der alte Mann gieng zu dem Herrn von Bernack und traf ihn im Zimmer ſeiner Gemahlin.

Gnädiger Herr, fieng der alte Mann mit einer gerührten Stimme an: Ich habe eine Bitte an Sie. Da hab ich meinen Sohn Johannes; der gnädige Herr werden ſich noch erinnern; als Sie hier ankamen, ſo hielt er die Anrede. Louiſe erröthete.

Ein artiger junger Menſch! antwortete Bernack.

Geweſen, Ihre Gnaden! geweſen! Der Burſche hat ſich ſeit kurzem ganz umgekehrt. Sonſt fleiſſig und rührig bei Tag und Nacht, freundlich und luſtig, und blühend wie eine Roſe! Und jezt — Gott erbarm ſich — Gnädiger Herr, ſo blaß wie ein Geſpenſt — und kein Wort iſt aus ihm zu bringen. Da ſizt er, und ſieht einem unter die Augen, und hört nicht eine Sylbe, von dem, was man ſagt. —

Da redet er vor ſich hin, und ſieht mit naſſen Augen in eine Eke, und berührt kaum das Eſſen, und die Unruhe treibt ihn beſtändig umher. Er kann nicht einen Abend zu Hauſe dauren.

Frag' ich ihn, frägt ihn ſeine Mutter: Johannes, was iſt dir? ſo ſieht er uns an, das Waſſer tritt ihm in die Augen, er ſchüttelt den Kopf, als wenn ihm nicht geholfen werden kann.

Und wiſſe ihr denn davon die Urſach nicht, Kinderchen? fragte Bernack; Louiſe ſtand glühend wie eine Roſe auf und gieng ans Fenſter.

Gott, gnädiger Herr, wenn wir die wüßten. Das Kind vergeht uns wie ein Schatten. Ich dachte, gnädiger Herr, er ſollte heirathen, das ſollte ihm gut thun.

Louiſe drehte ſich wieder halb zu den alten Mann.

Allein — fuhr der Alte fort — da ſchlägt er mir es rund ab. Ich frage, warum? — und da vermißt er ſich, daß ich zittere, er wolle nicht heirathen! und nun brachte der alte Mann ſeine Bitte

bei Bernack an, doch seinem Johannes eine Vorstellung deswegen zu thun, und Bernack versprach sein möglichstes, dem jungen Menschen den Kopf zurecht zu sezen.

Wen soll er denn heirathen? fragte die Frau von Bernack mit einer eilfertigen Neugierde, und mit einem furchtsamen Blik.

Des Müllers Anhelm Tochter,

Und ist sie hübsch?

Gnädige Frau, wahrhaftig das hübscheste Mädchen im ganzen Dorfe! und sonst hat er sie gern leiden mögen; aber ganz und gar umgekehrt ist er jezt.

Der Alte gieng mit Bernack! Louise lehnte sich zehn Minuten ins Fenster und überließ sich ihren Gedanken. Die Beschreibung des Vaters von dem Zustande seines Sohnes hatte ihrem Herzen wohlgethan; indeß die Traurigkeit des Alten, sein Schmerz, der ganz ohne Künstelei sich in Worte goß, hatte doch den üppigen Gefühle ihrer befriedigten Eitelkeit eine seltsame Unruhe beigemischt; sie fühlte daß sie die Zufriedenheit einer Familie zerstörte. Sie nahm sich es vor des Thoren Leidenschaft nicht mehr durch irgend etwas zu vermehren; sie machte das Fenster wieder zu, das sie schon angefaßt hatte um es zu öffnen, und sezte sich hinten ins Zimmer an ihren Stikrahmen.

Des Müllers Tochter soll ein hübsches Mädchen sein! dachte sie. Sie rief Hannchen zu einem Spaziergange.

Jezt, Ihro Gnaden. Es ist sehr warm.

Ich will nur eine Promenade durchs Dorf machen.

Sie giengen; bei der Mühle fiel ihr ein, daß sie noch keine Mühle in der Nähe gesehen hätte. Sie gieng hinein, ließ sich die Mühle zeigen, fragte dann den Müller, ob er Familie habe, wollte seine Frau sehen, und seine Tochter, und nach einem Viertelstündchen war sie mit Hannchen schon auf dem Rückwege begriffen, und versicherte Hannchen mehr als einmal, daß des Müllers Tochter ein sehr hübsches Mädchen sei. Sie gieng dann still bei Hannchen her, und spielte mit ihrem Sonnenschirme. Er soll sie heirathen! sagte sie leise vor sich und lächelnd, und nun entschloß sie sich den verliebten Thoren bei der ersten Gelegenheit mit einem höhnischen Stolze niederzuschmettern. Was wollen Sie immer da, wo ich bin? Das will ich ihn fragen! Gehen Sie nach Haus, und arbeiten Sie! — Und das will ich heute Abend noch. Sie eilte schneller nach Hause in dem festen Entschluß diesen Plan auszuführen, und freute sich über ihr anmaßungsloses Herz.

Bei Tische am Abend erzählte ihr Bernack, daß er den jungen Jakobi gesprochen habe. Man muß einen solchen jungen Menschen nur zu behandeln wissen, setzte er hinzu. Ich steh dir dafür, daß er jezt keine Einwendung mehr machen wird.

Wer weiß auch! sagte Louise, und lächelte.

Nachdem so ein Bursch behandelt wird, liebe Louise: Ich steh für seinen Gehorsam.

Louise lächelte und ein wenig spöttisch.

Da seh einer die liebe Eitelkeit der Männer, dachte Louise kopfschüttelnd, wie sie auf ihrem Zimmer allein war. Da wird er nun glauben, er hat dem jungen Menschen den Kopf zurecht gesezt, und — ich dürfte nur einmal, nur einmal eine kleine lächelnde Miene dem jungen Menschen machen, und du lieber Herr von Bernack, wärst mit deinem: ich steh für seinen Gehorsam, verloren.

Sie gieng hinab, und war schon halb entschlossen ihrem Gemahle zu zeigen, daß er nicht Recht gehabt hatte. Es sollte der lezte Versuch mit dem Jünglinge sein.

Louise gieng allein ein wenig ins Feld. Sie blieb bei einem wilden Rosenstok stehen, betrachtete den, und sah um sich her. Zur Seite quer vor ihr fünfzig Schritt übers Feld gieng Johannes.

Louise winkte ihn. Johannes Brust hob sich, er zitterte. Er wußte nicht ob er gehen sollte oder nicht. Sie hatte sich wieder gegen den Rosenstok gekehrt. Jakobi näherte sich um zwanzig Schritte und dann stand er, und seufzte.

Sie sah sich um; zitternd flog er herbei. Haben Sie kein Messer bei sich, lieber Jakobi? — ich wollte mir hier einige wilde Rosen abschneiden. Das sagte sie mit einer freundlichen aber furchtsamen Stimme.

Er stand vor ihr, zitternd, unruhig, seine

Augen brannten, er betrachtete ſie ſtarr und ſtier, und ſprach nicht eine Sylbe.

Sie wiederholte ihre Bitte, und Jakobi zog behend ein Meſſer hervor und gab es ihr. Sie ſchnitt ſich eine Hand voll Roſen ab, und gab ihm das Meſſer zurük.

Ihre Hand berührte die ſeinige; Weiß und Roth jagten ſich auf ſeinen Wangen; er verſchlang ſie mit ſeinen Bliken. Jakobi's Benehmen, ſein Zittern, ſeine fürchterlichen liebevollen Blike, ſein gänzliches Verſtummen, ſeine Zerrüttung, dieſe grenzenloſe Ehrerbietung, dieſe ihr undenkbare Gewalt der Liebe erregten bei Louiſen eine Art von Angſt. Ich danke Ihnen! ſagte ſie ängſtlich: ſie drehte ſich um und eine Roſenranke blieb in dem Flor auf ihrem Haar hängen.

Sie wollte die Ranke eilig loswikeln, und verwikelte ſich noch feſter: wollen Sie die Güte haben, die Ranke — ſie war noch mit ihren Händen beſchäftigt.

Er ſtrekte die Hände aus, ſie zitterten, — kaum konnte er die Ranke halten; er ſtand nahe vor ihr: ihr Athem berührte ſeine Wangen, ihre Arme die ſeinigen, ihr Kleid fühlte er an ſeinen Knieen. Sie fürchtete wirklich, wie ſie des Jünglings Bruſt klopfen hörte, und ſeine Blike ſah, Unbeſcheidenheiten von ihm; ſie riß den Flor voller Angſt aus den Dornen, um nicht länger in der Gewalt dieſer fürchterlichen Leidenſchaft zu bleiben; ein furchtſamer Blik warf ſie noch auf ihn und eilte davon.

O Gott! das hörte ſie ihn rufen, und ſie eilte ſchneller nach Hauſe, ſtand noch eine Stunde lang ſtill am Fenſter, und ſchüttelte mehrmal mit einem unruhigen Ernſt den Kopf. Das Andenken an dieſe Scene brachte bei ihr ſtatt bloßes Wohlgefallen eine Art von Rührung hervor, und es entſtand ſogar einmal bei ihr der Wunſch, daß ihr Mann ſie ſo geliebt haben mögte, wie dieſer Jüngling.

Jezt, meine ſchönen Leſerinnen, hätten Sie es der reizenden Louiſe vielleicht verziehen, wenn ein kleines Verlangen ſich ganz heimlich in ihre Bruſt gelagert hätte, dieſe Scene noch einmal wiederholt zu ſehen.

Freilich ſtand in den erſten Tagen der junge Menſch mit ſeinen brennenden Augen, mit ſeinen dunkelrothen glühenden Wangen, mit der hochaufſchlagenden Bruſt, mit ſeinem ehrerbietigen Zittern immer vor ihren Augen, wenn ſie allein war; allein dieſer Triumph ihrer Eitelkeit konnte ſie doch nicht von der Bemerkung ganz und gar zurük halten, daß, je wilder die Leidenſchaft des jungen Menſchen gegen ſie ſei, deſto gefährlicher die Folgen davon werden könnten. Es ſteht in meiner Macht den jungen Menſchen um ſeinen Verſtand zu bringen! dachte ſie lächelnd, allein ihr ſchauderte doch bei dieſem Gedanken. Nein, ich will der Familie Ruhe und Glük wiedergeben; ich will die Thränen der traurenden Eltern troknen. — Es iſt wahr, mit einem freundlichen Blike, mit einem Händedruke wollte ich den jungen Menſchen zu meinem Sklaven machen! Ich

glaube er gäbe sein Leben, und seinen Verstand für eine Umarmung von mir — Nein, ich will ihn nicht mehr sehen; ich — will ihn hart behandeln! — Lieber Gott, er wird unglüklich werden, allein vielleicht machen ihn Jahre wieder ruhig!

Aber aus Johannes Seele wich nicht mehr Louisens Bild. Er stand da fest gezaubert, die runden Arme über den Kopf gehoben um den Flor loszumachen, mit dem freundlich furchtsamen Gesicht; noch immer berührte er die weiche warme Hand, den weissen vollen Arm; noch immer fühlte er ihren Athem an seinen Wangen. Tausendmal wiederholte er sich den Vorfall, und immer hatte er dieselben Empfindungen, nur mit minderer Gewalt.

Da lag er im hohen Grase, den Kopf auf den einen Arm gestüzt, den ganzen langen Tag, und verwünschte seine Furchtsamkeit, und machte in die Zukunft hinaus die tollsten Plane. Seine Liebe hatte eine neue Nahrung bekommen, Hoffnung, Wahrscheinlichkeit, Gewißheit der Gegenliebe.

Alle Abend flog er an den Rosenstok, harrte da ängstlich auf die Geliebte, sah den Weg so unabläßig, so stier hinab, daß es sich zulezt wie ein Flor vor seine Augen zog und Louise kam nicht.

Den Heirathsvorschlag verwarf er jezt mit einer Heftigkeit, mit einer so bittern Hize, daß sein Vater es für das Beste hielt, fürs erste davon ganz zu schweigen.

Er sah Louisen nicht mehr; die Abendspaziergän-

ge hatte sie eingestellt, und das Fenster blieb verschlossen; zwar stand sie jezt oft eine halbe Stunde anhaltend hinter der Jalousie, und betrachtete den Jüngling, wie er bald kam, bald gieng, bald um den Garten her lief, jeden Menschen, der daher kam, vermied, durch jedes Geräusch vertrieben wurde, und immer geduldig zurük kam.

Sein Herz war der Tummelplaz der allerentgegengesezteſten Leidenschaften; die glühendste Liebe, Furcht, Angst, Erwarten, Hoffnung, Ungewißheit, Verlangen zerrissen seine Seele im Innersten.

Endlich, endlich sah er sie wieder. Sie gieng den schönsten Weg, zwischen jungen duftenden Gebüsch am Rande einer Quelle. Sein Herz schlug gewaltsam, die Stunde, die so sehnlich erharrte Stunde der Belohnung war da; kaum konnte er athmen.

Schon hatte sie sich einmal umgesehen, ihr Blik war finster, und sein Muth sank, er folgte ihr langsamer. Sie sah sich nicht wieder um, bald, hoffte er, würde sie ihn winken. Sie pflükte die Blumen, sie blieb hier stehen und dort; sie jagte mit ihrem Schnupftuche die Müken, die sie beläſtigten; endlich blieb sie an einer Haselstaude stehen, und versuchte einen laubigen Zweig abzubrechen.

Eine dunkle Röthe stieg in sein Gesicht, der Athem wurde ihm schwer. Jezt wird sie dir winken, um ihr den Zweig abzuschneiden, schon griff er nach dem Messer. Louise zog ruhig ein Messer-

chen hervor und ſchnitt den Zweig ab, und gebrauchte ihn ſich gegen die Müken zu ſchüzen.

Beſtürzt zog er den Fuß wieder zurük, den er ſchon aufgehoben hatte. Seine Hoffnung ſank, und eben auch ſein Muth. Noch langſamer folgte er ihr. Sie ſah ſich nicht wieder um. Nun ſezte ſie ſich auf den Stamm eines Baums, nahm die Blumen, und wand ſie mit einem Grashalm zuſammen.

Jakobi ſtand und verbarg ſich ſeitwärts hinter ein Gebüſch. Louiſe ſah nicht her, ſondern ſaß da ruhig und band die Blumen noch immer mit einem Grashalm nach dem andern.

Endlich gieng er hervor; ſie ſah bei dem Geräuſch, das er machte, auf, ihn an, und ſogleich wieder auf ihre Blumen. Er war jezt gezwungen ſich zu nähern. Zitternd, mit langen, tief geholten Athemzügen, mit langſamen Schritten gieng er dem Weg zu ihr hinauf. Louiſe ſaß gleich ruhig. Jakobi zog ſeinen Hut, und ſie dankte ihm mit einem kalten, finſtern, und halbverächtlichen Kopfneigen.

Eine beängſtigende Schaam, die glühendſte Wuth erwachten in Jakobi's Seele, als er vorüber war. Nicht ein Wort geſagt! nicht eines freundlichen Bliks gewürdigt! dieſes kalte vornehme, verächtliche Kopfneigen! — Er ſchlich auf Umwegen nach Hauſe; jeder der ihm begegnete, ſchien ſeine Schande zu wiſſen, er ſah keinen Menſchen an. Er kam zu Hauſe; er war zum erſtenmale ſeit langer Zeit wieder demüthig und freundlich gegen ſeine Eltern, antwortete,

wenn er gefragt wurde, ſehr ſanft, und ſelbſt noch im Bett, fühlte er ſeine Wangen vor Schaam heiß werden, wenn er an Louiſens Kopfneigen dachte.

Auch in Louiſens Bruſt war eine unangenehme Empfindung, wie der Jüngling floh, und ſie ihn den ganzen Abend nicht wieder ſah: ſie nikte den Abend oft mit dem Kopfe; ſie wußte ſelbſt nicht, ob aus Verdruß, oder weil ſie ihren Zwek mit Jakobi erreicht hatte.

Jakobi nahm ſich es vor Louiſen nicht wieder zu ſehen. Einen Tag lang hielt er es. Den andern Tag ſchlich er ſchon von Weitem quer übers Feld ihrem Fenſter vorüber. Er fieng an dieſes kalte Kopfneigen zu entſchuldigen; ſeine Liebe gewann wieder die alte Stärke, und bei einem ihrer erſten Spaziergänge folgte er ihr wieder. Louiſe drehte ſich um, gieng zurük, auf ihn ein, und ein eben ſo kaltes, noch verächtlichers Kopfneigen, mit einer Art von Lachen begleitet, nahm ihm noch jede, auch die kleinſte Hoffnung.

Er kam zu Hauſe niedergedrükt, zerſchmettert in ſeinem Innern, er haßte ſich ſelbſt mit einer großen Heftigkeit: ja, er ſchimpfte ſogar halblaut auf Louiſen, und machte ſo ſeiner grimmigen Schaam Luft. Unter dieſen gewaltſamen Gefühlen giengen einige Tage hin, dann wurde ſeine Empfindung ſtiller, immer ſtiller und in ſich verſchloſſener. Er fieng an die unüberſteigliche Grenze zu fühlen, zwiſchen ſich und der Frau von Bernack; er ſchämte ſich, wenn er ihren

Namen nennen hörte; er wurde roth, wenn er gegen ihr Haus von ohngefähr kam, und er hätte jezt alles in der Welt darum gegeben, wenn er sich hätte überzeugen können, daß sie von seiner thörigten Liebe nichts gemerkt hätte.

Und doch blieb sie ihm immer noch das reizendste Weib in der Natur; noch immer stiegen die Wünsche auf am Stande ihr gleich zu sein; er suchte jezt die tiefste Einsamkeit auf, die wildesten und ödesten Gegenden; hier warf er sich ins Gebüsch, in immer fortdaurendem angestrengtem Spiel seiner Phantasie. Er stekte sie in das Kleid einer eleganten Bäuerin, oder sich in den theuren Rok eines reichen Adelichen, und dies Spiel hielt ihn schadlos für ihre Abwesenheit.

Louise hatte die Absicht gehabt dem jungen Menschen seine Ruhe wieder zu geben; und war wenigstens auf dem Punkte sie zu erreichen. Doch verdroß es ihr ein wenig, da sie ihn ganzer drei Tage mit keinem Blike gesehen hatte. Krank war er nicht, das wußte sie; er war den ganzen Tag von Hause abwesend, auch das wußte sie. Sie hätte gern ein wenig gemault, wenn sie nur eigentlich gewußt hätte, mit wem? und worüber? — Sie harrte noch acht Tage, und sah ihn nicht, weder an ihren Spaziergängen, die in diesen Tagen ganz häufig wären, noch um ihr Haus her.

Auch Hannchen machte eben die Anmerkung, daß der junge Mensch verschwunden sei, und Louise

erzählte nun Hannchen mit einigen Veränderungen die kleinen Vorfälle zwischen ihr und dem Jünglinge und war von Herzen froh, daß er nun wahrscheinlich sie ganz vergessen habe.

Hannchen wollte das nicht so ganz wahrscheinlich finden; beide aber konnten doch, so viele Mühe sie sich auch gaben, keinen einzigen Grund vom Gegentheil auffinden.

Es ist ja ganz natürlich, Hannchen! er mußte mich vergessen; du hättest nur den verächtlichen Blik sehen sollen, mit dem ich ihn niederschmetterte. Ganz natürlich!

So natürlich nicht Ihro Gnaden! — Genug, er kann Sie nicht vergessen haben, und wird Sie gewiß nie vergessen. Sie sollten nur wissen, gnädige Frau, wie schön Sie sind.

Einfältiges Mädchen, du siehst doch aber: er ist ja verschwunden.

Ja, wer weiß, was Sie ihm auch für einen Blik gegeben haben! wer weiß, wo er jezt herumstreift, und über Ihre Grausamkeit seufzt.

Die gnädige Frau ließ sich es freilich nicht deutlich merken, daß sie es ganz gern gewußt hätte, ob Jakobi sie vergessen habe, oder noch im Stillen um sie seufze; allein Hannchen verstand doch den Wink, und am Abend schon konnte sie der gnädigen Dame Nachricht geben.

Ach, hub sie den Abend an: Sie sollten den jungen Menschen sehen. Es ist ein Schatten, ein

Geſpenſt; der Vater glaubt nicht, daß er noch vier Wochen leben wird; er ſchleicht umher, wie einer der aus dem Grabe aufſteht. Sie ſollen ſehen, Ihro Gnaden, der ſtirbt vor Liebe!

Sei keine Närrin, Hannchen. Ein junger, ſtarker Menſch, der ſtirbt nicht ſo geſchwind!

Ja, beſte gnädige Frau, Sie ſollten ihn nur einmal ſehen, Sie ſollten nur einmal die alte Jakobin von ihm erzählen hören. Da liegt er den ganzen Tag oben unter den alten eingefallenen Mauren im Holze, und grämt ſich ſo ab.

Dieſe Vorſtellung in Louiſens Seele, ein Mann ſtirbt aus Liebe zu ihr, ob ſie es gleich nicht im Ernſt glaubte, erregte doch eine Empfindung bei ihr, die unbeſchreiblich ſüß war. Sie erſchrak, wenn ſie ſich dieſe Empfindung deutlicher zu machen wagte; ein wohlwollendes Mitleiden gegen den jungen Menſchen war der beſcheidenſte Name, den ſie dieſer Empfindung beilegen konnte.

Sie war jezt feſt entſchloſſen nicht den kleinſten Tritt wieder zu thun des Jünglings Leidenſchaft aufs neue rege zu machen, und ſo feſt der Entſchluß auch gefaßt war; ſo konnte ſie ſich doch nicht der Neugierde erwehren, den jungen Menſchen zu ſehen, um ſich ſelbſt zu überzeugen, daß nicht viel Wahres an Hannchens Nachrichten wäre.

Sie bat ihren Mann nach einigen Tagen um eine Spazierfahrt nach der Herrenburg, dem alten verfallenen Schloſſe im Gehölz, dem Lieblingsorte

Jakobi's. Sie fuhren dahin ab. Hundert Schritte von der Burg ſtiegen ſie aus, und giengen durch dichtes Gebüſch auf die Ruinen ein.

Schon von weitem ſah Louiſe Jakobi zwiſchen den Felſen und Mauren auf den Raſen liegen, den Kopf auf einen Arm geſtüzt. Er lag mit dem Rüken gegen ſie her. Louiſens Herz pochte, da ſie ihn erblikte, ſie fühlte beide Wangen heiß werden, und immer heißer, je näher ſie ihm kamen; ſie fürchtete von ganzem Herzen, daß er durch ein heftiges Erſchreken ſich verrathen möchte.

Jakobi ſah ſich endlich auf das Geräuſch um. Ein Buſch verbarg Louiſen noch, ſie aber konnte ihn durch die Zweige betrachten. Er war bleich und hager, und ſein Auge finſter und ſchwermüthig.

Mit einer Art von Unwillen über die Störung hob er ſich langſam auf um davon zu gehen, wie der Herr von Bernack ihn rief. Er kehrte um, und in demſelben Augenblik erblikte er Louiſen; eine flammende ſchnell wieder verblaſſende Röthe goß ſich über ſeine Wangen. Er ſtand zitternd da, und ſchlug das Auge zum Boden.

Bernack näherte ſich, und fragte Jakobi ob man noch ohne Gefahr in das Innere des alten Thurms hinein gehen könnte. Jakobi bejahte es.

So thun Sie uns wohl den Gefallen und begleiten uns! ſagte Bernack. Jakobi machte eine leichte Verbeugung, und warf einen furchtſamen

Blik auf Louiſen, die ſich zwang, die Verwirrung zu verbergen, welche ſie fühlte.

Jakobi gieng voran durch die eingefallenen Mauren, und immer wurde der Weg ſteinigter. Der Eingang in den Thurm war ein Schutthaufen von Sand und Geſtein. Bernack gab ſeiner Frau die Hand, um ihr hinauf zu helfen.

Biſt du ſo furchtſam, Louiſe? fragte Bernack. Deine Hand zittert gewaltig. Gieb die andre Hand Jakobi'n.

Louiſe wollte lieber unten bleiben.

Es iſt keine Gefahr, Louiſe! Geben Sie doch meiner Frau Ihre Hand, Jakobi!

Jakobi war wie zernichtet. Er reichte Louiſen in der vollſten Betäubung ſeine Hand. Sie legte ihre Fingerſpizen nur hinein, und ſeine Hand zitterte nicht mehr, ſie zukte, und ließ Louiſens Finger beſtändig fahren.

Louiſe faßte endlich in der Angſt ſeine Hand feſt an, und ſie waren oben. Hier warf Louiſe einen Blik auf den Jüngling; eine Fieberröthe lag auf ſeinen Wangen, ſeine Augen brannten, ſeine Lippen bewegten ſich zitternd. Louiſe verwünſchte den Einfall, den ſie gehabt hatte, und was das ſchlimmſte war, ſie konnte nun ihre Hand nicht aus der ſeinigen losmachen.

Es was ein Glük, daß Bernacks Aufmerkſamkeit ſogleich auf einige Inſchriften fiel, die an den Wänden ſtanden. Louiſe nüzte den Augenblik und riß mit Gewalt ihre Hand aus Jakobi's Hand, und

gieng ihrem Gemahle nach, und fragte mit einer gepreßten Stimme nach den Inschriften.

Ist die Treppe noch gangbar? fragte Bernack Jakobi'n, dessen Gesicht mit diesem sprechenden Gemählde von Leidenschaften durch den Schatten der Mauer, an der er stand verfinstert war. Ist die Treppe noch gangbar?

Ich glaube, nicht sehr. Man muß sich in Acht nehmen, und einige Stufen überspringen.

Du wirst doch nicht hinauf gehen? fragte Louise ängstlich.

Und warum nicht? ich bin ja kein Kind.

Nun so gehe ich auch, sagte Louise und gab Bernack die Hand. Sie giengen, einige Stufen waren los und bewegten sich unter ihren Füßen; indeß Louise, so furchtsam sie auch war, stieg doch mit Hülfe ihres Gemahls hinüber. Jezt aber fehlten zwei Stufen beinah ganz; Bernack schwang sich hinüber. Geh zurük Louise, Hier gehts nicht, sagte Bernack, und rief Jakobi zu, der unten geblieben war.

Jakobi kam, erhielt den Auftrag Louisen die schwankenden Stufen hinab zu führen, und Bernack stieg nun eilig die Wendeltreppe hinan.

Diesesmal waren die Ausbrüche des Jünglings Leidenschaft nicht wieder so gewaltsam. Er zitterte, er erröthete, sein Puls klopfte mit Heftigkeit, wie er sie die Stufen hinab führte.

Louise war in einer großen Angst vor der Leidenschaft des jungen Menschen, dem sie dennoch mit aller

Gewalt nicht böse sein konnte. Sie warf ein paar flüchtige Blike auf ihn, wenn er an das Licht eines Fensters in der Wendeltreppe mit ihr trat, und sie sah wirklich, wie verfallen, wie blaß, wie sehr er ein Bild des Grams sei. Wie sie unten waren, zog Louise sogleich ihre Hand zurük, die er auch willig fahren ließ, und nun glaubte sie, sei es nöthig, sogleich zu reden, um die Wildheit des Jünglings zu zerstreuen; Furcht aber und Mitleiden gaben ihr den unglüklichsten Stoss.

Warum sind Sie nicht heiter, lieber Jakobi? fragte sie, und wie sie meinte, mit einem kalten Tone: eine Sylbe um die andre aber hätte man doch wenigstens den Ton des süßesten Mitleidens durch diese Kälte hören können.

Warum? antwortete Jakobi erstikt und halb in sich, und schlug die großen blauen Augen an das Gewölbe in die Höh, und Thränen quollen in dem Augenblik hervor; dann ließ er den Kopf wieder auf eine Schulter sinken, und seine verwandte Hand troknete die Wangen.

Lieben Sie diese Gegend? fragte Louise eilig.

Nun wollt ich hier sterben, und da begraben werden! er zeigte auf den Ort wo Louise stand.

Eine Pause. Louise betrachtete die Inschriften mit schnell umherfahrenden Blikken, sie wollte die Thräne hindern, die sie in ihr Auge steigen fühlte. Sie sah sich wieder nach ihm um, und seine Stellung hatte so viel Sanftflehendes, so viel Geduldiges, daß Louise gerührter wurde, als sie hätte glauben können.

Sein Sie doch heiter! ſagte ſie, und ohne daß ſie es wußte, legte ſie ihre Hand auf ſeine.

Ach Gott! rief er, ſeine Thränen floſſen, und fielen warm auf ihre Hand: Ach Gott! wenn ich todt wäre!

Louiſe hörte Bernacks Schritte, ſchnell drükte ſie dem Jüngling die Hand, troknen Sie Ihre Augen, Jakobi! ſprach ſie ſchnell: und ſein Sie heiter, wenn Sie mich lieb haben. Sie glühte im ganzen Geſicht, wie ſie hörte, was ſie ſprach.

Dieſe reizende, unerwartete Hoffnung, die bei dieſen Worten, in des Jünglings glühender Seele aufgieng, verbarg ihm ſchnell den ungeheuren Abſtand zwiſchen ihn und Louiſen. Gott! Gott! rief er zweimal mit dem wohllüſtigen Accente der Liebe, und Thränen und Küſſe ſtürzten auf Louiſens Hand.

Bernack kam herab, und die Dunkelheit des Gewölbes entzog aufs neue die Verwirrung beider den Augen Bernacks. Man beſah, was zu ſehen war, Louiſe nannte die Ruinen einmal über das andre reizend! Bernack beſtätigte den Ausruf aus Galanterie, und in Jakobi's Augen waren dieſe Ruinen der Vorſaal des Himmels.

Bernack gieng mit Louiſen. Louiſe ſah noch einmal zurük, und in ihrer Miene lag ein Lächeln, das Jakobi'n mit himmliſcher Freude erfüllte.

Wie Louiſe zu Hauſe gekommen war, ſo ſchloß ſie ſich ein, und überließ ſich dem Strome ihrer Gedanken. Sie ſchämte ſich, ſie wurde roth, wenn

sie an den Stand des jungen Menschen dachte, und doch arbeitete sich ein sehr süßes Gefühl mitten aus diesen widrigen Empfindungen hervor, das sie in stille Träumereien versezte. Die blauen Augen mit den rinnenden Thränen, die zitternde, klagende und erschütternde Stimme des Jünglings: mit der er sein: ach Gott, wenn ich todt wäre! ausgesprochen hatte, sein nachheriges trunkenes Entzüken waren die Gegenstände, mit denen sich ihre Phantasie in den ersten Stunden unabläßig beschäftigte.

Sie nahm ein Buch, sich von diesen verführenden Bildern zu befreien, und nachdem sie ein halbes Blatt gelesen hatte, waren die Bilder wieder lebhaft da; sie sezte sich ans Klavier, und ihre Gedanken flogen in die Ruinen, und ihre Finger blieben ruhig auf den Tasten liegen. Eine sanfte melancholische Träumerei wiegte ihre Sinne und ihren ganzen Geist ein. Hannchen wunderte sich bald zu tode über den gütigen Ton, über die leise Sanftmuth, mit der ihre gnädige Frau sie den Abend beim Auskleiden behandelt hatte.

Jakobi's Seele hingegen schwamm in Entzüken, ein tausendfaches Leben hatte sich in seine Adern gegossen, eine wilde Röthe lag auf seinen Wangen, eine Feuerflamme war sein Auge. Er lagerte sich wieder zwischen die Ruinen, wie Louise fort war; allein er fand keine Ruhe mehr. Bald sprang er auf, er wollte etwas, und wußte nicht was, er gieng tausend Schritte, und kehrte wieder zurük. Das für-

mende Meer von zwei entgegengeſezten Winden bald empört, bald geebnet, war ſein Bild.

Er war zwar ſchon auf dem Wege der Beſſerung geweſen; ſeine Phantaſie war ermattet, ſeine Liebe ſtand aus Mangel an Nahrung auf dem Punkte ſich ſelbſt zu zernichten, und hätte die ſchöne Louiſe nicht den unglüklichen Einfall gehabt ihn unter den Ruinen aufzuſuchen, ſo hätte ihn vielleicht der kurze Raum von einigen Wochen völlig geheilt; allein jezt, jezt hatte ſeine Phantaſie neue lebendige Kraft, ſeine Liebe friſches Leben erhalten. Sie hatte ihm die Hand gedrükt; wenn Sie mich lieb haben! hatte ſie geſagt; ſein Kopf ſchwindelte, er ſah ſich ſchon in den Armen, und an dem vollen Buſen des reizenden Weibes.

Ein paar Abend darauf, da Louiſe einſam mit einem Buche allein in ihrem Garten auf und nieder gieng, ſaß er wieder im Gebüſch verſtekt. Er ſah ſie; er zitterte, er wollte hervorſpringen, und ſogleich drükte ihn wieder ein unüberwindliches Gefühl von Furcht nieder; ſo brachte er eine halbe Stunde hin, unter dem Vorſaze ſie anzureden und unter der beängſtigenden Furcht, wieder aufs neue mißhandelt zu werden.

In dieſem Sturm ſeiner Empfindungen war es als ob ihn eine unſichtbare Gewalt hervorriß. Louiſe ſah ihn und zitterte; er ſah ſie, und blieb wie eingewurzelt ſtehen; ſeine Zunge war ſtarr, ſeine Füße ſchwer wie Blei. Louiſe bekam ſogleich ihre Faſſung wieder. Sie gieng auf ihn ein: hören Sie, junger Menſch, ſagte ſie ihm mit einer Stimme, die alle

Augenblik verſagte: hören Sie, ich will das nicht, — was ſoll das? Gehen Sie! — Sie machen ſich unglüklich!

Jakobi ſeufzte tief, es war als ob er etwas ſagen wollte. Nein, gehen Sie, und kommen Sie nicht wieder! hob Louiſe noch einmal an, die Furcht machte jezt ihre Stimme härter als ſie ſelbſt wollte.

Nun dann ja! rief Jakobi und knitterte ſeinen Hut, den er in den Händen hatte, heftig zuſammen, ſeine Stimme war ein Schluchzen, das die Wuth hervorbringt.

Er lief noch einige Stunden im Felde umher, und warf ſich dann von Lauf und Leidenſchaft gewaltig erhizt in das naſſe kühle Gras, dann ſprang er wieder auf, knirſchte mit den Zähnen, und ſo kam er endlich zu Hauſe an.

Die halbe Nacht hörten ihn ſeine Eltern im Bette noch ſchluchzen, ſeine Mutter gieng verſchiedenemale zu ihm, er behauptete, es fehle ihm nichts. Am andern Morgen fand man ihn im heftigſten Fieber, und im vollen Phantaſieren. Ein Arzt aus einer benachbarten Stadt erklärte den Kranken für höchſt gefährlich, und die Nachricht: Jakobi's Johannes wird wohl ſterben, lief nun von Haus zu Haus.

Hannchen brachte der gnädigen Frau die erſte Nachricht: wiſſen Sie ſchon, der junge Menſch, Jakobi, wird heute wohl noch ſterben. Louiſe erblaßte.

Was fehlt ihm denn? das brachte ſie endlich ſtammelnd hervor.

Ein hiziges Fieber!

Geh doch einmal hin, Hannchen, sagte Louise ängstlich, und erkundige dich doch.

Dieser neue Beweiß der Liebe des jungen Menschen richtete eine große Zerrüttung in Louisens ganzen Gedanken und Empfindungssysteme an. Sie bereuete ihre Härte, mit der sie ihn behandelt; sie verwünschte die Eitelkeit, die den jungen Menschen zu Grunde gerichtet hatte. Hätt' ich ihm nicht zugelächelt, hätte ich nicht seine Leidenschaft durch meinen Muthwillen, durch meine Blike lebendig erhalten — er wäre jezt vielleicht ein glüklicher Mann, und nun — sie sann über seinen jezigen Zustand nach, über seine Empfindungen; sie fühlte mit nassen Augen, daß seine Liebe zu ihr, und der Mangel aller Hoffnung ihn tödten müßten; sie fürchtete mit jedem Augenblike die Nachricht von seinem Tode, sie wurde blaß, wenn Hannchen die Thür aufmachte.

Sie ließ sich alle Tage ein paarmal nach seinen Gesundheitsumständen erkundigen, und hörte jedesmal daß der Arzt immer mehr an seinem Leben zweifelte.

Wenn ich ihm nur wissen lassen könnte, daß ich Theil nähme an seinem Zustande, vielleicht würde das ihn retten. Auf diesen Gedanken fiel sie jezt mit einer großen Heftigkeit. Ich gebe ihm zwar neue Hoffnung; allein er wird doch gerettet, und ist er gesund, so kann ich ja die Hoffnung wieder zurük nehmen. Sie sann jezt auf einen Plan, wie sie, ohne sich auszusezen, dem jungen Menschen neues Leben schenken könnte; am

beſten, ſah ſie wohl, würde es durch ein paar Worte aus ihrem Munde, durch einen ihrer freundlichen Bliſke geſchehen können; aber wie? wie? —

So ſann ſie einige Tage über das wie, war nun mit der ganzen Einrichtung zu Stande, und hörte nun von Hannchen, daß es ſich mit dem Jüngling beſſere, und daß er auſſer Gefahr ſei. Louiſe nahm es indeß doch ein wenig übel, daß der Tod einem andern als ihr gewichen wäre; ſie hatte ſich vergebens darauf gefreut, wie ſichtlich der junge Menſch aus ihren Bliken Leben ſaugen würde. Indeß der Plan war einmal in ihrem Kopfe, es waren zuviel angenehme Ideen damit verknüpft, als daß ſie ihn hätte ſo ganz und gar aufgeben ſollen.

Meine ſchönen Leſerinnen ſehen, daß Dankbarkeit und Eitelkeit ſo gut Theil an dem Plane Louiſens hatten als Menſchlichkeit und Mitleiden.

Die gnädige Frau gieng am Mittag durchs Dorf promeniren, vor Jakobi's Hauſe vorüber; wie ſie zurük kam, trieb eine Heerde Kühe ihr entgegen; was war natürlicher, als daß die furchtſame gnädige Frau ſich in Jakobi's Haus rettete.

Die Frau Jakobi'n führte ſie mit großen Komplimenten in ihr beſtes Zimmer, und nöthigte ſie in einen Großvaterſtuhl. Die gnädige Frau erkundigte ſich nach ihrem Sohne, und hörte dann mit vieler Freude die Beſſerung deſſelben.

Wo liegt er denn?

In unſrer Wohnſtube.

Ihr Haus ſcheint ganz geräumig zu ſein, Frau Jakobi! Iſt die Wohnſtube auch ſo hübſch wie dieſes Zimmer?

Noch größer, Ihro Gnaden, gnädige Frau. Noch ein Fenſter größer. Sie ſcheuen ſich wohl vor Kranken, ſonſt —

Im mindeſten nicht, Frau Jakobi; wenn ich Ihren Sohn nicht ſtöre.

O viel Ehre! und damit wurde Louiſe in das Zimmer des Kranken geführt.

Jakobi erſchrak heftig, wie die Thüre aufgieng; in ſeine bleiche Wange trat Leben, und in das verloſchene Auge ein Strahl von Feuer.

Louiſe trat vor das Bette! was machen Sie denn, lieber Jakobi? und blikte freundlich auf ihn hinab. Ich habe Theil an Ihrer Krankheit genommen.

Jakobi ſchlug das Auge, ſo krank, ſo flehend zu ihr hinauf, daß es ſie im Innern jammerte. Sie ſezte ſich an das Bett, und indem ſie den Kopf zur Mutter wandte, und gleich darauf ſich ſelbſt nach der Mutter von dem Kranken abdrehete, ſo legte ſie zufällig ihre Hand auf des Kranken Hand, und drükte ſie ſanft.

Ach Gott, gnädige Frau! hub der Kranke mit einer matten Stimme an.

Nun, Johannes, fragte die Mutter: iſt dir nun wieder beſſer? Ihro Gnaden, was das für ein

Mensch ist! um nichts hat er in seiner Krankheit Gott mehr gebeten, als um seinen Tod.

Leben Sie denn nun gern? fragte Louise mit einem neuen Druke ihrer Hand und mit einem süßen Lächeln.

Ach Gott, wenn es so immer wäre, wie es jezt ist! sagte er, und gab sich Mühe sich zu erheben, ohne Louisens Hand fahren zu lassen.

Darf ich mir wohl ein Glas Wasser ausbitten, Frau Jakobin? Die Mutter gieng hinaus. Louise wandte sich zu dem Kranken, mit ihrem freundlichsten Blike: Leben Sie! lieber Jakobi; leben Sie! und machen Sie, daß Sie bald wieder gesund werden. Ich nehme Theil an Ihrer Gesundheit! — Legen Sie sich wieder nieder.

Er strekte die Arme aus: ach, ich sehe wohl es wäre besser, ich wäre todt. Aus seinen Augen brachen Thränen, seine Hand ergriff ihre, und er drükte sie an seinen Busen, Louise beugte sich über ihn; — mit einer liebenden Wuth warf er beide Arme um sie, die Bewegung war heftig, Louise sank über das Bett, beider Lippen berührten sich. Ein wildes Feuer stieg in seine Augen, seine Lippen brannten und zitterten auf ihren.

Lassen Sie mich! rief Louise. Seine Hände ließen sie fahren, über sein Gesicht goß sich eine Todtenblässe, sein Auge schloß sich und er sank ohnmächtig auf sein Küssen.

Hier trat die Mutter wieder herein. Louise

ſtand bleich und athemlos an ſeinem Bette, die Mutter ſchrie auf, und beſprüzte ihn mit Waſſer, und endlich ſchlug er die Augen wieder auf, ſein erſter Blik ſuchſe Louiſen.

Die Mutter ſtürmte mit Fragen auf ihn ein.

Gott! ſagte er: nun bin ich glüklich! Nun, o Gott! ſagte er: nun bin ich glüklich! Nun, o Gott! nun will ich gern ſterben! und nun weinte er laut und bitterlich.

Nein! Sie ſollen, Sie müſſen leben! ſagte Louiſe mit der allergerührteſten Stimme, in welche ſich der Ton des Weinens ſehr vernehmlich miſchte; ſie wußte nicht, wohin ſie ihre Blike ſchlagen ſollte; ſie war verwirrt, beſchämt; ſie verwünſchte ihren thörigten Beſuch: und dennoch war eine Empfindung in ihrer Bruſt, die ſie zwang ſeine Hand ſehr feſt zu drüken: ja ſie beugte ſich unerwartet noch einmal über ihn, berührte ſeine Lippen leicht mit den ihrigen, zwang ſich ihm noch einmal zuzulächeln, wünſchte ihm baldige Herſtellung, ſah ſich im Weggehen mit einem finſtern aber doch vorwurfloſen Blik noch einmal um, und gieng von der Mutter mit groſſen Komplimenten bis aus dritte Haus begleitet.

Sie war kaum hinaus, ſo überließ ſich Jakobi entzükkenvollen Träumen; ſein Geſicht brannte, ſein Puls ſchlug fieberhaft, hieher flog ſein wilder Blik, dorthin; er warf ſich im Bette umher, und war in einer ſo ſtürmenden Unruhe, daß ſeine Mutter

besorgter als je um sein Leben war: und mitten in diesem Sturme kehrte seine Gesundheit schnell in die se durch das Entzüken bewegte Maschine zurük; eine Fröhlichkeit, die bis an das Phantasieren gränzte, verlor sich nach und nach in eine so reine Heiterkeit, daß die Eltern über das Wunder seiner Genesung erstaunten.

Die arme Louise kehrte mit brennenden Wangen, und mit einem süßen, aber beklemmenden unbekannten Gefühl von ihrem Krankenbesuche zurük. Sie warf sich in eine Bergere, und überließ sich ihren Träumereien oder Anfangs nur der Gewalt ihrer Gefühle.

Wie er mich liebt! wie innig, wie seelenvoll, wie hingebend, wie überschwenglich er mich liebt! Das waren die ersten Gedanken, deren ihr Geist fähig war, und bei diesen Gedanken war ihre Brust so voll der sanftesten, der wehmüthigsten Gefühle: sie fühlte es tief und ohne den geringsten Zweifel, wie sehr sie von dieser hingebenden Liebe des Jünglings überwältigt war.

Sie wollte den Gedanken an ihn verdrängen; sie stand auf, lehnte sich ins Fenster, und sah mit starren trüben Blikken in das Gebüsch, und dachte nichts als ihn.

Ihre Vernunft fieng dann doch an sie wieder auf die Unmöglichkeit, die Leidenschaft des Jünglings zu befriedigen; zurük zu führen. Mit einer Aengstlichkeit hieng sie diesen Gedanken nach; sie

flog mit ihrer Phantaſie ſchnell hiehin und dahin irgend ein Mittel aufzufinden, dieſe Unmöglichkeit mit ihren geheimen Wünſchen zu vereinigen: doch war ſie ſich deſſen kaum bewußt.

Nein, es kann nicht ſein! rief ſie endlich, und ſchlug das Auge an die Deke: und in dieſem Augenblike flog ihre Phantaſie und ihr ganzes Herz an das Bett des liebenden Kranken.

Nach und nach beruhigte ſie doch den Sturm ihres Herzens; Eitelkeit kämpfte die Eitelkeit zu Boden. Ein gemeiner Menſch! ſie zog die Augenbraunen zuſammen, wie ſie das dachte, und ſie war böſe auf ſich ſelbſt, daß ſie es gedacht hatte: er liebt mich unſäglich! ſie lächelte, ſie breitete die Arme wie zu einer Umarmung aus.

Aus allen dieſen tauſend Empfindungen, Vorſtellungen und Entwürfen, fand ſie doch zulezt, daß dieſe immer mehr um ſich greifende Leidenſchaft zulezt ſowohl ſie als den Jüngling unglüklich machen würde.

Ihre Phantaſie fiel nun auf die Mittel, Jakobi'n im Ernſt von ſich zu entfernen. Kälte, Gleichmuth, eine artige aber ganz und gar nicht auszeichnete Behandlung war das ſicherſte Mittel ſeiner Leidenſchaft ein Ende zu machen, das ſah ſie ſehr wohl: allein in dieſer Behandlung lag auch nicht ein einziger Triumph für ihre Eitelkeit. Sie ſann einige Minuten darüber nach, ob ſie nicht einen wiſſe, den ſie zum Zeugen dieſer Großmuth, wenn ſie in dieſen Weg einſchlüge, machen könnte. Nicht einen! Ihre

Behandlung des jungen Menſchen blieb unbemerkt; Niemand würde es ahnen, daß ihre weiſe und kalte Behandlung Jakobi's ein Opfer wäre, das ſie der Ruhe einer Familie brächte.

Schon fiel ſie wieder auf das alte Mittel, den Jüngling mit Härte zu behandeln; ſein Elend, ſeine Klagen und ſeine Verzweiflung wären doch wenigſtens ein Triumph. Ihre Phantaſie zeichnete dieſe Bilder aus, ſie waren reizend; allein ſie fühlte auch zu gleicher Zeit, daß ſie ſchwerlich mehr das Herz haben könnte, ihn nicht aufs neue zu tröſten, wenn er durch ſie unglüklich geworden wäre.

Sie ſchwankte mit ihren Gedanken lange zwiſchen beiden Behandlungsarten; endlich bot ihr ihre geſchäftige Eitelkeit einen Plan, mit dem ſich ihre geheime Wünſche, und auch ihre Tugend vertrügen.

Ich will ihm meine Freundſchaft ſchenken! und ich will ihn meiner Freundſchaft werth machen! ich will ihn formiren! Dieſe Idee hatte ſehr viel Einladendes für Louiſen. Sie klatſchte in die Hände, wie ſie mit dem Plane völlig zu Rande war, mit einem ſtolzen Gefühle ſprang ſie auf und gieng mit ſtolzen Schritt im Zimmer umher. Seine Liebe zu mir ſoll Wunder an ihm thun! Sie bemerkte nicht, daß ihre Eitelkeit eben ſo viel Theil an dieſem Plane hatte, als ihre Tugend; ſie bemerkte nicht, daß des Jünglings Liebe ihr ein zu großer Triumph war, als daß ſie dieſelbe hätte aufgeben können.

Eben da Louiſe mit dieſen Gedanken ſchwanger

gieng, hatte der Herr von Bernack auch einen Plan, der ihm eben so schwierig vorkam, als Louisen der ihrige leicht: er war des Landlebens herzlich müde, und wünschte sich in die Residenz zurük, allein ohne daß er nöthig gehabt hätte, seine gefährliche Frau wieder mit sich an den Hof zu bringen, und dennoch glaubte er, daß sie schwerlich ihre Einwilligung geben würde, auf dem Lande zu bleiben.

Mit einer Behutsamkeit, mit einer sehr großen Aengstlichkeit fieng er an, dann und wann Louisen einen Wink von seinen Absichten zu geben. Sobald Louise ihres Mannes Wünsche merkte, so kam sie ihm selbst mit dem Erbieten zuvor, auf dem Lande zu bleiben.

Ich bin es meinem Manne schuldig, ihm auch die kleinste Unruhe meinetwegen zu sparen! dachte sie: doch schlug ihr Herz ein wenig bei diesem Gedanken; denn sie fühlte eben so gut, daß sie ihm, wenn er es forderte, ungern von Dannheim folgen würde.

Höre, lieber Bernack, fieng sie einen Abend an: Du möchtest gern in die Stadt? nicht wahr? Sie sah ihn mit einem listigen und triumphirenden Blike an. — Sogern ich nun auch, fuhr sie ernsthaft fort, in deiner Gesellschaft lebe, so will ich dennoch gern unsrer Ruhe das Opfer bringen. Deine Liebe, Bernack, und dein Vertrauen sind mir kostbarer, als ein Ball oder das Schauspiel.

Mein Vertrauen, liebes Kind? — bei Gott, kein Zweifel —

Das weiß ich, lieber Bernack! allein du ſollſt vollkommen ruhig ſein, und wäreſt du es auch meinetwegen, ſo würdeſt du es doch vielleicht von einer andern Seite nicht ſein. Ich bleibe hier, Bernack, und gern.

Dieſer Beweis von Louiſens Liebe gegen ihn, rührte ihn ſo ſehr, daß er ſie in ſeine Arme ſchloß, und nun mit Gewalt verlangte, daß ſie ihn begleiten ſollte, ſo daß Louiſe Mühe hatte ſich von dieſer Foderung loszumachen.

Louiſe verſprach von Zeit zu Zeit ihn zu beſuchen, und wenn die Umſtände ſich änderten, ſo wollte ſie ganz in der Reſidenz bleiben. Bernack dankte Gott für eine ſolche Frau; und reiſte voll Freude in die Reſidenz ab.

Wie Louiſe den Wagen ihres Gemahls hatte abfahren geſehen und nun allein war, ſo war ihre Empfindung eine reine, heitere, freie Frohlichkeit; ſie flog wie ein Kind im Zimmer umher und breitete die Arme aus, als ob ſie gebunden geweſen und jezt erſt frei wären. Sie bildete nun ihren Plan mit dem Jünglinge von allen Seiten aus, und die Augenblike ſchienen ihr Stunden, bis der Abend kam, da ſie Jakobi'n zu ſehen hoffte.

Am Abend gieng ſie auf das Feld, und ſehr bald war Jakobi ihr zur Seite. Sie richte ihm mit einem freundlichen Blike die Hand, und nun fieng ſie

an, zwar sehr gütig und sanft, aber doch in einem ernsten Tone mit ihm über seine Leidenschaft und über die Unmöglichkeit sie zu befriedigen, zu reden.

Anfangs waren ihre Worte sehr abgebrochen, ihre Stimme stokte sehr oft, und ihre Blike wagten es nicht, sich auf den Jüngling zu heften, so oft sie auch vorher übersonnen hatte, was sie ihm sagen; mit welchem Tone, mit welchem Blike sie es ihm sagen wollte. Indeß nach und nach kam sie mit ihrer Rede in den Gang, und sie freute sich selbst so sehr über ihren Muth und über die schönen Lehren, die sie dem jungen Menschen gab, daß sie vor lauter Vergnügen fortredete, und so strenge Foderungen an ihn machte, die ihr, wenn er sie befolgt hätte, von Herzen lästig gewesen sein würden. Schade, daß zu Zeiten ein Seufzer oder ein Händedruk oder ein süßer Blik, die ihr wider Willen entfuhren, den guten Eindruk ihrer Worte, zum Theil wieder verwischten. Arbeiten Sie lieber Jakobi! so schloß sie endlich; das wird Ihre unglükliche Leidenschaft zerstreuen; Lesen Sie, es fehlt Ihnen noch an mancherlei Kenntnissen, und an der feinen Bildung. Ich will Ihre Freundin sein! — Sie sind reich, Sie müssen durch Kleidung, durch Sitten, durch Bildung meine Freundschaft gegen Sie rechtfertigen. Ich bin Ihre Gebieterin, gut! ich will Ehre mit Ihnen einlegen; denken Sie daran, daß Sie mir einen Gefallen erzeigen; wenn Sie ein ehrenwerther Mann werden. Wollen Sie das, lieber Jakobi?

Jakobi ſah ihr mit groſſen und naſſen Augen ins Geſicht, und antwortete kein Wort. Die tiefſte Ehrerbietung rang in ſeinem ganzen Weſen, in ſeinen Blikken und Stellung mit der allerbrennendſten Liebe. Wollen Sie mir den Gefallen erzeigen, lieber Jakobi? fragte ſie noch einmal mit dem bittendſten Tone und drükte ſeine Hand.

Gott, alles! alles! ſagte er zitternd: nur — nur — Sie ſehen! wollte er ohne Zweifel noch hinzu ſezen; allein er wagte es nicht dieſe beſcheidene Bitte vorzutragen.

Zwar waren ihm von ihr alle ſeine Hoffnungen ſo kurz ab für unmöglich erklärt; allein die Inſtinktartige Ahnung, daß es wohl im Ernſte nicht ſo gemeint ſei, und daß es wohl anders werden würde, machte ihm mitten unter dieſem Geſpräch die ſchönſten Hoffnungen.

Wir ſehen uns zuweilen! fieng ſie wieder an: ſein Sie unbeſorgt, ich werde Rechenſchaft von Ihnen fodern, ob Sie mir gehorchen. Aber gehn Sie mir nicht mehr auf allen meinen Wegen nach; Sie müſſen vorſichtig werden.

Nun ließ ſie ſich noch einmal die Hand darauf geben, daß er ihr gehorchen wolle, und Jakobi benezte dieſe Hand mit ſo heißen Thränen, und bedekte ſie mit ſo brennenden Küſſen, und war ſo ganz auſſer ſich, daß Louiſe es für gefährlich hielt, länger bei ihm zu bleiben. Sie gieng in dem ſtolzen Gefühle einer gelungenen guten Handlung.

Jakobi kam zu Hauſe, ohne eigentlich zu wiſſen ob er Urſach habe fröhlich oder traurig zu ſein. Er wiederholte ſich noch einmal Louiſens ganzes Geſpräch, und die ungemeſſenſte Ehrfurcht für ſie miſchte ſich nun noch in ſeine Liebe gegen ſie.

Er war in dem Augenblik ein andrer Menſch geworden, da er den Gedanken dachte: ſie iſt meine Freundin. Dieſe Freundſchaft der gnädigen Frau gegen ihn wekte bei ihm alle Gefühle des edelſten Stolzes, und der tiefſten Achtung für ſich ſelbſt. Noch denſelben Abend machte er mit einer ſchwärmeriſchen Beredſamkeit ſeinem Vater begreiflich, daß er in ſeiner Lage auf keine Weiſe mehr bleiben wolle.

Sein Vater fragte ihn, was willſt Du denn eigentlich? Johannes wußte freilich nichts beſtimmtes zu antworten; ich will etwas beſſers werden als ein Bauer; ſo viel wenigſtens dachte und ſagte er ſehr beſtimmt.

Der Alte hielt das für eine neue Grille, und zog den Prediger zu Rathe, und der Prediger gab denn freilich mancherlei Anſchläge, die aber alle verworfen wurden, weil der junge Menſch etwas beſſeres als ein Bauer werden wollte, ohne Dannheim zu verlaſſen.

Mach es wie du willſt, Johannes! ſagte der über die Grillen des einzigen Sohnes geängſtete Vater: wenn es dein Glük iſt, ſo mag es immer etwas koſten. Der junge Menſch fieng ſich von nun an

beſſer zu kleiden als ſonſt, ſein Umgang mit den Bauern hatte ohnehin ſchon längſt bei ſeiner Schwärmerei aufgehört.

Feinere Bildung! ſo hatte Louiſe geſagt: feinere Sitten! Er ſuchte Umgang mit dem Prediger, und mit dem Juſtizamtmann, und erhielt ihn bei dem Prediger, weil Jakobi, ſobald ſein Vater wollte, durch ſein großes Vermögen auf den Mittelrang gegründete Anſprüche machen konnte, und bei dem Amtmann, weil der alle junge Leute von ganzem Herzen liebte, und ſich gern allen Menſchen, wenn es ihren Nuzen betraf, hingab.

Seine Eltern freuten ſich von Herzen über ſeine Veränderung: ſein Vater ließ es geſchehen, daß ihm Johannes Kleidung jezt noch dreimal ſo viel koſtete, als ſonſt, und daß er keine eigentliche Bauernarbeit mehr verrichten wollte, und ſeine Mutter verfolgte ihn mit den allerfreundlichſten Blikken, und innerer Behaglichkeit, ſo lange ſie konnte, wenn er ſo gut gekleidet, wie der Gerichts-Amtmann, zu Predigers gieng.

Beſonders wurde dem jungen Menſchen der Umgang mit dem Amtmann ſehr nüzlich, weil der ſeine Lektüre einrichtete.

Leſen Sie! hatte Louiſe geſagt, und Jakobi fieng an zu leſen, als ſei ſie der Preis des Leſens.

Die Liebe hatte alle verborgene Kräfte bei dem jungen Menſchen enthüllt und ſo ſchnell in Regung

gebracht, daß Louiſe über ihn erſtaunte, da ſie ihn bei Predigers bei einem Beſuch traf.

Eine Viſite von ein Paar Verwandten hatte ſie mehrere Tage unſichtbar gemacht, und ſie hatte alſo die erſten Veränderungen des jungen Menſchen nicht bemerkt.

Da ſtand er, wie ſie hereintrat, in einem Fenſter, anſtändig gekleidet, in einer ſehr beſcheidenen Stellung, und ein hohes Entzüken aus ſeinen Augen leuchtete ihr entgegen. Sie konnte die Augen während der erſten Komplimente nicht von ihm abwenden, ſie lächelte ihm ein paarmal zu, und er ſtand da immer die brennenden Augen auf ſie gerichtet, und fragte ſie ihn, ſo antwortete er mit der beſcheidenſten Ehrerbietung.

Louiſe war durch die Veränderung des Jünglings ſo ſehr überraſcht, daß ſie einigemale ihn mit einem ſehr innigen Wohlgefallen betrachtete: ſie fühlte, das war ihr Werk, und ſie beſchloß ihr Werk zu vollenden. Noch den Nachmittag ſprach ſie ihn im Garten einen Augenblik allein. Bravo, mein lieber Freund! ſagte Louiſe, indem ſie ihn mit einem ſeelenvollen Blik betrachtete: ſo will ich Sie haben. Sie ſind folgſam geweſen, und Ihr Gehorſam verdient Belohnung. Eben trat ſie mit ihm in eine dichte Laube, und hier drükte ſie einen ſchnellen Kuß auf ſeine Lippen.

Gott im Himmel, gnädige Frau! rief Jakobi! und wollte zu ihren Füßen ſinken. Ruhig! winkte

Louise: da kommt die Pastorin! Nichts kostete ihr diesen Nachmittag und die ersten folgenden Tage mehr Mühe, als mit Jakobi in ein zusammenhängendes Gespräch zu kommen. Er hatte in ihrer Gegenwart keinen Sinn als das Gesicht.

Beim Abschiede reichte sie ihm unvermerkt die Hand, und sagte der Predigerin, daß sie von nun an sehr oft kommen würde, weil ihr die Abwesenheit ihres Mannes dazu die Zeit ließe, und sie hielt Wort. Sie besuchte den Amtmann, Predigers, und auch, doch selten, Jakobis; sie war gesprächig, artig, ohne allen Adelstolz; man betete sie an, und wenn man über des jungen Jakobis Veränderung erstaunte, so erstaunte man eben so sehr über die Güte und Artigkeit der gnädigen Dame.

In diesen Gesellschaften nun suchte Louise mit aller Stärke, aber auch mit aller Vorsicht, auf ihren Liebhaber zu würken, und sie hätte sicher einen Gek aus ihm gemacht, wenn nicht der brave Gerichtsamtmann sich mit aller Freimüthigkeit seines Alters und seines eigenthümlichen Charakters des jungen Menschen angenommen hätte; und so erhielt er denn durch den Geist der Liebe und der strengsten Rechtschaffenheit eine ganz erträgliche Bildung.

Natürlich würkte des Jünglings Umgang, Benehmen, und Sitte auf sein väterliches Haus zurük; sein Vater fühlte, daß er jezt seinem Sohne die Hände bieten müsse. Ein Aufpuzen des Hauses, der Aufwand an einige bessere Möblen, eine etwas

bessere Kleidung brachte auch bald den Vater in den Kreis der Vornehmen in Dannheim.

Der Müller sah nun wohl, daß für seine Dorte jezt gar nichts mehr zu hoffen sei, und verheirathete sie, nachdem er allen Umgang mit Jakobis abgebrochen hatte. Dagegen wurde nun hin und wieder schon bei Predigers von dem jungen Jakobi in Rükſicht auf Julchen, die einzige Tochter des Predigers, gesprochen.

Predigers fanden denn endlich, nach einem täglichen und unendlichen Geschwäz der Pastorin, diese Idee einer Verbindung zwischen Julchen und Jakobi sehr vernünftig, und die Frau Pastorin that dem alten Jakobi im Scherz einmal diesen Vorschlag. Der Alte hatte nichts dagegen, indeß schob er alles auf seinen Johannes. Ich mag mir die Finger nicht zum zweitenmale mit dem Jungen verbrennen.

Johannes verstand alle Winke nicht, die man ihm in Predigers Hause über diesen Punkt gab; man wandte sich nun an den Gerichtsamtmann, weil dieser das volle Vertrauen des jungen Menschen besaß.

Hat er sich schon darüber erklärt? fragte der Gerichtsamtmann; der Prediger sagte: nein! indeß die Predigerin wollte denn doch aus des jungen Menschen Bliken und einzelnen Worten schließen, daß er nicht abgeneigt wäre.

Wenn das ist, liebes Frauchen! sagte der alte Amtmann: so wird er auch wohl zu einem Antrage kommen, und ists nicht, so heißt das Ihre Tochter

erniedrigen, und den jungen Menschen in die Verlegenheit bringen, das Mädchen verachten zu müssen. Das ist nichts! das heißt die Natur umgekehrt! und daraus folgt nichts gutes. Ein Mann muß bitten, und das Weib erbeten werden. Grad aus, es ist nichts! ich habe nichts damit zu schaffen.

Allein die Predigerin trieb das Ding denn doch so angelegentlich, und da der junge Mensch keine Anspielung, keine Winke, so deutlich sie ihm auch von der geschäftigen Mutter gegeben wurden, verstand, so brachte sie endlich den alten Jakobi dahin, daß er sich an seinen Sohn mit diesem Vorschlage gerade heraus wandte, und da hörte man denn ein sehr vernehmliches: Nein!

Louise, die ebenfalls um den ganzen Handel wußte, und gar kein Wort dazu gesagt hatte, empfand ein sehr stolzes Gefühl, da sie die Antwort des jungen Menschen hörte; denn Julchen war wahrlich ein sehr hübsches Mädchen. Das Gefühl, daß ihr der junge Jakobi ganz ausschließend ergeben sei, daß sein Dasein ganz von ihren Winken abhänge, erfüllte ihre Seele mit einer nie gefühlten Wollust, und ein warmer Kuß, den sie ihm dieses mal schweigend und innig gab, wie sie mit ihm allein war schien ihm die Wollust zurükgeben zu sollen, die sie fühlte.

So groß Predigers Aerger über Jakobis Nein war, eben so groß und noch größer war der Kummer, und die Furcht von Johannes Eltern über

die sonderbare Grille ihres Sohnes nicht zu heirathen.

Hören Sie, junger Mann, fieng der Amtmann zu Jakobin an, da dieser allein bei ihm war: sagen Sie mir doch, haben Sie etwas gegen die Ehe? Jakobi wurde verlegen und erröthete. Haben Sie etwas gegen das Heirathen, und ist es vernünftig, so müssen Sie es sagen können, und können Sie es nicht sagen, so taugt es nicht, so haben Sie sich dessen zu schämen.

Jakobi wurde noch verwirrter. Ich habe eigentlich nichts gegen das Heirathen; allein —

Julchen gefällt Ihnen nicht? — Sie sind ein junger Mensch, der Blut in den Adern hat, wie alle Adams Söhne. Gefällt Ihnen nicht irgend ein Frauenzimmer?

Nein! nicht eins! sagte zitternd Jakobi.

Das ist eine Lüge, mit Ihrer Erlaubniß! sagte der alte Mann etwas heftig, und sah ihn starr an. Warum werden Sie denn jezt roth? warum zittern Sie denn, wenn es wahr wäre, wenn Sie ein gutes Gewissen hätten? Nicht wahr, da gefällt Ihnen ein Frauenzimmer, und dabei ist keine Ehre, daß sie Ihnen gefällt, und da — nicht wahr? — Herr ich bin ein Mann, und Sie sind einer! Wenn Sie Böses thun, so dächt ich könnten Sie auch sagen: ich thus! und so könnte man Ihnen rathen. Nun?

Jakobi antwortete ſtokend, daß er nichts wiſſe.

Herr! fieng der Alte wieder an: heirathen iſt Pflicht, denn dazu ſind wir da. Beſinnen Sie ſich, Sie werden Ihren Vater ins Grab bringen, und was unrecht iſt, iſt eine Schande, und damit gut!

Die Unterredung war abgebrochen; allein der Amtmann faßte den jungen Menſchen jezt ſo genau ins Auge, ſo daß er bald vermuthete, daß Louiſe wahrſcheinlich dies Hinderniß an ſeiner Verheirathung wäre. Sobald der alte muthige Mann alſo Gelegenheit hatte, erzählte er der gnädigen Frau die Beſorgniß beider Eltern, für ihren Sohn, er beſchrieb ihr die Klagen des alten Mannes, die Thränen der Mutter ſo eindringend, daß Louiſe wirklich davon gerührt war. Der junge Menſch wird ſeine Eltern ermorden! ſezte der alte brave Amtmann voll Eifer hinzu: und wehe dem, der daran Schuld iſt!

Louiſe erſchrak. Sie hatte es von dieſer Seite noch nicht betrachtet. Sie überließ ſich ihren Betrachtungen, und jezt erſt fühlte ſie, wie werth ihr der junge Menſch geworden war, und zugleich fühlte ſie eben ſo lebhaft, daß ſie ihn aufgeben müſſe. So widrig dieſe Empfindung ihr war, ihn in den Armen eines andern Weibes zu ſehen, ſeine Liebe, und mit ihr das ſtolze Gefühl ihn ſo ganz zu beſizen, zu verlieren: ſo fielen ihr dennoch die Worte des alten Amtmanns immer wieder bei: wehe dem der dran Schuld iſt! Sie beſchloß ihrem Sklaven die Freiheit zu geben. Dazu kam der Gedanke, daß dieſe Hei-

rath ein neuer Beweis ſeiner unendlichen Liebe für ſie ſein würde. Er ſoll heirathen! ich will es!

Sie ſollen mir eine Gefälligkeit erzeigen, lieber Jakobi! fieng ſie einige Tage darauf an, da ſie ihn allein ſprach: Geben Sie mir die Hand drauf.

Jakobi küßte ihre Hand mit Inbrunſt.

Sie ſollen Paſtors Julchen heirathen.

Wie? fragte er ſchnell, und trat einen Schritt zurük.

Mir zu Liebe ſollen Sie Julchen heirathen!

Nein, gnädige Frau! antwortete er mit einem finſtern Blike. Nein! fordern Sie, was Sie wollen, nur das nicht.

Auch nicht, wenn Ihre Louiſe ſie darum bittet? ſagte ſie freundlich und ſchlug einen Arm um ſeine Schulter.

Meine Louiſe? O Gott! was werden Sie noch aus mir machen? — Nein! nein! ich kann nicht!

Auch ſo nicht? ſie ſchlug den andern Arm um ihn, und drükte ihn an ihre volle Bruſt: auch ſo nicht, mein geliebter Jakobi?

Er umſchlang ſie, er drükte Kuß auf Kuß auf ihre Wangen, auf ihre Lippen: o Louiſe! Louiſe!

Sie machte ſich mit Zittern los, Ungeſtüm! ſagte ſie, und ſchlug ihn auf die Lippen: Ungeſtüm! — Nun Jakobi! kein Kind! Sie ſollen Julchen heirathen.

O Gott, ich kann nicht!

Jakobi! sagte sie mit unnachahmlicher Freundlichkeit: Du kannst Deiner Louise eine Bitte abschlagen? Es ist für uns beide besser, wenn Julchen Ihre Frau ist.

Jakobi sah ein paar Sekunden auf eine Stelle, und dann sagte er rasch: ja, ich will! ich will! — besser für uns Beide! dachte er: er legte einen reichen Sinn hinein in die wenigen Worte, diese Worte schienen sein Glük zu enthalten, er bauete den schönsten Plan auf diese wenigen Worte, seine Louise näher, öfter, ungestörter zu haben, er schwamm in den Vorstellungen dieser glüklichen Augenblike.

Er eilte zu seinem Vater, und sagte ihm, er sei entschlossen Julchen zu heirathen; dieser war wie neu gebohren; indeß glaubte er dennoch die Sache schnell treiben zu müssen, ehe eine neue Grille seines Sohnes ein neues Hinderniß machte. Er gieng also stehendes Fußes zu Predigers, that den Antrag für seinen Sohn und erhielt das Jawort. Der junge Jakobi und seine Mutter kamen, der Amtmann wurde dazu gebeten, und die Sache war in wenig Minuten völlig abgemacht.

Der Braut war zwar die Kälte des Bräutigams sehr aufgefallen; allein die Mutter versicherte ihr, das würde sich wohl geben, und Julchen trauete sich es denn auch endlich wohl zu, den jungen Herrn mit ihrer Wärme anzusteken.

Am andern Tage erfuhr Louise das Verlöbniß der jungen Leute, und die bittere Empfindung, die

bei ihr aufstieg, der empfindliche Kummer, sogar eine Art Eifersucht, die sie fühlte, sagten ihr sehr deutlich, was sie bis jezt sich nicht geglaubt hatte, daß sie Jakobi'n sehr lieb habe. Sie war zum erstenmale von Herzen auf seinen Gehorsam aufgebracht. Mit starken Schritten gieng sie im Zimmer umher, käuete an ihren Nägeln, nnd alles stand ihr im Wege.

Das alberne Mädchen: sagte sie unmuthig — Gut! es ist nun vorbei! ich werde ihn nicht wieder sehen! Sie zog die Augenbraunen zusammen, und warf die Lippen auf, wenn nur ein Wort von dieser Verbindung geredet wurde. Sie hatte eine üble Nacht, und Hannchen wollte sogar die Nacht ein bittres Schluchzen gehört, und am andern Morgen Louisens Augen verweint gesehen haben.

Da nun auch gerade um diese Zeit einige Verwandte Bernacks sie besuchten, und sich dort eine Zeitlang aufhielten, so brachte dieses eine sehr wohlthätige Störung in ihren Ideen hervor. Sie überredete sich, daß sie Jakobi's Verheirathung gern sähe; sie gestand es sich mit Scheu und Erröthen, daß der Jüngling am Ende ihre eheliche Treue zum Wanken gebracht haben würde.

Auch Jakobi war jezt gezwungen sich bei Predigers oft aufzuhalten: in den ersten Tagen waren ihm Julchens Liebkosungen zuwider; indeß nach und nach bemerkte er doch, daß sie mancherlei Reize besäße. Julchens Liebe, ihre Liebkosungen, ihr Bestreben ihm zu gefallen, erregte doch wenigstens Dankbarkeit, und

da Louise jezt den Lauf dieser Empfindung nicht aufhielt; so wurde diese Dankbarkeit mit jedem Tage dankbarer, und herzlicher, und am Hochzeittage war Jakobi wenigstens so anscheinend verliebt, als ein junger Mann nur sein kann.

Julchen, die ein lebhaftes Weib und von ganzem Herzen in ihren Mann verliebt war, machte der Leidenschaft Jakobi's eine so ernsthafte Diversion, daß er auf dem Punkte stand seine Neigung zwischen Louisen und Julchen zu theilen.

Der erste Besuch, den das neue Ehepaar bei der Frau von Bernack machen sollte, erfüllte den jungen Mann mit einer ängstlichen Verlegenheit. Indeß es mußte geschehen, und Louise empfieng sie mit einer kalten nachläßigen Höflichkeit, saß da kalt und vornehm, schwazte mit einem Fremden, der bei ihr war, und ließ das junge Paar entweder sizen, oder beugte sich bloß mit einer höflichen Freundlichkeit zuweilen zu ihnen, um etwas ganz unbedeutendes zu fragen.

Julchen suchte die Augen ihres Mannes, um in ihnen die Ursache dieser Behandlung der Dame zu sehen; sie sah nichts, als daß ihr Mann mit einer empfindlichen Miene da stand. Wie Julchen ihn so verlegen ansah, so reichte er ihr die Hand und drükte sie; Louise sah es, und ihre kalte Miene wurde verdrießlich; Jakobi flüsterte nun Julchen ein paar Worte ins Ohr, über die Julchen erröthete.

Jezt wurde Louisens Betragen gegen Julchen stolz, spöttisch und verächtlich; auch brach sie den Besuch so bald, als es angieng, ab.

Jakobi gieng gedankenvoll am Arm seiner jungen Frau nach Hause. Was will sie denn? dachte er: sie hat es ja so gewollt! — Er träumte noch ein halbes Stündchen, und Juliens Liebkosungen störten ihn nur mit Mühe aus seiner Träumerei.

Louise war nach diesem Besuche noch verdrießlicher als vorher, jede Nachricht von der Zufriedenheit der jungen Eheleute störte ihre Ruhe; sie behandelte Julchen, wenn sie zusammen waren, mit einer Verächtlichkeit, die so auffallend war, daß sie überall bemerkt wurde. Jakobi ertrug Anfangs ganz geduldig die Laune der schönen Louise; allein nach und nach beleidigte doch Louisens Betragen, gegen seine Frau, seinen Stolz.

Bei der ersten Zusammenkunft, da er Gelegenheit haben konnte mit Louisen allein zu sein, fragte er sie: Womit habe ich Sie beleidigt?

Sie mich? antwortete Louise, und sah ihn befremdet an. Wie so?

Jakobi war verlegen, er erröthete, und stotterte in der Angst heraus: es war ja Ihr Befehl, Julchen zu heirathen.

Nun, mein Gott, ja! Sie haben wohl dran gethan. Ich hatte das Spiel satt.

Spiel? fragte Jakobi. Aber warum —

Mit Ihrem warum! was habe ich Ihnen Re-

chenschaft zu geben? sagte Louise mit einer halb verächtlichen, halb empfindlichen Miene.

Jakobi stand da beschämt und erbittert. Beide schwiegen einen Augenblik, und drehten sich herzlich verlegen zuerst halb von einander, ab, dann ganz, und das Gespräch war abgebrochen, nicht geendigt.

Jakobi bitter beleidigt, war jezt nie zärtlicher gegen Julchen, als wenn er wußte, daß Louise es bemerken konnte; Louise rächte sich durch Launen, wie sie immer eine gnädige Dame haben mag, an Julchen, und beide waren fest entschlossen, sich alles ersinnliche Böse zu thun. Die falsche, tükische Seele! sagte Jakobi einmal über das andre: der alberne Mensch! rief Louise, und lachte laut auf, wenn sie das junge Paar irgendwo gehen sah.

Ich will ganz kalt, kalt wie Eis gegen sie sein! sagte Jakobi. Ich will bei der ersten Gelegenheit ihn es fühlen lassen, wie tief er unter mir ist! sagte Louise.

Eines Tages, da Jakobi mit seiner jungen Frau im Gebüsch umher wandelte, war Louise unvermerkt Zeuge eines vertraulichen Gesprächs zwischen Mann und Frau.

Sie drükte die Lippen auf einander, riß hier ein Blatt ab, dort eins, und zerpflükte es; ein Geräusch verrieth sie und sie war gezwungen hervorzutreten. Sie wollte zu Hause, die beiden jungen Leute auch, und Jakobi bot der erbitterten Louise den Arm.

Sie hatte ſchon ein bittres Nein auf der Lippe, allein da ihr Arm ſchon Jakobi's Arm angenommen hatte, ſo ſchloß ſich die Lippe wieder, und ſie warf nur den Kopf auf.

Während des Gehens dünkte es Jakobi'n als ob er um ſeinen Arm einen ſanften Druk empfände, um nun nicht unartig zu ſein, drükte er Louiſens Hand nach und nach wieder. Louiſe fühlte den Druk, und ließ die Hand luftig, leicht und leiſe ruhen; da aber auch Jakobi nun ſeinen Arm wieder leichter trug, ſo wollte ſie ſich überzeugen, ob er ſie wirklich gedrükt habe; ſie drükte ihn leiſe noch einmal, und fragte mit einem ziemlich freundlichen Blike nach etwas. Jakobi antwortete ein paar Worte und drükte wieder.

Sie giengen jezt ſchweigend neben einander her, und beider Phantaſie fiel auf die verfloſſenen Stunden, und ſo wie jedes durch die Erinnerung an dieſe entzükende Begebenheit oder an jenen Triumph ſich gerührt und geſchmeichelt fühlte, ſo drükte ſich Arm und Hand wechſelsweiſe.

Jakobi ſeufzte und ſah vor ſich auf den Weg, Louiſe ſeufzte und ſchlug das Auge ſeitwärts, Julchen folgte nach und fragte dies und jenes, und man antwortete ihr mit halber Stimme, und Louiſe mit großer Freundlichkeit. Nach und nach ſank Hand in Hand, Finger zwiſchen Finger, und jezt war ein langer Händedruk die ganze Unterhaltung. Jakobi

ſchlug ſein Auge von der Seite auf Louiſen, Louiſe auf ihn, und dann in die Wolken.

O Gott! ſeufzte einmal Jakobi: ach! ſeufzte Louiſe und riß ihre Hand los, und gieng tiefſinnig voran. Mit einem durchdringenden Blik auf Jakobi, mit einem ſehr freundlichen Blik auf Julchen und mit einem herzlichen Kuß auf ihren Mund, nahm Louiſe Abſchied; Julchen wunderte ſich über Louiſens Freundlichkeit, und Jakobi drehte den Kopf mit jedem Schritte um Louiſen nachzuſehn.

Louiſens Freundlichkeit gegen Julchen nahm von Tage zu Tage zu, und in eben dem Grade wurde Jakobi zerſtreuter, und unruhiger. Wenn er bei Julchen ſaß, ſo ſeufzte er, ſtand auf, trat ans Fenſter, ſah durch die Scheiben, nahm ein Geſchäft vor, gieng das Zimmer auf und ab, gab Julchen ſchnell die Hand, zog ſie eben ſo ſchnell zurük, nahm den Hut, gieng hinaus, kehrte an der Hofpforte zurük, gieng wieder und kam nach einer Stunde verlegen zurük, und erzählte Julchen mit einem großen Intereſſe, daß er dort, oder dort ſo lange aufgehalten ſei, ſo gern er auch habe zurük kommen wollen.

Seit jenem Spaziergange war ein Theil der Faden, die ihn an Louiſen banden wieder angeknüpft. Louiſe lobte ſichs wirklich in manchen Stunden, die Zufriedenheit der beiden jungen Eheleute nicht zu ſtören; daß Jakobi von ihr getrennt war, das war es eigentlich nicht was ſie ſchmerzte; allein daß er nun ſein Weib zu lieben ſchien, daß er mit freund-

lichem Blike sie betrachten konnte, daß er ihr die Hand reichte, daß sie sogar sah, daß er ihr die Hand drükte, das sezte sie in die bitterste Stimmung gegen Julchen. Sie wollte sich oft zwingen freundlich gegen Julchen zu sein, einige Minuten hielt sie es aus; dann war sie nicht mehr Herr über sich, besonders wenn Jakobi sich selbst näherte.

Selbst nach diesem Spaziergange war sie doch noch fest entschlossen Jakobi kalt aber gütig und Julchen freundschaftlich zu behandeln, und sie würde sich wenigstens ein paarmal, Wort gehalten haben; allein bei dem ersten Wiedersehen, war Jakobi wieder kalt und gleichgültig gegen sie. Auch er hatte den Entschluß gefaßt, durch Kälte das drängende Verhältniß zwischen ihm und Louisen zu endigen. Louise lächelte spöttisch, wie sie ihn so kalt sah; Jakobi sah das Lachen, und wurde noch kälter. Gleichgültig sezte sich Louise, da sie allein mit ihm war, ans Klavier, und spielte und sang, sang mit einer süßen und himmlischen Stimme ein paar Lieder.

Singen hatte sie Jakobi noch nicht gehört. Er trat näher ans Klavier, er lehnte sich an ihren Stuhl, versank da in ein süßes Träumen, dann und wann fiel ein stiller Blik auf Louisen, die endlich zu spielen aufhörte, den Kopf hinten über an den Stuhl lehnte, und mit einer schwermüthigen Miene vor sich hin sah.

Schon zweimal hatte sich Jakobi's Hand gehoben um die ihrige zu ergreifen, zweimal war sie

wieder niedergeſunken, als durch eine Bewegung, die Louiſe machte, ihre Hand an die Seinige ſank.

Mit einem tiefen Seufzer ergriff er ſie, und fühlte ein leichtes Widerſtreben, das ſich endlich in einen Druk auflöſte. Louiſe! ſeufzte Jakobi und beugte ſich auf Louiſens Hand.

Wenn das Julchen ſähe! ſagte mit einem ungewiſſen Blik Louiſe.

Quälen Sie mich nicht! rief er, und drükte die feurigſten Küſſe auf dieſe weiche Hand.

Sie ſind falſch, Jakobi!

O! beim Himmel, Louiſe! das bin ich nicht. Sie ſind kalt!

Sie drükte ihm die Hand, und ſchlug ihr groſſes ſchwarzes Auge mit einem unausſprechlichen Blike auf ihn.

Gott, wie lieb ich Sie! rief er, und Sie — er ſchlang ſeine Arme um ihren Leib, und ſank ſo in ihre Arme, die ihn vergebens zurükhalten wollten. Seine Lippen lagen auf ihren, ſie wandte ſich vergebens von ihm ab, immer feſter drükte er ſie an ſeine Bruſt und an ſeine Lippen.

Laſſen Sie mich, da iſt Jemand! rief ſie endlich mit erſtikter Stimme, und er ſprang erſchroken zwei Schritt zurük. Es war Niemand, und jezt hielt ihn Louiſe wieder in ehrerbietiger Ferne bis zum Abſchiede.

Wie er fort war, warf ſie ſich in ihre Ottomane, und gerieth wieder in ein tiefes Nachſinnen. Anfangs war es die wohllüſtige Empfindung, daß ſie

noch geliebt sei; doch mischte sich bald eine Unruhe hinzu. Nein, nun nicht wieder! dachte sie, und legte die Wange in die Hand. Das soll das leztemal gewesen sein! Wahrhaftig, das soll es!

Hannchen die eben hinein gekommen war, betrachtete ihre gnädige Frau aufmerksam. Was mag sie zu schwören haben, dachte sie: denn Louise sprach das Wort, wahrhaftig, laut aus.

Aber wer kann den reissendsten Bergstrom aufhalten? Jakobi wurde mit jedem Tage dringender und leidenschaftlicher. Er brachte jezt halbe Tage bei Louisen zu, seine Leidenschaft riß auch sie hin. Mit jedem Tage fühlte sie sich schwächer dieser um sich greifenden Leidenschaft Widerstand zu thun, sie wurde selbst in den Wirbel hineingezogen, und was die Leidenschaft des jungen Mannes noch gefährlicher machte, das war sein sonderbares Benehmen. Jezt war er kalt, bitter, empfindlich auf Louisen! dann wieder glühend, ausschweifend, und heftig.

Seine Empfindungen waren durch seine häuslichen Umstände so unstät geworden: Julchen war der Leidenschaft ihres Mannes gegen Louisen gewahr geworden; sein Gehen und Kommen, seine Unruhe, seine Kälte gegen sie hatte sie Anfangs aufmerksam gemacht, und sehr bald entdekte der scharfe Blik der eifersüchtigen Liebe das, was bis dahin allen Augen entgangen war.

Anfangs machte Julchen ihrem Manne sanfte und scherzhafte Vorwürfe, und der Mann verthei-

digte ſich eben ſo ſcherzhaft; nach und nach aber wurden die Vorwürfe bitter, und die Vertheidigungen ernſthafter. Der häusliche Frieden wich; Julchen ſaß da mit rothen verweinten Augen, ging und warf die Thüren, wenn ihr Mann zu Hauſe kam, und wollte nicht reden. Mit jedem Tage wurde Julchen bitterer und heftiger, Jakobi täglich verſtekter und aufmerkſamer auf ſein äuſſeres Betragen.

Jakobi verheelte Louiſen ganz und gar Julchens Eiferſucht und ſein häusliches Elend; Louiſe ſchwieg auch über dieſen Punkt, ob ſie wohl an Julchens feindlichen Bliken, und an ihrer manchmal ſchnell aufwallenden Empfindlichkeit gegen ſie die Lage der zwei Eheleute vermuthete. Sie war freundlich und zuvorkommend artig gegen Julchen, ertrug ihre Launen mit der höchſten Geduld.

Endlich kam es zu Klagen in der Familie: man machte Jakobi'n Vorſtellungen, und Jakobi leugnete. Der Amtmann nahm denn jungen Mann einmal vor. Seine Vorſtellungen halfen; allein nur einige Tage, und Jakobi war wie vorher.

Der Amtmann ſah die Thränen des jungen Weibes, er hörte ihre Klagen: hm! ſagte er: Kind, das Klagen hilft Ihnen nichts. Verdoppeln Sie Ihre Freundlichkeit gegen Ihren Mann! wenn etwas hilft, ſo hilft das!

Das ſagte er, nahm ſeinen Hut und Stok, und gieng wie es ſchien erbittert weg, und gieng gerade zu Louiſen.

Hören Sie gnädige Frau: die jungen Jakobi's bauen die Hölle mit einander. Der junge Mann iſt kalt gegen die Frau! Sie ſind des jungen Menſchen Freundin. Sehen Sie doch einmal zu, was Sie über ihn ausrichten können; wenn Sie wollten, gnädige Frau, ſo könnten die Leutchen vielleicht den Himmel wieder in ihr Haus ziehen. Das Leztere ſagte er mit einen ſcharfen und durchdringenden Blike auf Louiſen.

Louiſe erröthete, war verlegen, ſie hob ihr Auge nicht, und antwortete einige unzuſammenhängende Worte.

Ein paar Unglükliche wieder glüklich zu machen, gnädige Frau, bedeutet wohl eben ſo viel, als ein paar Jahre hindurch ſeinen Spaß an Dingen zu finden, wobei das Gewiſſen wahrhaftig ſeinen Vortheil am Ende nicht hat. Thun Sie es, gnädige Frau. Ihr Herr Gemahl iſt wohl noch immer in der Reſidenz? werden Sie etwa bald dahin gehen?

Ja, in vierzehn Tagen! antwortete Louiſe.

Wie der alte Mann fort war, ſo warf ſich Louiſe in einen Stuhl; ſie ſchämte ſich, ſie weinte, ſie fühlte jezt Liebe zu Jakobi, und doch fühlte ſie, es mußte zu Ende ſein. Sie beſchloß zu reiſen. Sie kündigte es Jakobi an. Eine ſehr leidenſchaftliche Scene! Sie blieb ſtandhaft bei ihrem Entſchluſſe; allein eine Thorheit begieng ſie in ihrer Leidenſchaft aufs neue; ſie gab dem jungen Menſchen die Erlaubniß ſie zuweilen in der Stadt zu beſuchen.

Sie ſah nun auch jezt an den Bliken aller der

Menschen in Dannheim, mit was für Augen man sie hier betrachtete, und das erhielt ihren Entschluß zu reisen fest.

Den Abend vor ihrer Abreise sprach sie ihren Liebhaber noch auf ein Viertelstündchen; gepreßt, ängstlich mit einer Wildheit, die an Wuth gränzte, fiel er ihr um den Hals, und erstikte sie fast mit Küssen und Thränen. Louise war wirklich gerührt, sie umarmte ihn mit Inbrunst, drükte den heissesten Kuß auf seine Lippen, drükte ihn an ihre Brust, und wenn Jakobi dreister gewesen wäre, sie hätte ihm diesen lezten Abend die Belohnung seiner langen Treue, seiner unsäglichen Liebe nicht abgeschlagen.

Sie reiste ab, und Jakobi gieng nun wieder in sein Haus zurük, verbarg das glühende Gesicht seiner Frau, die da mit rothen Augen saß, weinte, und von Zeit zu Zeit einen Blik auf ihn warf, der ihm bis ins Herz drang.

Den Tag nach Louisens Abreise kam der alte Amtmann um den jungen Jakobi zu einem Spaziergange abzuholen. Jakobi konnte es nicht abschlagen, so gern er es auch gethan hätte. Auf diesem Wege redete der Greis mit dem jungen Manne aus der Fülle seines Herzens über sein Verhältniß mit Louisen und Julchen.

Er entschuldigte zuerst selbst den jungen Menschen, nicht spöttisch, nein! mit allem Ernste: er erkannte die unmäßige Stärke der Liebe; er nannte diese

Empfindung einen furchtbaren Sturm mit Schlaker. Man kann das Stehen nicht behalten; sagte er: man kann seine Sinne nicht gebrauchen: man sieht den Abgrund nicht, der dicht vor den Füßen liegt; man hört die Stimme nicht, die einem zuruft: kehre um! Man läßt sich vom Sturm treiben, und man ist verlohren, ehe man es selbst weiß; aber jezt, lieber Freund, ist der Sturm vorüber gegangen, das täuschende Schneegestäube hat aufgehört; Sie sehen jezt den Abgrund, Sie hören die warnende Stimme Ihrer Freunde. Jezt, jezt, da Louise abgereist ist, da sie Ihnen ein Beispiel der Selbstbeherrschung gegeben hat, jezt — Herr — wäre es Bosheit oder Raserei, wenn Sie nun nicht bald die Sache, wie sichs thun läßt, abänderten.

Jakobi wollte anfangs zwar nicht eingestehen, daß ein Liebeshandel mit Louisen wirklich gewesen sei; allein der Alte behandelte ihn mit einer so leutseelig schonenden Zutraulichkeit, daß Jakobi wenigstens still schwieg, und Verweiß und Rath anhörte, wenn er es auch nicht eigentlich eingestand. Auch fühlte er, daß der alte Mann Recht hatte.

Nur auf Julchen wollte der Rath des weisen Alten nicht wirken: Sein Sie jezt tausendmal freundlicher, sanfter und gefälliger als sonst gegen ihn, kleine Frau! jezt machen Sie ihm keine böse Miene; lassen Sie ihn jezo sich erst ein wenig abkühlen! und hüten Sie sich ihm einen Vorwurf

zu machen, weder im Ernſt noch im Scherz. Vergeſſen Sie es ihm, daß er Ihnen je untreu war, und er wird es vergeſſen, daß er Ihnen untreu ſein kann.

Allein Julchens Mutter war bei weitem andrer Meinung, und unglüklicher Weiſe folgte Julchen dieſer Lezten, oder vielmehr der unangenehmen Empfindlichkeit ihrer Gefühle. Ganze Stunden ſaß ſie und weinte; trat Jakobi zu ihr, bot ihr die Hand oder umfaßte ſie, ſo zog ſie ihre Hand zurük oder beugte ſich ſelbſt voll Verdruß von ihm ab. Bei dem kleinſten Anlaß brach ſie in Vorwürfe gegen ihren Mann aus, und nannte Louiſen nie anders als mit dem Zuſaze der ehrloſeſten Schimpfworte.

Wenn dann einmal Jakobi mit Bitten, Geduld, und beiſpielloſem Nachgeben ſo weit gekommen war, Julchens Vertrauen und Liebe wieder rege zu machen, ſo wandte ſie dieſe koſtbare Zeit zu nichts an, als ihm Zweifel gegen die Verſicherungen ſeiner Liebe zu machen, oder ihn in ein ſehr ſtrenges und detaillirtes Examen wegen ſeines Umgangs mit Louiſen zu nehmen, und gewöhnlich endigte ſich denn doch dieſe Stunde der vertraulichen Ergießungen ihrer Herzen mit Vorwürfen und Klagen.

Nach und nach wurde wenigſtens das Einverſtändniß zwiſchen Mann und Frau in Gegenwart Fremder wieder hergeſtellt, obgleich Jakobi tauſend bittere Seufzer täglich über ſein häusliches Unglük ausſtieß. Nichts war ihm unangenehmer, als daß er jezt ſeine heiße Leidenſchaft ſo tief in ſeiner

Bruſt verſchließen mußte; kein Seufzer kein unruhiger Blik; keine gefaltete Stirn durfte er ſich erlauben, wenn er ſich nicht dem Ungewitter ſeiner zornigen Frau ausſezen wollte.

Poz Frau und kein Ende! ſagte der alte Mann: meinen Sie, Ihr Mann ſoll das ſtete Ungewitter, das Sie erregen, liebgewinnen? Bei Gott, liebe Frau, ein Händedruk, ein Kuß jezt von Ihrem Manne ſollte Sie in Entzüken ſezen — und — treiben Sie es nicht zu arg, rathe ich Ihnen; die Wege in die Stadt ſind nicht zugeſchneiet.

Louiſe war in der Reſidenz angekommen, den halben Weg ſaß ſie ſtumm und ſtill bei Hannchen im Wagen, und träumte von Ludwig; nach und nach fiengen ſich auch bei der Annäherung der Reſidenz andre Vorſtellungen an einzuſchieben, und die Kraft der erſten zu ſchwächen.

Das Geräuſch der erſten Viſiten zerſtreute ſie hinlänglich, allein in jedem ſtillen Augenblike waren doch ihre Gedanken bei Jakobi, und war ſie einen Tag nur allein, ſo beſchäftigte das Andenken des Jünglings gewiß den gröſten Theil dieſer Zeit ihre Vorſtellungen.

An einem ſolchen Tage ſaß ſie den Kopf in die Hand geſtüzt in ihrem Boudoir; ſie lächelte bald, bald bedekte eine Wolke ihr ſchönes Auge, ſo gar benezte es ein paarmal eine leichte Zähre. Sie dachte zurük an die Epoche ihres Lebens, in der ſie die

schönsten, die wollüstigsten Empfindungen durch den Genuß der ehrerbietigsten Liebe gehabt hatte. Sie dachte an Jakobi.

Was mag er machen? dachte sie mit einem tiefen Seufzer: Vielleicht liegt er wieder krank unter der Last der Liebe gegen mich da! — Oder vergessen? — vergessen von ihm? — nicht möglich! und wer weiß, wer weiß? — Mit diesem und tausend ähnlichen Bildern erhitzte sie ihre Phantasie, und rührte ihr Herz in einem so hohen Grade, daß sie theils ihrer Empfindung, theils auch der Neugierde zu wissen, ob er sie vergessen habe oder nicht, nicht widerstehen konnte. Sie nahm ein Blatt Papier, und schrieb ihm in dieser Stunde ihres gerührten Herzens ein paar Worte, die zärtlich genug waren, um bei Jakobi einen Rükfall der alten Krankheit bewürken zu können, wenn er auch schon gesund gewesen wäre, und da eben ein Bothe nach Dannheim gesandt wurde, so gab die unvorsichtige Louise ihm das Briefchen mit, mit dem Befehl es dem jungen Jakobi allein zu geben.

Jakobi erblickt das Billet, und die gedämpfte Flamme der Liebe schlug wieder hoch und fürchterlich bei ihm empor. Ein Brief! den hatte er noch nicht gehabt. Tausendmal drükte er ihn an sein Herz, tausendmal küßte er ihn, er benezte ihn mit seinen Thränen, ihm schien es, als hätte er diese Empfindung selbst bei ihrer ersten Umarmung nicht gehabt; der Brief war ein bleibendes Denkmal ihrer Liebe, er war ein

Beweis von Louisens Neigung, der zum erstenmale seiner Eitelkeit schmeichelte.

Jezt bildete er aufs neue tausend Pläne, ihr zu antworten, oder sie selbst zu besuchen; allein eine unruhige martervolle Empfindung ängstete ihn, wenn er an Julchen dachte. Soll ich sie aufs neue betrügen? soll ich sie und mich noch unglüklicher machen, als wir es schon sind? Er war schon halb entschlossen, Louisen nicht zu antworten, und noch weniger sie zu sehen. Mit einem unruhigen Mitleiden betrachte er Julchen; er war im Begriffe sich in seines Weibes Arm zu stürzen. In diesem Augenblike fieng Julchen, die sein unruhiges Schweigen bemerkt hatte, an, ihm bittre Vorwürfe zu machen; er hörte sie zuerst geduldig an, endlich sprang er auf: Weib! rief er mit einem grimmigen Blike: treib mich nicht weiter!

Julchen schwieg nicht, und es entstand eine Scene, wo Bitterkeit der beleidigten Liebe bei ihr, und Gefühl des Elends bei ihm, alles was sie beleidigendes haben, sagten. Endlich nach einem langen Gezänk, schwieg er schnell still, sah Julchen mit einem langen und finstern Blik an, ballte die Faust und gieng.

Er gieng und bildete jezt bestimmt den Plan Louisen zu sehen. Unter einem wahrscheinlichen Vorwande ritt er als in Geschäften seines Kornhandels ab, und in die Residenz. Er ließ sich Bernacks Haus zeigen, und gieng den einen Morgen wohl zwanzigmal vorüber, bis ihn denn endlich Hannchen erblikte und anredete.

Wenn die gnädige Frau etwas nach Dannheim

zu bestellen hat, sagte er endlich: und Hannchen bat ihn einen Augenblik zu verziehen, sie lief zu Louisen: der junge Jakobi ist draussen, gnädige Frau! sagte Hannchen mit einer einfältigen Miene.

Louisens Gesicht war wie ein Scharlach. Wer? Laß ihn kommen!

Er trat zitternd wie ein Verbrecher hinein in das Zimmer, und Louise kam ihm eben so zitternd entgegen. Sie standen beide beschämt vor einander. Jakobi sah auf den Boden, und Louise ebenfalls.

Ich hatte Geschäfte hier: fieng er endlich stotternd an, und bei dieser Gelegenheit —

Also Geschäfte? fragte Louise ein wenig spiz; beide schwiegen. Endlich erhob Jakobi sein Auge, es schwamm in Thränen, er sah sie wehmüthig an; er legte die Hand auf die Brust, er wollte reden und konnte nicht. Louise! das stammelte er endlich hervor.

Er dachte jezt mit der ängstlichsten Unruhe an seine Frau.

Louise konnte diesem Blike nicht widerstehen, sie wandte sich von ihm ab, und gab ihm zugleich die Hand.

Er ergriff die Hand, und zog Louisen mit Gewalt an sich. Louise wehrte sich, und endlich sank sie doch von seiner Liebe überwältigt an seinen Busen. Jakobi! Sie machen mich unglüklich! rief sie, und machte sich aus seinen Armen los. Gehen Sie, gehen Sie! und kommen Sie nicht wieder! — Es ist unrecht!

Er schwieg und stand wie ein Bild der sinnlosesten Verzweiflung da.

Gehen Sie, lieber Jakobi! — Sie ſind unvorſichtig! Gehen Sie! — Heut Abend, ſagte ſie nach einem kleinen Nachſinnen: heute Abend bin ich unter den Weiden auf der Promenade; da erwarte ich Sie.

Er gieng ohne ein Wort zu erwiedern, und am Abend traf er ſie auf der Promenade, und gieng eine Stunde mit ihr in dem ſeligſten Entzüken. Sie gab ſeinen Bitten nach, ſie wieder ſehen zu dürfen. Nur ſelten! ſelten! ſagte Louiſe: aber doch wiederſehen? fragte er.

So nahm er von ihr Abſchied, und gieng in ſein Wirthshaus zurük, jezt brennender als je, in Louiſen verliebt.

Wie er nach Hauſe zurük kehrte, ſo fieng ihm, in der Nähe von Dannheim ſein Herz mächtig an zu pochen. Er überlegte ſorgſam die Erzählung, die er Julchen machen wollte. Er trat glühend in das Zimmer; Julchen, wie ſie ihn erblikte, riß ſich heftig auf, ſprang in die nahe Kammer, und ſchloß hinter ſich ab, und hörte ſie toben und wüthen. Endlich ſtürzte ſie wieder heraus, und überſchüttete ihn mit den heftigſten Vorwürfen.

Jakobi erfuhr mit Schreken, daß es ſeine Frau durch einen Zufall erfahren habe, daß er in der Reſidenz und bei Louiſen geweſen war. Er wollte jezt Julchen beruhigen: mit den fürchterlichſten Eidſchwüren ſtürmte er auf ſie ein; er hielt ſie in ſeinen Armen; er flehete, er drohete, er weinte eins ums andere; allein Julchen war unerbittlich, ſie ſah ihn mit

fürchterlichen Blikken an, ohne auf Liebkosungen und Drohungen zu hören, bis sie endlich in einen Strom der bittersten Thränen ausbrach, die denn den ersten Sturm beruhigten.

Das häusliche Elend wurde von Tage zu Tage drükender: die Vorwürfe der beleidigten Frau waren jezt bitterer als je, und ihre Stimmung des Gemüths schien jezt eine feste üble Laune zu werden. Jakobi rang oft heimlich die Hände, und verwünschte seine Liebe, wenn er die verweinten Augen, die blasse Farbe, und die hagere Gestalt seiner sonst so liebenswürdigen Frau sah.

Um diese Zeit starb der Herr von Bernack. Da der Tod desselben durch die Ankunft des Lehnserben, der von Dannheim Possess nahm, hier in Dannheim bekannt wurde, so nüzte Julchen auch diese Gelegenheit Jakobi Vorwürfe zu machen; nun der eine, rief sie: hat euch schon Plaz gemacht! und ich — ich — hier fieng sie an zu schluchzen: ich fühle es, ich werde euch auch bald Plaz machen. O Gott, sezte sie mit gen Himmel gewandten Augen hinzu: wenn nur erst die Stunde da wäre.

Jakobi warf sich in ihre Arme, nein! rief er mit Thränen: mein Julchen! Gott ist mein Zeuge, daß ich dich liebe, und deinen Tod nicht wünsche.

Wirklich war auch an Jakobi's Seite noch kein Gedanke daran gewesen: seine Liebe war seine Marter, und er hatte seit einem Vierteljahre keinen Versuch gemacht, Louisen zu sehen; zwar war seine Frau

auch viel zu aufmerksam gewesen, als daß ihm ein Versuch dieser Art hätte gelingen können.

Indeß einige kleine Billets hatte er denn doch von Louisen empfangen, und beantwortet, und dieses hatte von seiner Seite seine Liebe immer lebendig erhalten.

Jezt kam nun Louise selbst auf einige Tage nach Daunheim um mit dem Lehnserben Richtigkeit wegen ihrer Forderungen an das Gut zu machen. Louise kam zu Julchen, Julchen ließ sich verleugnen, und Jakobi war auf der Folter: er war mit Louisen allein, und in der nächsten Kammer war Julchen, das wußte er.

Seine ängstlichen Blike auf die Kammerthüre belehrten Louisen von der gefährlichen Nachbarschaft. Sie sprach laut und kalt mit Jakobi, lobte seine Frau ungemein, und bedauerte, daß sie dieselbe nicht gesehen hätte.

Julchen knirschte die Zähne über Louisens Lob, erklärte alles für Heuchelei, für Verstellung, und bittere Vorwürfe endigten auch diese Scene. Jakobi suchte jede Gelegenheit Louisen bei ihrem Hiersein allein zu sprechen; allein seine Frau beobachtete den kleinsten seiner Schritte.

Endlich fand er doch einen Vorwand der Aufmerksamkeit seiner Frau zu entkommen. Er flog zu Louisen, er stürzte in ihre Arme, wild sah er sich um, als ob er seine Frau fürchte, und nun mit den heftigsten Aeusserungen seiner Leidenschaft schloß er Louisen in die Arme, und drükte sie an sich. Ich habe die

Hölle in der Bruſt, Louiſe! ſo rief er wüthend: nun aber — Sie — Du — Louiſe, mußt mich endlich belohnen.

So hatte ihn Louiſe noch nicht geſehen.

Wie glüklich, und wie unglüklich bin ich! rief er aufs neue mit einem Strome von Thränen. Sie lieben mich? fragte er wild.

Ja, Jakobi, ich liebe Sie! antwortete Louiſe, und nahm ihn in die Arme. Allein ſein Sie ruhig! — Jezt nur! kommen Sie in die Reſidenz! da ſollen Sie glüklich ſein! ſezte ſie mit leiſen halbverſchluk-ten Worten im Taumel der Leidenſchaft, womit er ſie angeſtekt hatte, hinzu.

Sie mußten ſich trennen. Jakobi flog auf den Flügeln der Liebe zurük, noch ehe Julchen etwas gemerkt hatte. Jezt trug er ſich mit den ſtolzen Hoffnungen, die ihm Louiſe gegeben hatte. Sein Weſen war verändert. Er theilte ſein Entzüken mit Julchen. Zum erſtenmale ſeit langer Zeit, ſah ſie wieder einen Theil ſeiner entzükten Liebkoſungen, die ſie im Anfange ihrer Ehe wohl von ihm erhalten hat-te, und in ihrer Bruſt hob ſich wieder ein Keim von Hoffnung, den die Eitelkeit erwärmt, und die Heiter-keit ihres Mannes, die er ſelbſt nach der Abreiſe Loui-ſens behielt, zur Reife brachte.

Jakobi ſah die wiederkehrende Freundlichkeit, und das Vertrauen ſeiner Frau, als glükliche Vor-boten ſeines Glüks, aber zu gleicher Zeit als ge-heime und ſchmerzende Vorwürfe an; dieſesmal

siegte troz seiner Unruhe die Liebe. Er hoffte durch das Vertrauen seiner Frau leichter und unbemerkter die Reise zu Louisen machen zu können. Er verdoppelte seine Liebkosungen gegen Julchen, und alles war in einem leidlichen Zustande.

Auf einmal fieng Julchen an zu kränkeln. Der häufige Verdruß, der mannigfaltige Kummer, die immerwährende Unruhe hatte ihre Gesundheit angegriffen.

Eine neue Hoffnung hob sich in Jakobi's Brust empor; eine Hoffnung, der er kaum Worte lieh, an die er nur mit einer bittern Unruhe dachte, die Hoffnung auf Julchens Tod.

Bei der ersten Klage von ihrer Kränklichkeit, fielen ihm ihre eigenen Worte mit einer großen Lebhaftigkeit wieder ein: ich fühle es, ich werde euch bald Plaz machen. Mit einer großen Gewalt fiel seine Phantasie, nicht auf Julchens Tod! denn diesen Zeitpunkt übergieng er immer sehr gefliſſentlich, sondern auf sein Schikſal nachher.

Er sah sich in Louisens Armen, in den ruhigen Beſize aller ihrer himmliſchen Reize, er sah sich als ihren Mann. Ein himmliſcher Gedanke; zwar fiel ihm wohl zuweilen ein, ob die gnädige Frau von Bernack wohl sich entſchlieſſen könnte, Madam Jakobi zu werden; allein sogleich schloß er von seiner Liebe auf Louisens Liebe, und alle Zweifel verſchwanden.

Julchens Kränklichkeit nahm zu, und es war kein Mann dienſtfertiger, aufmerkſamer, und lieben-

der als er. Durch die herzlichſten Liebkoſungen, durch eine Geduld ohne Ende, durch eine beiſpielloſe Gefälligkeit gegen alle ihre Launen glaubte er die heimlichen Hoffnungen wieder gut machen zu können, die ſeine Bruſt gegen ſie nährte.

Julchen wurde gerührt durch ihres Mannes Betragen: ſie fieng an nach und nach ihre eiferſüchtigen Grillen zu vergeſſen; ja, ſie bat ſogar manchmal ihrem Manne das Unrecht ab, das ſie ihm ihrer jezigen Meinung nach gethan hatte, und Jakobi ſtand Höllenpein in dieſen Augenbliken aus.

Der alte Amtmann ſaß manche Stunde am Krankenbette; und ſagte hundertmal: ſeid ihr nicht Thoren geweſen, Kinderchen? da muß euch der liebe Gott erſt das Haus voll Kreuz ſchiken, und dann erſt ſeid ihr gute Menſchen und euer Glük warft ihr von euch!

Der Arzt rieth endlich, die Kranke in ein Bad zu ſenden, um ihre Geſundheit wieder herzuſtellen. Jakobi's Herz ſchlug voll Freude, wie er den Ausſpruch des Arztes hörte, und Julchens Mutter entſchloß ſich dann mit ihrem kranken Kinde dahin abzureiſen.

Jakobi begleitete ſie beide dahin, und nachdem er einige Tage mit ihnen da geweſen war, ſo nahm er mit den allerherzlichſten Liebkoſungen von Julchen Abſchied.

Jakobi war kein Heuchler, nein! ſeine Angſt war in dieſem Augenblike fürchterlich; ja, er war oft entſchloſſen, Louiſen nicht eher zu ſehen, als bis

ſein Schikſal eine andere Wendung genommen hätte; indeß ſo wie er ſich nach und nach von Julchen entfernt ſah, ſo wachte ſeine Leidenſchaft zu Louiſen wieder auf, und ſchon den zweiten Tag ſaß er zu Pferde und flog den Weg zur Reſidenz.

Er kam dahin an; ſogleich flog er zu Louiſen, ließ ſich melden. Der Bediente kam zurük: die gnädige Frau hat Geſellſchaft! ich ſoll Sie fragen, wo Sie logiren? Die gnädige Frau will Ihnen Nachricht ſagen laſſen.

Er ſtand eine geraume Zeit ohne dem Menſchen zu antworten; er meinte: Louiſe hätte doch wohl ſelbſt kommen können, ihm das zu ſagen. Der Bediente wiederholte, und Jakobi ſagte ihm ſein Logis und gieng. Er dankte doch endlich Louiſen, daß ſie ihn nicht angenommen hatte: wie leicht hätte unſre Liebe ſich verrathen können!

Am andern Tage kam ein Bedienter, und brachte ihm dieß Billet.

Lieber Jakobi, mit einem gewiß betrübten Herzen erfreif' ich die Feder um Ihnen zu ſagen, daß wir beide endlich ein Ende machen müſſen. Sie ſind unglüklich, und ich geſtehe es, durch meine Schuld. Ich habe die Erklärungen Ihrer Leidenſchaft gegen mich mitleidiger angehört; als es meine Pflicht war. Allein ſpätes Gutmachen, iſt auch Gutmachen. Wir müſſen uns trennen! Unmöglich kann ich länger das Glük einer Familie ſtören, die ohne mich ſo glüklich leben könnte.

Vergeſſen Sie mich, theurer Freund, und ſchenken Sie Ihrer Frau die Liebe, die ich nicht annehmen darf. Vergeſſen Sie mich, ſo wie ich mich beſtreben werde Sie zu vergeſſen. Suchen Sie mich nicht zu ſprechen; wir würden uns nur noch unglüklicher machen als wir ſchon ſind. Ich muß Sie bitten abzureiſen; damit nicht Ihr Hierſein aufs neue die Ruhe Ihrer liebenswürdigen Frau ſtört. Noch einmal, vergeſſen Sie, daß eine Frau in der Welt iſt, die gern Ihre Freundin wäre, aber nichts mehr ſein darf. Louiſe von Bernack.

Jakobi las, und las wieder. Er warf ſich unmuthig in einen Stuhl, ſaß da, ſtüzte ſeine Stirn, und dachte, und ſann, ſprang wieder auf, ergriff den Brief, und las noch einmal. Er war in Verlegenheit. Er wußte nicht, was er dazu denken, was er dabei machen ſollte.

Das ſchreibt Louiſe? das? — Iſt es möglich? Das rief er dieſen Tag über hundertmal.

Am Abend gieng er nach Louiſens Hauſe. Eben ſtieg ſie in den Wagen mit einem Herrn, und fuhr ins Schauſpiel. Sie ſah freundlich, ſie lachte. Das waren Dolchſtöße in ſein Herz. Er flog dem Wagen nach, und gieng ebenfalls ins Schauſpiel.

Er ſuchte Louiſen auf und fand ſie endlich in einer Loge. Sie ſaß bei eben dem Herrn, und ſchwazte vertraulich und lachend mit ihm. Jakobi war in dem bitterſten Grimme.

Der Vorhang erhob ſich. Man gab Romeo und

Julie. Das Neue dieſes Vergnügens überraſchte den jungen Mann. Er vergaß Louiſen über Julien, oder vielmehr ſie waren in Eins zuſammen geſchmolzen. In der Zeit zwiſchen den Aufzügen ſuchte er Louiſen wieder, und hoffte ihr Auge in Thränen zu finden, und ſie ſaß und lächelte ihrem Begleiter zu und flüſterte ihm ins Ohr.

War der Vorhang aufgewunden, ſo hieng dennoch ſeine Phantaſie, und ſeine Augen wieder auf Julien, und der fünfte Akt machte eine ſo heftige Wirkung auf ſeine Empfindung, daß er durch ſein lautes Weinen, durch die theilnehmende Bewegung ſeiner Hände und Stimme die Aufmerkſamkeit aller Menſchen auf ſich zog.

Seine Nachbarn lachten. Man ziſchelte, und endlich auch erblikte Louiſe den Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit, und es war Jakobi. Sie erſchrak, daß ſie blaß würde, und in eben dem Augenblike ſchlug auch Jakobi ſein Auge auf, und ſah ſie bleich wie eine Leiche. In ſein beneztes Auge, in ſein Geſicht voll unendlichen Mitleidens ſtieg ein Strahl der Freude, da er ſie erblaßen ſah.

Sie ſah mich, und erblaßte, dachte er auf dem Rükwege: ſie liebt mich noch! und dahin flog er aus dem Getümmel der Menſchen nach Louiſens Wohnung. Die gnädige Frau iſt oben, ſagte Hannchen: ich will Sie melden.

Hannchen blieb lange: endlich kam ſie mit einem

zweideutigen und halbverdrießlichen Gesicht, und führte ihn hinauf.

Louise stand da im Zimmer, gepuzt wie eine Königin, und verbeugte sich mit einem majestätischen Anstande. Ich hatte Sie gebeten, lieber Jakobi, fieng sie verlegen an: ich hatte Sie gebeten mich nicht wieder zu sehen. Ich hatte Ihnen meine Gründe geschrieben. Indeß es ist mir lieb, daß ich Sie noch einmal sehe, wahrhaftig bloß um Ihnen mein Lieber, zu versichern, daß ich ewig Ihre Freundin sein werde.

Louise! Louise! hob er bestürzt an.

Den Namen nicht, Herr Jakobi! ich darf ihn nicht annehmen.

Nicht? antwortete Jakobi, und in sein Auge stieg die lodernde Flamme des Zorns.

Lieber Jakobi, sagte freundlich Louise, und ergriff seine Hand; ich habe unendlich gelitten Ihretwegen, und mein Gewissen — nein; ich bin fest entschlossen, es zu endigen, und wenn Sie mich lieb haben —

Ich? sprach er: ich? nur eine Frage an Sie? lieben Sie mich?

Wozu hilft —

Ich frage; lieben Sie mich? Seine Wangen waren hochroth.

Louise zog die Augenbraunen zusammen: lieber, bester Jakobi, so hören Sie mich doch —

Hernach! — O Louise, denken Sie an Romeo; Julie liebte ihn bis ins Grab! O Louise!

Laſſen Sie doch die Romanenideen fahren.

Romanenideen? alſo Sie lieben mich nicht? Er ſah unſtät und wild umher. Seine Hand fuhr in die Taſchen, dann in die Oeffnung der Weſte, dann ballte ſie ſich. Louiſe zitterte.

Ja, lieber Jakobi, ich liebe Sie; ich liebe Sie wahrhaftig; allein, was kann uns das helfen?

O Louiſe, Gott! wer weiß — o vielleicht bald iſt Ihre Liebe nicht mehr unrecht!

Wie ſo? fragte Louiſe erſtaunt.

Julchen iſt ſehr krank.

Und darauf ſind Sie grauſam genug Ihre Hoffnungen zu gründen! Nein, Jakobi! — Sie haben ſie getödtet, nein! nie, nie werd ich — Sie runzelte die Stirn. Hören Sie lieber Jakobi, hören Sie; jezt iſt es wahrhaftig unſchiklich länger männliche Geſellſchaft bei mir zu haben. Es iſt ſchon halb zehn. Sie ſah auf die Uhr. Laſſen Sie mich jezt. Ich werde Sie rufen laſſen. — Und dann bedenken Sie die Ungleichheit des Standes. Sie hatte etwas Saures in ihrer Miene.

Louiſe, ich würde Sie lieben, würde mein Leben für Sie geben, und wenn Sie, wenn Sie die Tochter des verachteſten Menſchen wären. Er ergriff bei dieſen Worten ihre Hand, er zog ſie zu ſich, er benezte ſie mit ſeinen Thränen, er ſank zu ihren Füßen, ſprang wieder auf, und drükte ſie aufs neue an ſeine Bruſt.

Anfangs vertheidigte ſich Louiſe mit großem Ernſte; bald aber von der wilden flammenden Leidenſchaft des Jünglings hingeriſſen, theilte ſie Liebkoſungen und Entzükungen mit ihm.

Zwei ganz entgegengeſezte Entſchlüſſe ſchienen in ihr zu kämpfen: bald zog ſie den Jüngling an ſich, ihre Blike, ihre Liebkoſungen machten ihm Muth zu den dreiſteſten Hoffnungen; bald ſtieß ſie ihn von ſich, und ein ſchneller Ernſt löſchte die Liebe in ihren Augen aus. Die Liebe würde dennoch geſiegt haben, wenn auch hier Jakobi nicht beſcheidener geweſen wäre, als ſeine Wünſche.

Ein Geräuſch auf dem Saale brachte Louiſen zu ſich. Jezt gehen Sie, lieber Jakobi! ich werde Sie rufen laſſen! Es iſt ſpät! allein kommen Sie nicht eher, ich werde Sie rufen laſſen und wir wollen ſehen.

Gute Nacht! — Gute Nacht, lieber Jakobi!

Sie gab ihm die Hand. Jakobi drükte ſie mit Inbrunſt an ſeine Lippen, und gieng halb froh und halb elend.

Am andern Tage hoffte er auf eine Einladung. Sie kam nicht. Er flog am Abend auf die Promenade, ins Schauſpiel; ſie war nicht da. Er that die Nacht kein Auge zu, und Louiſe ſtand immer vor ſeiner Stirn.

Am andern Morgen hoffte er auf eine Einladung und es kam keine. Am Mittag verlor er die Geduld. Er flog nach Louiſens Hauſe. Ein Bedienter ſagte

ihm: die gnädige Frau habe ſchnell auf einige Tage verreiſen müſſen.

Louiſe war in großer Verlegenheit. Sie liebte den Jüngling wirklich; allein ſie war jezt Braut des Grafen Sorbel. Jezt, nur jezt war ihr der Jüngling ſehr zur ungelegenen Zeit gekommen. Sie ſah, daß die Entdekung ihrer neuen Verbindung bei den thörigten Hoffnungen des Jünglings ihn aufbringen würde; ſie fürchtete ſeine Beſuche, da der Graf jezt ganze Tage bei ihr war. Sie wollte das Herz des jungen Menſchen nicht aufgeben, ſondern ihn nur jezt entfernen.

Wenn er mehr Ton gehabt hätte, ſo würde Louiſe ihm geſagt haben: ich bin Braut vom Graf Sorbel. Sorbel iſt am Tage bei mir; kommen Sie die Abende; allein wie konnte ſie dieſe modiſche Theilung von einem jungen Menſchen erwarten, der ſo natürlich dachte auf ihre Hand zu hoffen.

Sie täuſchte ihn alſo mit einer vorgegebenen Reiſe.

Der Bediente ſagte alſo dem jungen Manne: die gnädige Frau ſind verreiſt.

Jakobi erſtarrte. Wann? fragte er: Eben, antwortete der Domeſtik, und Jakobi flog nach Hauſe, ließ ſatteln, und jagte zum erſten Thore hinaus, das er traf, jagte bis Abends, ſchlief die Nacht eben ſo wenig, und kam am andern Abend unwillig zurük.

Einige Tage! dachte er: die kann ich abwarten:

Ich muß ihre Zweifel beſiegen, ich werde ſie beſiegen. An meiner Bruſt wird ihr Gewiſſen ſich beruhigen. Ich will warten.

Er wartete acht Tage, und hatte dem Bedienten geſagt, daß er ihm Nachricht geben ſollte, ſobald ſie zurük käme. Endlich kam der ſo ſehnlich erwartete Bediente, und brachte die Nachricht, daß die gnädige Frau geſchrieben habe, ſie würde noch einige Monate ausbleiben.

Ein neuer Donnerſchlag! Noch einige Monate! ſagte er und ſah an die Deke, indeß ſtieg auch ſogleich wieder die ſchöne Hoffnung empor: die Liebe wird ſie beſiegen!

In dem Augenblike, da der Bediente gehen wollte, ſtieg Jakobi'n der Gedanke auf, ob er nicht von dem Bedienten den Ort ihres Aufenthalts erfahren könnte.

Er fieng alſo an ſich erſt gleichgültig nach andern Umſtänden der gnädigen Frau zu erkundigen, und da die Zunge des Bedienten im Gange war, ſo erzählte der denn unter andern Nachrichten ihm, daß die gnädige Frau wohl wieder heirathen würde.

Was? ſchrie Jakobi auf: heirathen? Wie? was?

Nun ja doch! ſagte der Bediente mit der kälteſten Gelaſſenheit: Nun ja doch, Herr Jakobi; den Grafen Sorbel; Sie haben ihn ja geſehen: es war der, der mit ihr in die Komödie fuhr.

Was Teufel, das iſt nicht ſo! das rief er, und warf den erſchrokenen Bedienten ungeſtüm an die

Wand, — das ist nicht wahr! nun ergriff er den Stok und dann den Hut. Der Bediente flog eilig, wie er ihn den Stok ergreifen sah, zur Thüre hinaus, und Jakobi wüthend hinter ihm drein.

Auf dem Saale begegnete ihm der alte Amtmann. Mit einer zitternden Stimme rief ihm der Greis entgegen: da bist Du, Du Unglükkicher! und ergriff den jungen wüthenden Menschen.

Lassen Sie mich! ich habe nicht einen Augenblik Zeit! sagte Jakobi, und suchte sich los zu machen.

Herr, Sie sollen hier bleiben! Sie sollen! Sie sollen! ich habe mit Ihnen zu reden, und ich stehe dir dafür, junger Mensch, Du sollst mich hören.

Jakobi versuchte mit Gewalt sich los zu machen.

Mensch, Du sollst mich hören! sagte der Alte voll Eifer.

Gehn Sie zum Teufel! ich will nicht!

Ich komme von Deinem sterbenden Weibe, Du Unglükkicher!

Wie! rief Jakobi, und die Arme sanken ihm nieder. Er ließ sich jezt gutwillig in das Zimmer zurük führen, und sezte sich, bleich wie Kalch nieder.

Ja, Du Unglükkicher! ich komme von Deinem sterbenden Weibe, die Deine Treulosigkeit, Deine unsinnige verdammte Leidenschaft ins Grab stürzt.

Gott im Himmel! rief Jakobi: Wo ist sie?

In dem schrekklichen Arme des fürchterlichsten,

leidenvollſten Todes! Du thörigter Menſch, ſo weit haſt Du Dich gebracht! So weit!

Jakobi ſtarrte die Wände an.

Da ſtehſt du, du elender armſeliger Sünder! da ſtehſt du, der Spott eines Weibes, das dich zum Narren hat, und der Mörder eines andern, das dich wahrhaft liebt, und aus Liebe zu Dir ſtirbt!

Ja ja! jezt! jezt ſeh ichs! zum Narren hat! um ihretwillen hab ich die ermordet! Geht alle zum Teufel!

Mit dieſen Worten ſprang Jakobi zur Thüre hinaus. Wie ein Blitz war er die Treppe hinab, und verſchwunden.

Der alte Mann hoffte noch einige Minuten auf ſeine Wiederkunft, und nun gieng er zu Louiſen wo er ihn gewiß zu treffen hoffte.

Er ließ ſich melden und wurde angenommen. Mit einem finſtern und mürriſchen Geſichte trat er zu Louiſen ins Zimmer: Hören Sie gnädige Frau, fieng er mit einer raſchen Stimme an: ich bin Ihrem Range und Ihrem Geſchlechte Ehrfurcht ſchuldig; aber halten Sie mirs zu gute, wenn ich ein wenig grad' herausgehe. Ich bin ein alter Mann, und denke bald dieß graue Haar zur Grube zu tragen, und das wollt' ich gern mit Ehren; drum ſag' ich die Wahrheit ſo lang' ich kann.

Sie haben den jungen Jakobi verführt!

Wie, Herr Amtmann, ich?

Ja Sie! gnädige Frau, und das aus bloßem Ki-

zel der verdammten Eitelkeit, überall einen jungen Menschen zu haben, der um Sie herumschwänzt.

Wie, Herr Amtmann? wie komm' ich dazu?

Durch Ihre Thaten: — Sie haben den jungen Menschen verführt.

Was kann ich dafür, wenn ein Laffe mich schön findet?

Schön findet? Ei, das findet Sie ein jeder, der Sie sieht; ohne darum hinter Ihnen herzulaufen. Sie haben den jungen Menschen verführt, sag ich! denn er war ein Bauer, und — das müssen Sie keinem alten Manne weiß machen, der seine siebenzig Jahre in der Welt gelebt hat, daß die Liebe einen anwehet. Da haben Sie den jungen einfältigen Menschen erst genekt, haben Ihren Spaß und Ihren Spott mit ihm gehabt; da haben Sie ihm angelächelt, und zugewinkt: haben ihm geliebt, wie die Taube den Tauber; haben —

Herr Amtmann, ich bitte mir aus — gehen Sie — Sie sind —

Ich bin gerad' heraus! und ich habe mit Ihnen zu reden! Verführt haben Sie den jungen Menschen; weil es Ihnen wohlthat, daß der junge Mensch an Ihnen hieng wie eine Klette, und daß er Ihr Sklave war, das haben Sie! — Und wenn Sie ihn geliebt hätten, nein! geschämt haben Sie sich seiner öffentlich und heimlich, Abends haben Sie mit ihm getändelt, ihm die Hände gedrükt, bis der Bursche denn den Verstand verliert.

Louise weinte laut vor Verdruß. Der alte Mann

fuhr fort. Das haben Sie. Eine Frau mußte er nehmen. Ich wollte gleich nichts mit dem Handel zu thun haben; aber da mußte er auf Ihren Befehl mußte er! Meinen Sie, ich hätte es nicht gemerkt? damit Sie sich freuen konnten, daß er Ihr Sklave war. Und da, da zogen Sie ihn wieder an sich, und da mußte er die Frau hinten ansezen, und da waren Sie in dieser Ehe, ich mag nicht sagen, was, und die Thränen der jungen Frau waren Ihre Freude. Ja, und hätten Sie den jungen Menschen lieb gehabt?

O wahrhaftig, ich habe ihm selbst gerathen; — er konnte seine Liebe nicht überwinden.

Nicht überwinden? das machen Sie einem Mädchen von fünfzehn Jahren weiß, und keinem Siebenziger. Hätten Sie den Burschen nicht genärrt, und geneckt, und mit ihm geblinzelt und gehätschelt, nur damals noch, als ich Sie warnte: es hätte noch immer eine gute Ehe werden können! aber nein! das ist nicht genug, den jungen Menschen da, aus bloßer verdammten Eitelkeit, den Kopf zu verwirren: nein! da muß auch noch Vater und Mutter, und Weib unglüklich werden, damit Sie den Spaß haben sagen zu können: das konnte meine Schönheit! Nun, das können Sie denn jezt sagen. Die junge Frau, die eine Zierde ihres Geschlechts die Mutter und Großmutter hätte werden können, die liegt jezt und ringt mit dem Tode, und verflucht in der Sterbestunde und verklagt mit dem lezten Röcheln ihre Mörderin Louise von Bernack. Die vier alten sizen da, und heben ihre Hände auf zu

Gott, und bitten den jungen Menſchen wieder zurecht zu führen, und Ihnen, ich mag nicht ſagen, was Ihnen die alten Leute wünſchen.

Louiſe ſank auf einen Stuhl, und rief voll Schreken aus: O Gott, hören Sie auf! alter Mann! hören Sie auf!

Nein, bis Sie den jungen Menſchen fahren laſſen, den ſie verführt haben. Er ſoll mit mir nach Hauſe; ſeine ſterbende Frau will ihn ſehen. — Da bringt er ſie erſt ins Bad, dann reitet er hieher, und wie das die junge Frau erfährt, ſo ſchlägt ſie dahin, ſpeiet Blut und kann kaum noch athmen, und nun liegt ſie da im Sterben, und verlangt nach ihrem Mann, und der liegt hier und läßt ſich foppen. Wollen Sie den jungen Menſchen gehen laſſen?

Mein Gott, wie gern, wie gern beſter Herr Amtmann! Ich bin, ſo wahr mir Gott helfe, unſchuldig! Fragen Sie ihn ſelbſt! er muß es ſagen, daß ich ihn ſchlechterdings abgewieſen habe. Leſen Sie, das hab ich ihm ſchon vor acht Tagen geſchrieben.

Der Alte las: hm! hm! und da will er nicht? Ja, das geht ſo; nun fängt Ihnen der Handel ſelbſt an läſtig zu werden; nun wollen Sie des jungen Menſchen los ſein, und der will nun nicht, und wer weiß, ob denn doch nicht hinterher Händedrüke und —

Mein Gott, Herr Amtmann, hören Sie doch auf mich zu beſchimpfen! Wie kann ich ihn denn jezt an mich ziehen. Ich bin ja erklärte Braut vom Graf Sorbel.

Ja! Ja! da begreif ich den Brief! aber das hätten Sie dem jungen Menſchen ſchreiben müſſen; aber da haben Sie von Liebe und Gott weiß was, dem Thoren vorgeſchnakt; denn Sie wollen mit Manier aus dem Handel. Da gnädige Frau, da ſteht Tinte: ſchreiben Sie an den jungen Menſchen, ich will einmal Ihnen zeigen, wie ein ſolcher Brief eingerichtet ſein muß. Ohne Umſtände!

Wie? Sie wollen mich zwingen?

Ja, oder wenn Sie nicht wollen, ſo will ich den Grafen Sorbel bitten, daß er Sie zu dieſem Briefe beredet.

Louiſe ſezte ſich und ihr Geſicht war blaß wie ein weißes Tuch, ſie ergriff die Feder und ſchrieb. Der Amtmann diktirte:

Dies iſt meine eigentliche Meinung, junger Menſch! Ich habe es ganz gern geſehen, daß Sie mein Anbeter waren, ſo lange ich noch nicht die Braut des Grafen Sorbel war. Jezt bin ich es; alſo reiſen Sie nach Hauſe, und laſſen Sie den Gedanken fahren, daß unter Perſonen von ſo ungleichem Stande jemals Liebe ſtatt finden konnte. Louiſe von Bernack.

Wie der Alte das Billet hatte, ſo gieng er zu Hauſe, und traf Jakobi'n an. Er war wild und wüthend, ohne zu wiſſen wohin, umhergerannt und eben zurük gekommen.

Sagen Sie mir, rief Jakobi dem Alten entgegen: iſt es wahr? meine Frau ſtirbt? —

Nicht wahr, Sie würden es gern ſehen? nicht

wahr? aber da! leſen Sie! er gab ihm Louiſens Billet.

Jakobi überflog die Reihen. Eine unnennbar bittere und halb lachende Miene war die Antwort. Er ſchlug ſeine Augen nicht von dem Papiere ab, weil er fürchtete dem Auge des Alten zu begegnen.

Und um dieſes Weib haſt du deine Frau ermordet! hob der Amtmann an, um dieſes Weib, deren Geck, deren Spielzeug du geweſen biſt.

Jakobi biß die Lippen aufeinander, und ſah noch immer auf das Papier: und das iſt wahr? fragte er endlich und wieß dem Alten das Papier: ſie iſt Braut?

Zweifelſt du noch? Braut vom Graf Sorbel!

Sie haben ſie geſprochen?

Eben komm' ich von ihr.

So ſei ihr Gott gnädig! rief Jakobi, und fort war er.

Er ſtürzte in Louiſens Haus. Ein Bedienter wollte ihn aufhalten, aber ſchon war er die Treppe hinan, ſchon durch das Vorzimmer. Louiſens Thüre flog auf, und Jakobi ſtand mit wüthenden Bliken mitten im Zimmer vor ihr da.

Wie Louiſe rief er: Sie haben mich betrogen und — ſo ſchändlich betrogen? — Nein Louiſe nein! es iſt nicht ſo! Du biſt nicht Braut! Du biſt mein! Jezt erſt ſah er, daß Louiſe ohne Farbe auf das Sopha geſunken war. Sie verlor, da ſie Jakobi'n erblikte mit einem lauten Geſchrei alle Beſinnung und ſank nieder.

Jezt erſt bemerkte Jakobi einen jungen Mann, der mit im Zimmer war, und der ſich jezt mit einem unbeſchreiblichen Befremden näherte.

Wer ſind Sie, Herr? fragte der Fremde; was wollen Sie hier?

Jakobi betrachtete ihn verlegen, und zeigte auf Louiſen.

Sie haben der Frau einen großen Schreken verurſacht; — das ſeh' ich! — Gehn Sie! Er ergriff ihn bei der Hand, um ihn hinaus zu führen.

Nein, ich gehe nicht eher! nein! rief Jakobi jezt mit Hize: erſt will ich es von ihr ſelbſt hören, ob ſie mich betrogen hat.

Zum Teufel; Herr, wer ſind Sie denn? fragte der Fremde mit einer großen Beſtürzung.

Louiſe! Louiſe! rief Jakobi: ja, Du liebſt mich! Nein, nein, Du haſt mich nicht betrogen.

Louiſe ſchlug jezt ihr Auge auf, mit einem wüthenden Blike auf Jakobi ſprang ſie auf und ſtieß ihn von ſich, da er eine ihrer Hände küßte, und rief: Graf Sorbel, ſchaffen Sie mir den verrükten Kerl vom Leibe.

Verrükten Kerl? rief Jakobi in der höchſten Wuth: Louiſe! Louiſe! Ich habe Deinetwillen meine Frau getödtet! ſtoß mich nicht ſo von Dir!

Und Sie können das ſo anſehen, Graf? ſprach Louiſe, und ſie ſprang an die Klingel.

Meine Gnädige; ehe Sie Ihre Domeſtiken rufen, bitte ich erſt um ein Wort. Wer iſt der junge

Mann? Bei Gott gnädige Frau, ich brauche Erläuterung über alles dieſes. Wer iſt er?

Ich ſchwöre Ihnen zu, lieber Graf; ich kenne ihn nicht. Es iſt ein Verrükter, ein Raſender!

Jakobi hob ſeine Hände in die Höhe und erſtarrte.

Kennen Sie die gnädige Frau? fragte der Graf Sorbel Jakobi.

Jezt nur zu gut! antwortete er, und ließ ſeinen Kopf auf ſeine Bruſt ſinken: o Gott, mein armes ſterbendes Weib!

Und womit hat Sie die Dame betrogen? —

Womit? mit dem Verſprechen ihrer Liebe! Louiſe, o Gott! wie war es möglich, konnten Sie das ſchreiben? Er hielt ihr das Billet entgegen. Louiſe ſprang auf dieſes Billet zu; allein Sorbel nahm es ſchneller. Er lief es mit den Augen durch, und nun gab er es mit einer Verbeugung Louiſen. Sie kannten ihn ja nicht; und das iſt doch Ihre Hand gnädige Frau; und noch mehr Anſpielung auf eine alte Liebe. Ich wenigſtens, gnädige Frau, will Ihren alten Verbindungen nicht länger im Wege ſtehen. Hier Madam, ſezte er ſpottend hinzu und führte Jakobi'n ihr hin, und wollte ihre Hände in einander legen. Louiſe riß ſich los, flog an die Klingel, und ihr Zimmer war voll Domeſtiken.

Werft mir die beiden Teufel zum Hauſe hinaus!

Die Domeſtiken verſtanden nicht, was ſie wollte.

Der Graf sagte jezt höchst beleidigt: ich wenigstens meine schöne gnädige Frau, muß mir diese Ehre verbitten mich zum Hause hinauswerfen zu lassen. Kinderchen! er wandte sich zu den Domestiken: geht, geht! wir wollen mit Güte gehen. Da dieser junge Mann, und ich waren der gnädigen Dame Liebhaber, und sie wollte keinen missen, und das gab den Lärmen. Adieu gnädige Frau. Der Spaß wird Aufsehn machen. Er nahm den jungen Menschen unterm Arm und schleppte ihn zum Zimmer hinaus.

Und wer sind Sie zum Henker, mein Herr Nebenbuhler? fragte er ihn unten vor der Hausthüre. Ich bin Jakobi, ein Akkermann in Dannheim. Und ich bin Graf Sorbel, Kammerherr hier am Hofe! antwortete der Graf lachend. Ich danke Ihnen, Herr Jakobi, für Ihre Aufklärung, die Sie mir gegeben haben; vier Wochen später, hätte sie Ihnen den Hals gekostet, Adieu!

Jakobi kam höchst bestürzt von alle diesen Vorgängen im Wirthshause wieder an. Er fand die Pferde schon gesattelt, und nach einer kurzen Erklärung fand der Alte keine Schwierigkeiten mehr, ihn sogleich auf den rechten Weg nach Hause zu bringen.

Unterweges zerknirschte denn der Alte das Herz des jungen Mannes vollends. Er ließ ihn, wie sie in Dannheim ankamen, in seinem Hause abtreten und gieng erst allein zu der jungen Frau. Mit einem furchtsamen Blike sah ihm die Kranke von ihrem Lager entgegen, wie er hineintrat.

Gute Nachrichten! meine liebe Kranke! — Wenn Ihnen Gott Gesundheit giebt, so sollen Sie von nun an an auch Glük dazu haben. Ihr Mann ist hier, und nicht auf meinem Betrieb. Die Vernunft war ihm schon wieder gekommen. Louise heirathet den Grafen Sorbel, und zieht auf dessen Güter, und Ihr Mann hat denn von der Dame seinen Abschied kurz ab bekommen, und das hat seine Wirkung auch gethan. Er ist hier, und läßt fragen, ob Julchen ihm vergeben habe. Und nun rathe ich Ihnen zum zweiten male! Geschehen ist geschehen! Lassen Sie die Todten begraben sein! Soll er kommen, Kleine?

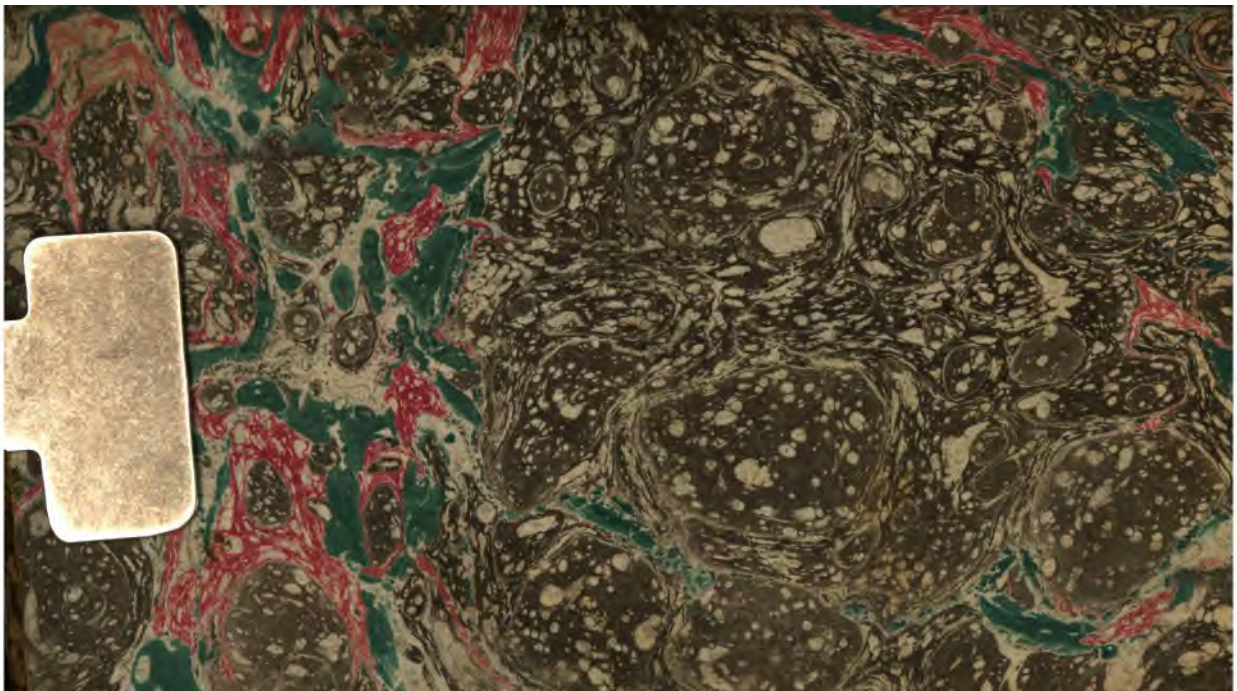
Julchen lächelte wehmüthig und nikte. Jakobi kam, er warf sich an dem Bette seiner kranken Frau nieder, und küßte lautweinend ihr die Hände. Julchen legte ihre blasse Wange an seine und schluchzte laut.

Da der erste heftige Auftritt vorüber war, so leitete des alten Amtmanns Weisheit jeden Schritt der jungen Eheleute, und nach und nach kehrte die Freude und die Einigkeit in die Familie zurük. Julchen kränkelte zwar immer fort, indeß Jakobi trug diese großen Unbequemlichkeiten mit einer musterhaften Geduld.

Wenn man ihn dieser Geduld, dieser rührenden Gefälligkeit wegen bewunderte; so schlug er das Auge gen Himmel, und sagte: ich habe ihre Gesundheit zerstört, und das wenigste, was ich für sie thun kann, ist, sie zu trösten über die Wirkungen meiner Thorheit. Er lebte nicht glüklich, aber er ertrug sein Leiden wie ein Mann, und noch Jahre nach Julchens

Tode besuchte er oft ihr Grab, und versicherte, daß er seine Frau hineingestürzt habe.

Louise erschien einige Tage nach ihrer lezten Begebenheit mit Jakobi, in einer öffentlichen Gesellschaft; allein der beleidigte junge Graf hatte die Geschichte ihres Liebeshandels mit einem Bauern aus Dannheim unter den lächerlichsten Zusäzen bekannt gemacht. Der Spott, das bitterste Lachen erhob sich gegen sie; die jungen Herren, die von dieser Geschichte auf eine große Leichtigkeit sie zu besiegen, schlossen, waren gegen sie auf die freieste Weise ungezogen.

Sie starb fast vor Verdruß, daß sie der Gegenstand der Spöttereien, und der wizigen Einfälle der ganzen Welt sein mußte. Sie zog sich endlich nach tausend vergeblichen Versuchen, sich wieder an den Hof zu bringen, aus dem glänzenden Zirkel der großen Welt zurük, nahm eines Bruders Tochter zu sich, und erzog das Mädchen, und wenn sie an dem Mädchen den kleinsten Zug der Eitelkeit bemerkte; so erzählte sie ihr diesen Theil ihres Lebens unter tausend Thränen, und machte sie aufmerksam darauf, daß die Eitelkeit tausend Gestalten, selbst die Gestalt der Liebe annimmt, um den Menschen und das eigne Herz zu täuschen.

550024